Schillers
sämmtliche Schriften.

Historisch-kritische Ausgabe.

Im Verein mit

A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener, H. Oesterley, H. Sauppe
und W. Vollmer

von

Karl Goedeke.

Zehnter Theil.

Aesthetische Schriften.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1871.

Schillers

sämmtliche Schriften.

Historisch-kritische Ausgabe.

Zehnter Theil.

Aesthetische Schriften.

Herausgegeben

von

Reinhold Köhler.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1871.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Die Bestandtheile dieses Bandes habe ich gesammelt und geordnet. Die Bearbeitung hat Reinhold Köhler in Weimar besorgt. Die zu Schillers Lebzeiten erschienenen Drucke sind umfassend benutzt worden, die späteren nur in besondern Fällen berücksichtigt, worüber die Anmerkungen Rechenschaft geben. Es haben sich auch hier wieder Doppeldrucke zu erkennen gegeben; von der Ankündigung der Horen (XIII) sind zwei, von dem ersten Stücke der Horen sogar drei abweichende Drucke nachgewiesen. Der Satz von A ist nach dem Abzuge einer Anzahl von Exemplaren stehen geblieben und dann, um die Orthographie übereinstimmender zu machen, durchcorrigirt, woraus a entstanden; a dagegen ist ein neuer Satz, da bei der wachsenden Theilnahme für die beginnende Zeitschrift mit Schillers Vorwissen eine neue Auflage veranstaltet wurde. Auch von der bei Göschen erschienenen Neuen Thalia scheint ein Doppeldruck, wenigstens des zweiten Heftes, anzunehmen, da in der Abhandlung über die tragische Kunst (II) sich einige erst nachträglich bemerkte Verschiedenheiten ergeben. S. 31,24 liest ein Druck anstatt Darius sehr deutlich Danius und 40,27 anstatt ermunternd irrig ermuntend; doch hat dasselbe Exemplar mit dem benutzten (A) S. 39,31 den Druckfehler zn für zu gemeinschaftlich.

Auf den Inhalt der Abhandlungen dieses Theiles glaubte ich nicht weiter eingehen zu müssen. Wer sich über das Eigenthümliche der Schillerschen Aesthetik, neben seinen Abhandlungen selbst, genau unterrichten und dasselbe im Zusammenhange mit seiner Philosophie, mit seinen Vorgängern, Zeitgenossen und Nachfolgern erörtert sehen will, dem ist die Lectüre des ausgezeichneten Werkes: „Schiller in seinem

Verhältnisse zur Wissenschaft von Karl Tomaschek" (Wien 1862) zu empfehlen. Dort findet man auch die Erörterung und Feststellung des Chronologischen dieser Aufsätze. Obwohl ich mit den dort ermittelten Resultaten übereinstimme, bin ich in der Anordnung der Reihenfolge doch mitunter davon abgewichen und habe z. B. den Aufsatz über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten, der vor dem über die Gefahr ästhetischer Sitten entstanden ist, diesem nachgesetzt, weil Schiller den letzteren, über die Gefahr, früher drucken ließ und sich in dem ersteren, über den Nutzen, darauf bezogen hat. Auch habe ich die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, die im wesentlichen schon früher entstanden sind, wenigstens die ersten sechzehn, in die Horenzeit gerückt, weil sie erst nach Beginn der Zeitschrift abgeschlossen und in dieser veröffentlicht wurden.

Die Blätter aus dem Nachlaß sind getreu nach den im Besitz von Schillers Tochter Emilie befindlichen Originalen mitgetheilt. Die beiden Stellen des Anhanges, aus Recensionen entlehnt, scheinen mir von Schiller herzurühren. Doch will ich den Glauben an die Echtheit niemand aufreden. Der scheinbare Widerspruch der kurzen Bemerkungen über Kants Meinung vom radikalen Bösen mit Schillers Ansicht, hebt sich einfach, wenn man berücksichtigt, daß zwischen der Annahme eines Satzes und der Vertheidigung desselben gegen einen grundlosen Einwand ein großer Unterschied ist. Ich räume übrigens gern ein, daß diese lessingsche Art, Gegner anders denkender Autoren abzuweisen, nicht eben Schillers Art gewesen ist.

Göttingen, 25. Juli 1867.

K. Goedeke.

Inhalt.

I.

Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. 92

Wie sehr auch einige neuere Aesthetiker sichs zum Geschäft machen, die Künste der Phantasie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, *daß sie auf Vergnügen abzwecken*, wie gegen einen herabsetzenden Vorwurf zu vertheidigen, so wird dieser Glaube dennoch, nach wie vor, auf seinem festen Grunde bestehen, und die schönen Künste werden ihren althergebrachten unabstreitbaren und wohlthätigen Beruf nicht gern mit einem neuen vertauschen, zu welchem man sie großmüthig erhöhen will. Unbesorgt, daß ihre auf unser Vergnügen abzielende Bestimmung sie erniedrige, werden sie vielmehr auf den Vorzug stolz seyn, dasjenige *unmittelbar* zu leisten, was alle übrigen Richtungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes nur *mittelbar* erfüllen. Daß der Zweck der Natur mit dem Menschen seine Glückseligkeit sey, wenn auch der Mensch selbst in seinem mora- 93
lischen Handeln von diesem Zwecke nichts wissen soll, wird wohl niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieser also, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die schönen Künste ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuspenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen sie, was ihre ernstern Schwestern uns erst mühsam erringen lassen; sie verschenken, was dort erst der sauer erworbene Preiß vieler Anstrengungen zu seyn

A: Neue Thalia, Bd. 1 (1792), Hft. 1, S. 92—125. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S 75–109. — b: Dieselben, andrer Druck. — K: Werke 1813. 8, 1, 142 ff. — W: Werke 1844. 10, 94 ff. — M: Werke 1860. 11, 391 ff. — 5: *daß — abzwecken*] in B b nicht gesperrt, und so sind alle in A gesperrt gedruckten Worte in B b nie gesperrt. — 9: zu welchen A. — 13: übrige K. — 22: Preis B b.

pflegt. Mit anspannendem Fleiße müssen wir die Vergnügungen des Verstandes, mit schmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaaß der letztern durch eine Kette von Leiden büßen; die Kunst allein gewährt uns Genüsse, die nicht erst abverdient werden dürfen, die keine Opfer kosten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienst, auf diese Art zu ergötzen, mit dem armseligen Verdienst, zu belustigen, in eine Klasse setzen? ' Wer sich 94 einfallen lassen, der schönen Kunst bloß deßwegen jenen Zweck abzusprechen, weil sie über diesen erhaben ist?

Die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmäßige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten einen recht hohen Rang anzuweisen, um ihnen die Gunst des Staats, die Ehrfurcht aller Menschen zu erwerben, vertreibt man sie aus ihrem eigenthümlichen Gebieth, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich ist. Man glaubt ihnen einen großen Dienst zu erweisen, indem man ihnen, anstatt des frivolen Zwecks zu ergötzen, einen moralischen unterschiebt, und ihr so sehr in die Augen fallender Einfluß auf die Sittlichkeit muß diese Behauptung unterstützen. Man findet es widersprechend, daß dieselbe Kunst, die den höchsten Zweck der Menschheit in so großem Maase befördert, nur beyläufig die'se 95 Wirkung leisten und einen so gemeinen Zweck, wie man sich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben sollte. Aber diesen anscheinenden Widerspruch würde, wenn wir sie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens und eine vollständige Philosophie der Kunst sehr leicht zu heben im Stande seyn. Aus dieser würde sich ergeben, daß ein freyes Vergnügen, so wie die Kunst es hervorbringt, durchaus auf moralischen Bedingungen beruhe, daß die ganze sittliche Natur des Menschen dabey thätig sey. Aus ihr würde sich ferner ergeben, daß die Hervorbringung dieses Vergnügens ein Zweck sey, der schlechterdings nur durch moralische Mittel erreicht werden könne, daß also die Kunst, um das Vergnügen als ihren wahren Zweck vollkommen

4: der letztern] derselben B b K W M. — 6: kein Opfer B b K W M. — 9: deswegen b. — 17: Gebiet, B. — 23: Maaße B b. — beiläufig B b.

zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müsse. Für die Würdigung der Kunst ist es aber vollkommen einerley, ob ihr Zweck ein moralischer sey, oder ob sie ihren Zweck nur durch moralische Mittel erreichen könne, denn in beyden Fällen hat sie es mit der Sittlichkeit ' zu thun und muß mit dem Sittengesetz im engsten Ein- 96
verständniß handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunst ist es nichts weniger als einerley, welches von beyden ihr Zweck und welches das Mittel ist. Ist der Zweck selbst moralisch, so verliert sie das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freyheit, und das, wodurch sie so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt sich in ein ernsthaftes Geschäft, und doch ist es gerade das Spiel, wodurch sie das Geschäft am besten vollführen kann. Nur indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre völlige Freyheit ausübt, kann sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen.

Es ist ferner gewiß, daß jedes Vergnügen, insofern es aus sittlichen Quellen fließt, den Menschen sittlich verbessert, und daß hier die Wirkung wieder zur Ursache werden muß. Die Lust am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen stärkt unsre ' moralische Gefühle, wie 97
das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe u. s. f. alle diese Neigungen stärkt. Eben so, wie ein vergnügter Geist das gewisse Loos eines sittlich vortreflichen Menschen ist, so ist sittliche Vortreflichkeit gern die Begleiterinn eines vergnügten Gemüths. Die Kunst wirkt also nicht deswegen allein sittlich, weil sie durch sittliche Mittel ergötzt, sondern auch deswegen, weil das Vergnügen selbst, das die Kunst gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunst ihren Zweck erreicht, sind so vielfach, als es überhaupt Quellen eines freyen Vergnügens giebt. Frey aber nenne ich dasjenige Vergnügen, wobey die Gemüthskräfte nach ihren eigenen Gesetzen affiziert werden, und wo die Empfindung

5: zu thun, Bb. — Sittengesetz] sittlichen Gefühl BbKWM. — 7: einerlei, Bb. — beiden Bb. — 9: das swodurch A. — 11: Geschäft; Bb. — 13: höchste Bb. — 15: Freiheit Bb. — 16: in sofern Bb. — 18: Schönen A (ohne Komma). — 19: moralischen BbKWM. — 22: vortrefflichen Bb (und so stets: vortrefflich, Vortrefflichkeit). — 23: Begleiterin Bb. — 24 u. 25: deßwegen B. — 29–30: wobey die geistigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft thätig sind und wo . . . BbKWM.

durch eine Vorstellung erzeugt wird; im Gegensatz von dem physischen oder sinnlichen Vergnügen, wobey die Seele dem Mechanismus unterwürfig, nach fremden Gesetzen bewegt wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre physi'sche Ursache erfolget. Die sinnliche Lust ist 98 die einzige, die vom Gebiet der schönen Kunst ausgeschlossen wird, und eine Geschicklichkeit, die sinnliche Lust zu erweken, kann sich nie oder alsdann nur zur Kunst erheben, wenn die sinnlichen Eindrüke nach einem Kunstplan geordnet, verstärkt oder gemäßigt werden, und diese Planmäßigkeit durch die Vorstellung erkannt wird. Aber auch in diesem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunst, was der Gegenstand eines freyen Vergnügens ist, nehmlich der Geschmack in der Anordnung, der unsern Verstand ergötzt, nicht die physischen Reize selbst, die nur unsre Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des sinnlichen, Vergnügens ist Zweckmäßigkeit. Das Vergnügen ist sinnlich, wenn die Zweckmäßigkeit nicht durch die Vorstellungskräfte erkannt wird, sondern bloß durch das Gesetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur physischen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäßige ' Bewegung 99 des Bluts und der Lebensgeister in einzelnen Organen oder in der ganzen Maschine die körperliche Lust mit allen ihren Arten und Modifikationen; wir fühlen diese Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen Vorstellung von ihr.

Das Vergnügen ist frey, wenn wir uns die Zweckmäßigkeit vorstellen, und die angenehme Empfindung die Vorstellung begleitet; alle Vorstellungen also, wodurch wir Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit erfahren, sind Quellen eines freyen Vergnügens, und in so fern fähig, von der Kunst zu dieser Absicht gebraucht zu werden. Sie erschöpfen sich in folgenden Klassen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beschäftigt unsre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verstand; das Schöne den Verstand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die

2–3: die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, B b K W M. — 6: erwecken, B b. — 7: sinnliche A. — Eindrücke B b. — 11: nämlich B (und so stets: nämlich, der nämliche u. s. w.) — 20–21: Modificationen; B b. — 27–28: in sofern B b. — 31: den Verstand, B.

Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar er'götzt auch schon der 100
Reiz oder die zur Thätigkeit aufgefoderte Kraft, aber die Kunst bedient sich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäßigkeit zu begleiten; allein betrachtet verliert er sich unter die Lebensgefühle, und die Kunst verschmäht ihn wie alle sinnlichen Lüste.

Die Verschiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunst das Vergnügen schöpft, das sie uns gewähret, kann für sich allein zu keiner Eintheilung der Künste berechtigen, da in derselben Kunstklasse mehrere, ja oft alle Arten des Vergnügens zusammen fließen können. Aber in so fern eine gewisse Art derselben als Hauptzweck verfolgt wird, kann sie, wenn gleich nicht eine eigene Klasse, doch eine eigne Ansicht der Kunstwerke gründen. So, z. B. könnte man diejenigen Künste, welche den Verstand und die Einbildungskraft vorzugsweise befriedigen, diejenigen also, die das Wahre, das Vollkommene, das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Nahmen der schönen Künste (Künste des Geschmacks, ' Künste des Verstandes) begreifen; 101
diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweise beschäftigen, also das Gute, das Rührende und Erhabene zu ihrem Hauptgegenstand haben, unter dem Nahmen der rührenden Künste (Künste des Gefühls, des Herzens) in eine besondere Klasse vereinigen. Zwar ist es unmöglich, das Rührende von dem Schönen durchaus zu trennen, aber sehr gut kann das Schöne ohne das Rührende bestehen. Wenn also gleich diese verschiedene Ansicht zu keiner vollkommenen Eintheilung der freyen Künste berechtigt, so dient sie wenigstens dazu, die Principien zu Beurtheilung derselben näher anzugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich einreissen muß, wenn man bey einer Gesetzgebung in ästhetischen Dingen die ganz verschiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechselt.

Unter der rührenden Gattung behaupten in der Dichtkunst die Epopee und das Trauerspiel den vorzüglichsten Rang. In ' der 102
Erstern ist das Rührende dem Erhabnen, in dem letzten das Erhabene dem Rührenden beigesellt. Wollte man von diesem Leitfaden weiter

2: aufgeforderte K W M. — 5: ihn, Bb. — 11: eigene B. — 14: Vollkommene das A. — 18: das Erhabene und Rührende B b K W M. — 19–20: Rührenden A, Rührenden b. — 27: einreißen B b. — 30 bis S. 6, Z. 8: fehlen in B b K W M.

Gebrauch machen, so könnte man Dichtungsarten aufstellen, die das Erhabene allein, andre die das Rührende allein behandeln. In noch andern würde sich das Rührende mit dem Schönen vorzüglich gatten, und zu der zweiten Ordnung der Kunst einen Uebergang bahnen. So könnte man vielleicht diesen Faden auch durch diese, die schönen Künste, fortführen, und an dem höchst Vollkommenen einen Rückweg zum Erhabenen finden, wodurch der Kreis der Künste geschlossen würde.

Das Rührende und Erhabene kommen darinn überein, daß sie Lust durch Unlust hervorbringen, daß sie uns also (da die Lust aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entspringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt.

Das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl ' unsrer Ohnmacht und Begrenzung, einen Gegenstand zu umfassen, 103
anderseits aber aus dem Gefühl unsrer Uebermacht, welche vor keinen Grenzen erschrickt, und dasjenige sich geistig unterwirft, dem unsre sinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenstand des Erhabenen widerstreitet also unserm sinnlichen Vermögen, und diese Unzweckmäßigkeit muß uns nothwendig Unlust erwecken. Aber sie wird zugleich eine Veranlassung, ein anderes Vermögen in uns zu unserm Bewußtseyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen ist. Ein erhabener Gegenstand ist also eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerstreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige schmerzet.

Rührung, in seiner strengen Bedeutung, bezeichnet die gemischte Empfindung des Leidens und der Lust an dem Leiden. ' Rührung 104
kann man also nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über dasselbe gemäßigt genug ist, um der Lust Raum zu lassen, die etwa ein mitleidender Zuschauer dabey empfindet. Der Verlust eines großen Guts schlägt uns heute zu Boden, und unser Schmerz rührt den Zuschauer; in einem Jahre erinnern wir uns dieses Leidens selbst mit Rührung. Der Schwache ist jederzeit ein

9: darin B. — 15: Begränzung, B. — 17: Gränzen B. — 18: sinnlichen B. — 26: schmerzt. B b. — 33: Jahr B b.

Raub seines Schmerzens, der Held und der Weise werden vom höchsten eigenen Unglück nur *gerührt*.

Rührung enthält eben so, wie das Gefühl des Erhabenen, zwey Bestandtheile, Schmerz und Vergnügen; also hier wie dort ligt der Zweckmäßigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So scheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu seyn, daß der Mensch leidet, der doch nicht zum Leiden bestimmt ist, und diese Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieses *Wehethun* der Zweckwidrigkeit ist zweckmäßig für unsere vernünftige Natur über'haupt und in so fern es uns zur 105
Thätigkeit auffordert, zweckmäßig für die menschliche Gesellschaft. Wir müssen also über die Unlust selbst, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Lust empfinden, weil jene Unlust zweckmäßig ist. Um zu bestimmen, ob bey einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorstellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäßigkeit die Oberhand behält. Dieß kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniß zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns schmerzhafter, als das Leiden des Lasterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menschen, glücklich zu seyn, sondern auch dem besondern, daß die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erstern widersprochen wird. Hingegen schmerzt uns das Glück des Bösewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tu'gendhaften, weil *erstlich* das Laster 106
selbst und *zweytens* die Belohnung des Lasters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Ausserdem ist die Tugend weit mehr geschickt, sich selbst zu belohnen, als das glückliche Laster, sich zu bestrafen; eben deßwegen wird der Rechtschaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Lasterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bey Bestimmung des Verhältnisses der Lust zu der Unlust in Rührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffen. Keine Zweckmäßigkeit geht uns so nah an als die *mora*-

4: liegt B b. — 5: Grnnde B. — 27: Außerdem B b. — 28: Laster sich Bb. — deswegen Bb (und so fernerhin).

lische und nichts geht über die Lust, die wir über diese moralische Zweckmäßigkeit empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer problematisch seyn, die moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet sich auf unsre vernünftige Natur und auf innre Nothwendigkeit. Sie 107
ist uns die nächste, die wichtigste, und zugleich die erkennbarste, weil sie durch nichts von aussen sondern durch ein innres Princip unsrer autonomischen Vernunft bestimmt wird. Sie ist das Palladium unsrer Freiheit.

Diese moralische Zweckmäßigkeit wird am lebendigsten erkannt, wenn sie im Widerspruch mit andern die Oberhand behält; nur dann erweißt sich die ganze Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Unter diesen Naturkräften ist alles begriffen, was nicht moralisch ist, alles was nicht unter der höchsten Gesetzgebung der Vernunft stehet; also Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften so gut, als die physische Nothwendigkeit und das Schicksal. Je furchtbarer die Gegner, desto glorreicher der Sieg; der Widerstand allein kann die Kraft sichtbar machen. Aus diesem folgt, „daß das höchste Bewußtseyn unsrer moralischen 108
„Natur nur in einem gewaltsamen Zustand, im Kampfe, erhalten „werden kann, und daß das höchste moralische Vergnügen jederzeit „von Schmerz wird begleitet seyn.“

Diejenige Dichtungsart also, welche uns die moralische Lust in vorzüglichem Grade gewährt, muß sich eben deßwegen der gemischten Empfindungen bedienen, und uns durch den Schmerz ergötzen. Diß thut vorzugsweise die Tragödie, und ihr Gebieth umfaßt alle mögliche Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit der andern, die höher ist, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniß, in welchem die moralische Zweckmäßigkeit im Widerspruch

1–2: moralische Zweckmäßigkeit] fehlt B b K W M. — 4: innere B (und so meistens: innere, unsere u. s. w., wo A b innre, unsre u. s w. haben). — 6: außen, B b. — 7: autonomischen] fehlt B b K W M. — 11: erweist B b. — 16: Affecte, B. — 16–17: als physische Nothwendigkeit B b K W M. — 19: unserer B. — 20: Zustande, B b. — 22: begleitet seyn wird.“ B b K W M. — 26: Tragödie, B b. — Gebiet B b. — 26–27: möglichen B M.

mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stuffenleiter des Vergnügens von der untersten biß zur höchsten hinaufzuführen, und den Grad der angenehmen oder schmerzhaften Rührung a priori aus dem Princip der Zweckmäßigkeit ' bestimmt anzugeben. Ja vielleicht 109 ließen sich aus eben diesem Princip bestimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle mögliche Klassen derselben a priori in einer vollständigen Tafel erschöpfen; so, daß man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweisen und den Grad sowohl als die Art der Rührung im voraus zu berechnen, über den sie sich, vermöge ihrer Species nicht erheben kann. Aber dieser Gegenstand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie sehr die Vorstellung der moralischen Zweckmäßigkeit der Naturzweckmäßigkeit in unserm Gemüth vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beispielen einleuchtend zu erkennen seyn.

Wenn wir Hüon und Amanda an den Marterpfahl gebunden sehen, beyde aus freyer Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu sterben, als durch Untreue gegen das Geliebte sich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl diesen ' Auftritt zum Gegen- 110 stand eines so himmlischen Vergnügens? Der Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustands mit dem lachenden Schicksal, das sie verschmähten, die anscheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbstliebe u. s. f. sollten uns, da sie so viele Vorstellungen von Zweckwidrigkeit in unsre Seele rufen, mit dem empfindlichsten Schmerz erfüllen — aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Gesetzen, wenn sie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmäßigkeit **in uns** in ihrem vollesten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der siegenden Macht des sittlichen Gesetzes, die wir bey diesem Anblick machen, ist ein so hohes, so wesentliches Gut, daß wir sogar versucht werden, uns mit dem Uebel auszusöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinstimmung im **Reich der Freyheit** ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widersprüche in der **natürlichen Welt** uns zu betrüben vermögen.

[2]: bis Bb (und so immer). — [6]: möglichen W M. — [14]: Beyspielen B. — [17]: sterben als A. — [20]: Schicksal das A, Schicksale, das B, Schicksale, daß b. — [29]: so hohes so wesentliches A. — [32]: Freiheit b. — unedlich B.

' Wenn Koriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürger- 111
pflicht besiegt, das schon so gut als eroberte Rom verläßt, seine Rache
unterdrückt, sein Heer zurückführt, und sich dem Haß eines eifersüch-
tigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingibt, so begeht er offenbar eine
sehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch diesen Schritt nicht nur
die Frucht aller bisherigen Siege, sondern rennt auch vorsätzlich seinem
Verderben entgegen — aber wie treflich, wie unaussprechlich groß ist
es auf der andern Seite, den gröbsten Widerspruch mit der Neigung
einem Widerspruch mit dem sittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und
auf solche Art, dem höchsten Interesse der Sinnlichkeit entgegen, gegen
die Regeln der Klugheit zu verstoßen, um nur mit der höhern mora-
lischen Pflicht übereinstimmend zu handeln? Jede Aufopferung des
Lebens ist zweckwidrig, denn das Leben ist die Bedingung aller Güter;
aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem
Grad zweckmäßig, denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als
Zweck, nur als Mittel zur ' Sittlichkeit wichtig. Tritt also ein Fall 112
ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird,
so muß das Leben der Sittlichkeit nachstehen. „Es ist nicht nöthig,
daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger schütze,"
sagt der große Pompejus, da er nach Afrika schiffen soll, und seine
Freunde ihm anliegen, seine Abfahrt zu verschieben, biß der See-
sturm vorüber sey.

Aber das Leiden eines Verbrechers ist nicht weniger tragisch er-
götzend, als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir
hier die Vorstellung einer moralischen Zweckwidrigkeit. Der Wider-
spruch seiner Handlung mit dem Sittengesetz sollte uns mit Unwillen,
die moralische Unvollkommenheit, die eine solche Art zu handeln vor-
aussetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuld-
losen nicht einmal in Anschlag brächten, die das Opfer davon werden.
Hier ist keine Zufriedenheit mit der Moralität der Personen, die uns
für den Schmerz zu ' entschädigen vermöchte, den wir über ihr Han- 113
deln und Leiden empfinden — und doch ist beydes ein sehr dankbarer
Gegenstand für die Kunst, bey dem wir mit hohem Wohlgefallen ver-

4: dahin giebt, Bb (und so stets: giebt). — 7: treflich A, trefflich, Bb. — 19: nöthig daß A. — 23: das Leiden AWM] das Leben BbK. — 24: Tugendhaften und A.

weilen. Es wird nicht schwer seyn, diese Erscheinung mit dem bisher gesagten in Uebereinstimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengesetz gibt uns die Vorstellung moralischer Zweckmäßigkeit, auch der Schmerz über Verletzung desselben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewußtseyn moralischer Unvollkommenheit erzeugt, ist zweckmäßig, weil sie der Zufriedenheit gegenüber steht, die das moralische Rechtthun begleitet. Reue, Selbstverdammung, selbst in ihrem höchsten Grad, in der Verzweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und seine Aussprüche selbst gegen das feurigste Interesse der Selbst'liebe geltend 114 machte. Reue über eine That entspringt aus der Vergleichung derselben mit dem Sittengesetz, und ist Mißbilligung dieser That, weil sie dem Sittengesetz widerstreitet. Also muß im Augenblick der Reue das Sittengesetz die höchste Instanz im Gemüth eines solchen Menschen seyn; es muß ihm wichtiger seyn, als selbst der Preiß des Verbrechens, weil das Bewußtseyn des beleidigten Sittengesetzes ihm den Genuß dieses Preises vergällt. Der Zustand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengesetz für die höchste Instanz erkannt wird, ist moralisch zweckmäßig, also eine Quelle moralischer Lust. Und was kann auch erhabener seyn, als jene heroische Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben selbst in den Staub tritt, weil sie die mißbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahingibt, um dem Sittengesetz gemäß zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewissens sein Leben mit eigner Hand zerstört, um die ' Uebertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen, so 115 steigt unsre Achtung für das Sittengesetz zu einem gleich hohen Grad empor; und, wenn ja noch ein Unterschied statt fände, so würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewußtseyn des Rechthandelns dem Tugendhaften seine Entschließung doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das sittliche Verdienst

9: empfuuden B. — 11–12: Aussprüche A M] Ansprüche B b K W. — 17: Preis B b. — 21: zweckmäsig, B. — 25: freywillig B. — dahin giebt, B b. — 32: zum Tugendhaften K.

an einer Handlung gerade um eben so viel abnimmt, als Neigung und Lust daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer; es sind Gemählde der erhabensten Sittlichkeit, nur in einem gewaltsamen Zustand entworfen. Ein Mensch, der wegen einer verletzten moralischen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorsam gegen dieselbe zurück, und je furchtbarer seine Selbstverdammung sich äusert, desto mächtiger sehen wir das Sittengesetz ihm gebieten.

Aber es gibt Fälle, wo das moralische Vergnügen nur durch einen moralischen ' Schmerz erkauft wird, und dieß geschieht, wenn 116
eine moralische Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und allgemeinern desto gemäßer zu handeln. Wäre Koriolan, anstatt seine eigene Vaterstadt zu belagern, vor Antium oder Korioli mit einem römischen Heere gestanden, wäre seine Mutter eine Volscierin gewesen, und ihre Bitten hätten die nehmliche Wirkung auf ihn gehabt, so würde dieser Sieg der Kindespflicht den entgegengesetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter stünde dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Collisionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Commendant, dem die Wahl gelassen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder seinen gefangenen Sohn vor seinen Augen durchbohrt zu sehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht gegen sein Kind der Pflicht gegen sein Vaterland billig untergeordnet ist. Es empört zwar im ersten Augenblick unser Herz, daß ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht so widersprechend handelt, ' aber es reißt uns bald zu 117
einer süßen Bewunderung hin, daß sogar ein moralischer Antrieb, und wenn er sich selbst mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Gesetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier Timoleon einen geliebten aber ehrsüchtigen Bruder Timophanes ermorden läßt, weil seine Meinung von patriotischer Pflicht ihn zu Vertilgung alles dessen, was die Republik in Gefahr setzt, verbindet, so sehen wir ihn zwar nicht ohne Entsetzen und Abscheu diese naturwidrige, dem mora-

[4]: Gemälde B b. — [8]: äußert, B b. — [18]: stände B b K W M. — [20]: Commandant, B b K W M. — [23]: Letztere; B. — [30]: geliebten, B b.

lischen Gefühl so sehr widerstreitende Handlung begehen, aber unser Abscheu lößt sich bald in die höchste Achtung der heroischen Tugend auf, die ihre Aussprüche gegen jeden fremden Einfluß der Neigung behauptet, und im stürmischen Widerstreit der Gefühle eben so frey und eben so richtig, als im Zustand der höchsten Ruhe entscheidet. Wir können über republikanische Pflicht mit Timoleon ganz verschieden denken; das ändert an unserm Wohlgefallen nichts. Vielmehr sind es gerade solche Fälle, wo unser Ver'stand nicht auf der Seite der 118 handelnden Person ist, aus welchen man erkennt, wie sehr wir Pflichtmäßigkeit über Zweckmäßigkeit, Einstimmung mit der Vernunft über die Einstimmung mit dem Verstande erheben.

Ueber keine moralische Erscheinung aber wird das Urtheil der Menschen so verschieden ausfallen, als gerade über diese, und der Grund dieser Verschiedenheit darf nicht weit gesucht werden. Der moralische Sinn liegt zwar in allen Menschen, aber nicht bey allen in derjenigen Stärke und Freiheit, wie er bey Beurtheilung dieser Fälle vorausgesetzt werden muß. Für die Meisten ist es genug eine Handlung zu billigen, weil ihre Einstimmung mit dem Sittengesetz leicht gefaßt wird, und eine andere zu verwerfen, weil ihr Widerstreit mit diesem Gesetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller Verstand und eine von jeder Naturkraft, also auch von moralischen Trieben (insofern sie instinktartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfodert, die Verhältnisse moralischer Pflichten zu dem höchsten Princip der Sitt'lichkeit richtig zu bestimmen. Daher wird die nehmliche Hand- 119 lung, in welcher einige wenige die höchste Zweckmäßigkeit erkennen, dem großen Haufen als ein empörender Widerspruch erscheinen, ob gleich beide ein moralisches Urtheil fällen; daher rührt es, daß die Rührung an solchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menschlichen Natur und die Nothwendigkeit des moralischen Gesetzes erwarten läßt. Aber auch das wahrste und höchste Erhabene ist, wie man weiß, Vielen Ueberspannung und Unsinn, weil das Maaß der Vernunft, die das Erhabene er-

2: löst B b. — 3: Aussprüche A B b M] Ansprüche K W. — 16: Freyheit, B. — 17: vorausgesezt B. — genug, B b. — 21: Naturkraft also A. — 22: in sofern B b. — erfordert K W M. — 25: erkennen A (ohne Komma). — 27: beyde B. — 31: vielen B b.

kennt, nicht in allen dasselbe ist. Eine kleine Seele sinkt unter der Last so großer Vorstellungen dahin, oder fühlt sich peinlich über ihren moralischen Durchmesser auseinander gespannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die häßlichste Verwirrung, wo der denkende Geist gerade die höchste Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit, in so fern es der tragi'schen Rührung und unsrer Lust an dem Leiden zum 120 Grund liegt. Aber es sind demohngeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäßigkeit selbst auf Unkosten der moralischen zu ergötzen scheint. Die höchste Consequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anstalten und Zweck unserm moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsre lebhafteste Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlschlag derselben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moralische Zweckmäßigkeit beziehen, aufs feurigste wünschen sollten. Aber auch diese Erscheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit, und seinen Einfluß auf unser Vergnügen an tragischen Rührungen behauptet wurde.

Zweckmäßigkeit gewährt uns unter allen Umständen Vergnügen, sie beziehe sich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder sie widerstreite demselben. Wir genießen dieses Vergnügen rein, so lange 121 wir uns keines sittlichen Zwecks erinnern, dem dadurch widersprochen wird. Eben so wie wir uns an dem verstandähnlichen Instinkt der Thiere, an dem Kunstfleiß der Bienen u. d. gl. ergötzen, ohne diese Naturzweckmäßigkeit auf einen verständigen Willen, noch weniger auf einen moralischen Zweck zu beziehen, so gewährt uns die Zweckmäßigkeit eines jeden menschlichen Geschäfts an sich selbst Vergnügen, sobald wir uns weiter nichts dabey denken als das Verhältniß der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, diesen Zweck nebst seinen Mitteln auf ein sittliches Princip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerspruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, daß es die Handlung eines moralischen Wesens ist, so tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes ersten Vergnügens, und keine noch

[8]: Grunde B b. — deßungeachtet K. — [21–22]: widerstreitet B. — [26]: Willen noch A b. — [31]: Prinzip B. — [34]: Vergnügens und B.

so große Verstandeszweckmäßigkeit ist fähig, uns mit der Vorstellung einer sittlichen Zweckwidrigkeit zu versöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daß dieser Richard III, dieser Jago, dieser ′ Lovelace 122
Menschen sind, sonst wird sich unsre Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln. Daß wir aber ein Vermögen besitzen und auch häufig genug ausüben, unsre Aufmerksamkeit von einer gewissen Seite der Dinge freywillig abzulenken und auf eine andre zu richten, daß das Vergnügen selbst, welches durch diese Absonderung allein für uns möglich ist, uns dazu einladet und dabey festhält, wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt.

Nicht selten aber gewinnt eine geistreiche Bosheit vorzüglich deßwegen unsre Gunst, weil sie ein Mittel ist, uns den Genuß der moralischen Zweckmäßigkeit zu verschaffen. Je gefährlicher die Schlingen sind, welche Lovelace Klarissens Tugend legt, je härter die Proben sind, auf welche die erfinderische Grausamkeit eines Despoten die Standhaftigkeit seines unschuldigen Opfers stellt, in desto höherem Glanz sehen wir die moralische Zweckmäßigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moralischen Pflichtgefühls, welches die Erfindungskraft eines Verführers so sehr in ′ Arbeit setzen kann. 123
Hingegen rechnen wir dem consequenten Bösewicht die Besiegung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, daß es sich nothwendig in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer großen Zweckmäßigkeit des Verstandes zeugt, sich durch keine moralische Regung in seinem Handeln irre machen zu lassen.

Uebrigens ist es unwidersprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit nur alsdann der Gegenstand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn sie vor der moralischen Zweckmäßigkeit zu Schanden wird. Dann ist sie sogar eine wesentliche Bedingung des höchsten Wohlgefallens, weil sie allein vermag, die Uebermacht des moralischen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugendern Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfasser der Klarissa entläßt. Die höchste Verstandeszweckmäßigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreiwillig bewundern

7: freiwillig b. — 11: Boßheit B b. — 22–23: weil es von einer gewissen Stärke der Seele und einer gr. Zw. B b K W M. — 25: Boßheit B b. — 32: Klarisse B. — 33: unfreywillig B.

mußten, wird durch die Vernunftzweckmäßigkeit, welche Kla'rissa diesem 124 furchtbaren Feind ihrer Unschuld entgegen setzt, glorreich übertroffen, und wir sehen uns dadurch in den Stand gesetzt, den Genuß beider in einem hohen Grad zu vereinigen.

In so ferne sich der tragische Dichter zum Ziel setzt, das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewußtseyn zu bringen, in so fern er also die Mittel zu diesem Zwecke verständig wählt und anwendet, muß er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art durch die moralische und durch die Naturzweckmäßigkeit ergötzen. Durch jene wird er das Herz, durch diese den Verstand befriedigen. Der große Haufe erleidet gleichsam blind die von dem Künstler auf das Herz beabsichtete Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelst welcher die Kunst diese Macht über ihn ausübte. Aber es gibt eine gewisse Klasse von Kennern, bey denen der Künstler gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geschmack er aber durch die Zweckmäßigkeit der dazu angewandten Mittel für ' sich gewinnen kann. Gleichgültig gegen den Inhalt werden diese 125 bloß durch die Form befriedigt. Sie vergeben eine Verletzung dieser selbst der gelungensten Wirkung nicht, und wollen lieber bey einer zweckmäßigen Anordnung den Zweck, als bey dem vollkommen erreichten Zweck die Zweckmäßigkeit der Mittel verlieren. In diesen sonderbaren Widerspruch artet öfters die feinste Kultur des Geschmackes aus, besonders wo die moralische Veredlung hinter der Bildung des Kopfs zurückbleibt. Diese Art Kenner suchen im Rührenden und Erhabenen nur das Schöne; dieses empfinden und prüfen sie mit dem richtigsten Gefühl, aber man hüte sich, an ihr Herz zu appelliren. Alter und Kultur führen uns dieser Klippe entgegen, und diesen nachtheiligen Einfluß von beyden glücklich besiegen, ist der höchste Karakterruhm des gebildeten Mannes. Unter Europens Nationen sind unsre Nachbarn die Franzosen diesem Extrem am nächsten geführt worden, und wir ringen, wie in allem so auch hier, diesem Muster nach.

3: beyder B. — 17–21: Gleichgültig . . . Mittel verlieren.] fehlt B b K W M. — 22: Geschmacks B b. — 24: Kopfes B b. — 25: Schöne] Verständige B b K W M. — 26: Gefühl] Geschmack B b K W M. — 28: beiden b.

II.

Ueber die tragische Kunst. 176

Der Zustand des Affekts für sich selbst, unabhängig von aller Beziehung seines Gegenstandes auf unsre Verbesserung oder Verschlimmerung, hat etwas ergötzendes für uns; wir streben, uns in denselben zu versetzen, wenn es auch einige Opfer kosten sollte. Unsern gewöhnlichsten Vergnügungen liegt dieser Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabscheuung gerichtet, ob er, seiner Natur nach, angenehm oder peinlich sey, kommt dabei wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß der unangenehme Affekt den größern Reiz für uns ' habe, und also die Lust am Affekt mit seinem Inhalt 177 gerade in umgekehrtem Verhältnisse stehe. Es ist eine allgemeine Erscheinung in unsrer Natur, daß uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte selbst, mit unwiderstehlichem Zauber an sich lockt, daß wir uns von Auftritten des Jammers, des Entsetzens mit gleichen Kräften weggestoßen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt sich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeschichte; das abentheuerlichste Gespenstermährchen verschlingen wir mit Begierde und mit desto größrer, jemehr uns dabey die Haare zu Berge steigen.

Lebhafter äussert sich diese Regung bey Gegenständen der wirklichen Anschauung. Ein Meersturm, der eine ganze Flotte versenkt,

A: Neue Thalia, Bd. 1, Hft. 2 (1792), S. 176—228. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 110—163. — b: Dieselben, anderer Druck. — K: Werke 1813. 8, 1, 166 ff. — W: Werke 1844. 10, 109 ff. — M: Werke 1860. 11, 407 ff. — 4: unsere B. — 6: sollte! B b. — 9: dabey B b. — 13: Nature, B. — 20: äußert B b (und so stets: äußern u. s. w.). — 21: gange Flotte b.

vom Ufer aus gesehen, würde unsre Phantasie eben so stark ergötzen, als er unser fühlendes Herz empört; es dürfte schwer seyn, mit dem Lucrez zu glauben, daß diese unnatürliche Lust aus einer Vergleichung unsrer eignen Sicherheit mit ' der wahrgenommenen Gefahr entspringe. 178
Wie zahlreich ist nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz seiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe noch die unedle Lust der gestillten Rachbegierde kann diese Erscheinung erklären. Dieser Unglückliche kann in dem Herzen der Zuschauer sogar entschuldigt, das aufrichtigste Mitleid für seine Erhaltung geschäftig seyn; dennoch regt sich,' stärker oder schwächer, ein neugieriges Verlangen bey dem Zuschauer, Aug und Ohr auf den Ausdruck seines Leidens zu richten. Wenn der Mensch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierinn eine Ausnahme macht, so rührt dieß nicht daher, daß dieser Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, sondern daher, daß er von der schmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen, oder von den Gesetzen des Anstands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menschlichkeit zügelt, überläßt sich ohne Scheu diesem mächtigen Zuge. Er muß also in der ursprüng'lichen Anlage des menschlichen Gemüths gegründet, 179
und durch ein allgemeines psychologisches Gesetz zu erklären seyn.

Wenn wir aber auch diese rohen Naturgefühle mit der Würde der menschlichen Natur unverträglich finden, und deswegen Anstand nehmen, ein Gesetz für die ganze Gattung darauf zu gründen, so giebt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an schmerzhaften Rührungen ausser Zweifel setzen. Der peinliche Kampf entgegengesetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends ist, ergötzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer steigender Lust den Fortschritten einer Leidenschaft bis zu dem Abgrund, in welchen sie ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nehmliche zarte Gefühl, das

[1]: unsere B b. — [3]: Lucrez] (Nämlich II, 1—4:
Suave, mari magno turbantibus æquora ventis,
E terra magnum alterius spectare laborem;
Non quia vexari quemquamst iucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas quia cernere suave est.)
— natürliche B b K W M. — [7]: Gerechtigkeitsliebe, B b. — [13]: hierin B. — [29]: welchem M. — [30]: hinab zieht. B b.

uns von dem Anblick eines physischen Leidens oder auch von dem physischen Ausdruck eines moralischen zurückschreckt, läßt uns in der Sympathie mit dem reinen moralischen Schmerz eine nur desto süßere Lust empfinden. Das ' Interesse ist allgemein, mit dem wir bey 180 Schilderungen solcher Gegenstände verweilen.

Natürlicher weise gilt dieß nur von dem *mitgetheilten* oder *nachempfundnen* Affekt, denn die nahe Beziehung, in welcher der *ursprüngliche* zu unsrem Glückseligkeitstriebe steht, beschäftigt und besitzt uns gewöhnlich zu sehr, um der Lust Raum zu lassen, die er, frey von jeder eigennützigen Beziehung, für sich selbst gewährt. So ist bey demjenigen, der wirklich von einer schmerzhaften Leidenschaft beherrscht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, so sehr die Schilderung seiner Gemüthslage den Hörer oder Zuschauer entzücken kann. Dem ungeachtet ist selbst der ursprüngliche schmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur sind die Grade dieses Vergnügens nach der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen verschieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht, ' ein Genuß, so würden Hazardspiele ungleich weniger 181 Reiz für uns haben, so würde man sich nie aus tollkühnem Muth in Gefahren stürzen, so könnte selbst die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchsten Illusion und im stärksten Grad der Verwechslung nicht am lebhaftesten ergötzen. Dadurch aber wird nicht gesagt, daß die unangenehmen Affekte an und für sich selbst Lust gewähren, welches zu behaupten wohl niemand sich einfallen lassen wird; es ist genug, wenn diese Zustände des Gemüths blos die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewisse Arten des Vergnügens für uns möglich sind. Gemüther also, welche für *diese* Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüstern sind, werden sich leichter mit diesen unangenehmen Bedingungen versöhnen, und auch in den heftigsten Stürmen der Leidenschaft ihre Freyheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung seines Gegenstandes auf unser sinnliches oder

6: Natürlicherweise B b. — mitgetheilten B b (und so sind fast alle in A gesperrt gedruckten Worte in B b nicht gesperrt). — 7: nachempfundenen B. — 10: für sich gewährt. B b K W M. — 14: Deßungeachtet K. — 25: bloß B b. — 26–27: für uns ... Vergnügens A K W M] fehlt B b. — 30: Freiheit B b.

sittliches Vermögen rührt die Unlust her, welche wir ' bey widrigen 182
Affekten empfinden, so wie die Lust bey den angenehmen aus eben
diesen Quellen entspringt. Nach dem Verhältniß nun, in welchem die
sittliche Natur eines Menschen zu seiner sinnlichen steht, richtet sich
auch der Grad der Freyheit, der in Affekten behauptet werden kann;
und da nun bekanntlich im Moralischen keine Wahl für uns statt
findet, der sinnliche Trieb hingegen der Gesetzgebung der Vernunft
unterworfen und also in unsrer Gewalt ist, wenigstens seyn soll, so
leuchtet ein, daß es möglich ist, in allen denjenigen Affekten, welche
mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Frey-
heit zu behalten, und über den Grad Herr zu seyn, den sie erreichen
sollen. Dieser wird in eben dem Maase schwächer seyn, als der mora-
lische Sinn über den Glückseligkeitstrieb bey einem Menschen die Ober-
gewalt behauptet, und die eigennützige Anhänglichkeit an sein indivi-
duelles Ich durch den Gehorsam gegen allgemeine Vernunftgesetze ver-
mindert wird. Ein solcher ' Mensch wird also im Zustand des Affekts 183
die Beziehung eines Gegenstandes auf seinen Glückseligkeitstrieb weit
weniger empfinden, und folglich auch weit weniger von der Unlust
erfahren, die nur aus dieser Beziehung entspringt; hingegen wird er
destomehr auf das Verhältniß merken, in welchem eben dieser Gegen-
stand zu seiner Sittlichkeit steht, und eben darum auch desto empfäng-
licher für die Lust seyn, welche die Beziehung aufs Sittliche nicht
selten in die peinlichsten Leiden der Sinnlichkeit mischt. Eine solche
Verfassung des Gemüths ist am fähigsten, das Vergnügen des Mit-
leids zu genießen, und selbst den ursprünglichen Affekt in den Schranken
des mitleidenden zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebens-
philosophie, welche durch stete Hinweisung auf allgemeine Gesetze das
Gefühl für unsre Individualität entkräftet, im Zusammenhange des
großen Ganzen unser kleines Selbst uns verlieren lehrt, und uns
dadurch in den Stand setzt, mit uns selbst wie mit Fremdlingen um-
zugehen. Diese ' erhabene Geistesstimmung ist das Loos starker und 184
philosophischer Gemüther, die durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst
den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der schmerz-

1: Vermögen, A B b. — 2: bei B. — 5: Freiheit, B b. — Affecten B. — 10–11: Freiheit B b. — 12: Maaße B b. — 25–26: Schranken des Mitleids B b K W M. — 28: unsere B b.

hafteste Verlust führt sie nicht über eine ruhige Wehmuth hinaus, mit der sich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig sind sich von sich selbst zu trennen, genießen allein das Vorrecht, an sich selbst Theil zu nehmen, und eigenes Leiden in dem milden Wiederschein der Sympathie zu empfinden.

Schon das bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an sich selbst, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerksam machen. Es ist größer, wie man gesehen hat, in moralischen Gemüthern, und wirkt desto freyer, jemehr das Gemüth von dem eigennützigen Triebe unabhängig ist. Es ist ferner lebhafter und stärker in traurigen Affekten, wo die Selbstliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derselben 185 voraussetzen; also wächst es, wo der eigennützige Trieb beleidigt, und nimmt ab, wo diesem Triebe geschmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweyerley Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glükseligkeitstriebes und die Erfüllung moralischer Gesetze; eine Lust also, von der man bewiesen hat, daß sie nicht aus der erstern Quelle entsprang, muß nothwendig aus der zweyten ihren Ursprung nehmen. Aus unserer moralischen Natur also quillt die Lust hervor, wodurch uns schmerzhafte Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch sogar ursprünglich empfunden, in gewissen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art versucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigsten Auflösungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erscheinung lieber in begleitenden Umständen, als in der Natur des Affekts selbst aufsuchte. Vielen ist das Vergnügen des Mitleids nichts anders, als das Vergnügen 186 der Seele an ihrer Empfindsamkeit; andern die Lust an starkbeschäftigten Kräften, lebhafter Wirksamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Thätigkeitstriebes; andre lassen sie aus der Entdeckung sittlich schöner Karakterzüge, die der Kampf mit dem Unglük und mit der Leidenschaft sichtbar mache, entspringen. Noch immer

1: ruhige] fehlt B b K W M. — 3: sind, B b. — 4: Vorrecht an B b. — 13: beleidigt und A B b. — 16: Glückseligkeits-Triebes B b. — 17: erstern A b] ersten B K W M. — 19: also quillt A b K W M] quillt also B. — 32: Unglück B b.

aber bleibt unaufgelößt, warum gerade die Pein selbst, das eigentliche L e i d e n, bey Gegenständen des Mitleids uns am mächtigsten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein schwächerer Grad des Leidens den angeführten Ursachen unsrer Lust an der Rührung offenbar günstiger seyn müßte. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unsrer Phantasie erweckten Vorstellungen, die sittliche Vortreflichkeit der leidenden Personen, der Rückblick des mitleidenden Subjekts auf sich selbst können die Lust an Rührungen wohl erhöhen, aber sie sind die Ursache nicht, die sie hervorbringt. Das Leiden einer schwachen Seele, ' der Schmerz 187 eines Bösewichts gewähren uns diesen Genuß freylich nicht, aber deswegen nicht, weil sie unser Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets also kehrt die erste Frage zurück, warum eben just der Grad des Leidens den Grad der sympathetischen Lust an einer Rührung bestimme, und sie kann auf keine andre Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unsre Sinnlichkeit die Bedingung sey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an sympathetischem Leiden erzeugt.

Diese Kraft nun ist keine andre, als die Vernunft, und in so fern die freye Wirksamkeit derselben als absolute Selbstthätigkeit, vorzugsweise den Nahmen der T h ä t i g k e i t verdient, in so fern sich das Gemüth nur in seinem sittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frey fühlt, in so fern ist es freylich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unser ' Vergnügen an traurigen Rührungen seinen 188 Ursprung zieht. Aber so ist es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, nicht die Wirksamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, sondern eine bestimmte Gattung der erstern, und eine bestimmte, durch Vernunft erzeugte Wirksamkeit des letztern, was diesem Vergnügen zum Grund liegt.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat also etwas ergötzendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affekt leistet jene Wirkung in einem höhern Grade, weil er diesen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zustand seiner vollkommenen

1: unaufgelöst, B b (und so stets: löst, gelöst.) — 6: Vortrefflichkeit B b (und so stets, desgl.: vortrefflich.) — 7: Subjects B b. — 10: nicht; B b. — 15: andere B b. — 21: Namen B. — 29: Grunde B. — 32: jede K.

Freyheit, nur im Bewußtseyn seiner vernünftigen Natur äussert das Gemüth seine höchste Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerstand überlegen ist.

Derjenige Zustand des Gemüths also, der vorzugsweise diese Kraft zu ihrer Verkündigung bringt, diese höhere Thätigkeit weckt, ist der *zweckmäßigste* für ein vernünftiges Wesen, und für den Thätigkeitstrieb 189 der befriedigendste; er muß also mit einem vorzüglichen Grade von Lust verknüpft seyn. * In einen solchen Zustand versetzt uns der traurige Affekt, und die Lust an demselben muß die Lust an fröhlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das sittliche Vermögen in uns über das sinnliche erhaben ist.

Was in dem ganzen System der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied ist, darf die Kunst aus diesem Zusammenhang absondern, und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck seyn, für die Kunst ist es der höchste. Es gehört also vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachläßigen, das in der traurigen Rührung enthalten ist. Diejenige Kunst aber, welche sich das Vergnügen des Mitleids ins besondre 190 zum Zweck setzt, heißt die *tragische Kunst* im allgemeinsten Verstande.

Die Kunst erfüllt ihren Zweck durch *Nachahmung der Natur*, indem sie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerstreuten Anstalten der Natur zu diesem Zwecke nach einem verständigen Plan vereinigt, um das, was diese bloß zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragische Kunst wird also die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um also der tragischen Kunst ihr Verfahren im allgemeinen vorzuschreiben, ist es vor allem nöthig, die Bedingungen zu wissen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewissesten und am stärksten erzeugt zu werden pflegt; zugleich 191

* Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen im vorigen Stück.

1: Freiheit, B b. — 17: vernachlässigen, B b. — 18—19: insbesondre B b. — 34: im vorigen Stück] fehlt B b K W M.

aber auch auf diejenigen Umstände aufmerksam zu machen, welche es einschränken oder gar zerstören.

Zwey entgegengesetzte Ursachen giebt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu schwach, oder, wenn es so stark erregt wird, daß der mitgetheilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines ursprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem ursprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir sagen, daß unser Herz kalt bleibt, und weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an stärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids schwächen oder gänzlich ersticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufsatz über den Grund des Vergnügens an ′ tragischen Gegenständen behauptet wurde, ist bey 192
jeder tragischen Rührung die Vorstellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergötzend seyn soll, jederzeit auf eine Vorstellung von höherer Zweckmäßigkeit leitet. Auf das Verhältniß dieser beyden entgegengesetzten Vorstellungen unter einander kommt es nun an, ob bey einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen soll. Ist die Vorstellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, oder ist der verletzte Zweck von größrer Wichtigkeit, als der erfüllte, so wird jederzeit die Unlust die Oberhand behalten; es mag dieses nun objektiv von der menschlichen Gattung überhaupt, oder blos subjektiv von besondern Individuen gelten.

Wenn die Unlust über die Ursache eines Unglücks zu stark wird, so schwächt sie unser Mitleid mit demjenigen, der es erleidet. Zwey ganz verschiedne Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vor′handen seyn. Der Unwille über 193
den Urheber des Leidens wird zum herrschenden Affekt, und jedes andere Gefühl muß ihm weichen. So schwächt es jederzeit unseren Antheil, wenn sich der Unglückliche, den wir bemitleiden sollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in sein Verderben gestürzt hat, oder sich auch aus Schwäche des Verstandes und aus Kleinmuth nicht, da er es doch könnte, aus demselben zu ziehen weiß. Unserm Antheil an

9: wir weder Schmerz B b K W M. — 19: hervor stechen B b. — 20: Gegentheils; B. — 23: bloß B b. — 26: erleidet. A W M] leidet. B b K. — 27: verschiedene B.

dem unglücklichen, von seinen undankbaren Töchtern mißhandelten, Lear schadet es nicht wenig, daß dieser kindische Alte seine Krone so leichtsinnig hingab, und seine Liebe so unverständig unter seinen Töchtern vertheilte. In dem Kronegkischen Trauerspiel, Olint und Sophronia, kann selbst das fürchterlichste Leiden, dem wir diese beyden Märtyrer ihres Glaubens ausgesetzt sehen, unser Mitleid, und ihr erhabener Heroismus unsre Bewunderung nur schwach erregen, weil der Wahnsinn allein eine Handlung begehen kann, wie diejenige ist, wodurch Olynt sich selbst und sein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

Unser Mitleid wird nicht weniger geschwächt, wenn der Urheber 194 eines Unglücks, dessen schuldlose Opfer wir bemitleiden sollen, unsre Seele mit Abscheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchsten Vollkommenheit seines Werks Abbruch thun, wenn der tragische Dichter nicht ohne einen Bösewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen ist, die Größe des Leidens von der Größe der Bosheit herzuleiten. Shakespears Jago und Lady Makbeth, Kleopatra in der Rodogune, Franz Moor in den Räubern, zeugen für diese Behauptung. Ein Dichter, der sich auf seinen wahren Vortheil versteht, wird das Unglück nicht durch einen bösen Willen, der Unglück beabsichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verstandes, sondern durch den Zwang der Umstände herbeyführen. Entspringt dasselbe nicht aus unmoralischen Quellen, sondern von äußerlichen Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterworfen sind, so ist das Mitleid reiner, und wird zum wenigsten durch keine Vorstellung moralischer Zweckwidrig- 195 keit geschwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuschauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlassen werden, welche in diesem Fall allein die moralische Zweckmäßigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad steigt das Mitleid, wenn sowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verursacht, Gegenstände desselben werden. Dieß kann nur dann geschehen,

1: Unglücklichen, B b. — 4: Kronegk'schen K W, Cronegkischen M. — Olynt B b. — 8: Olint K W M. — 15: Boßheit B b. — 15–16: Shakspeares W M. — 16: Macbeth, W M. — Cleopatra W M. — in der Roxelane A B b, Roxolane K W. (Schreibfehler Schillers. M hat, von A. Regnier und M. Bernays aufmerksam gemacht, 'Rodogune', die bekannte Tragödie Corneilles, hergestellt. In Favarts Roxelane kommt keine Kleopatra vor.) — 21: herbei führen. B, herbey führen. b. — moralischen B b K W M.

wenn der letztere weder unsern Haß noch unsre Verachtung erregte, sondern wider seine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So ist es eine vorzügliche Schönheit in der deutschen Iphigenia, daß der Taurische König, der einzige, der den Wünschen Orests und seiner Schwester im Wege steht, nie unsre Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Diese Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die ' Ursache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität 196 widersprechend, sondern sogar durch Moralität allein möglich ist, und wo das wechselseitige Leiden bloß von der Vorstellung herrührt, daß man Leiden erweckte. Von dieser Art ist die Situation Chimenens und Roderichs im Cid des Peter Corneille; ohnstreitig, was die Verwicklung betrift, dem Meisterstück der tragischen Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewafnen Roderichs Hand gegen den Vater seiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Ueberwinder desselben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Chimenen, der Tochter des Erschlagenen, eine furchtbare Anklägerinn und Verfolgerinn. Beyde handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenstandes eben so ängstlich zittert, als eifrig sie die moralische Pflicht macht, dieses Unglück herbey zu rufen. Beyde also gewinnen unsre höchste Achtung, weil sie auf Kosten der Neigung eine moralische Pflicht erfüllen; beyde entflammen unser Mitleid aufs höch'ste, 197 weil sie freywillig und aus einem Beweggrunde leiden, der sie in hohem Grade achtungswürdig macht. Hier also wird unser Mitleid so wenig durch widrige Gefühle gestört, daß es vielmehr in doppelter Flamme auflodert; bloß die Unmöglichkeit, mit der höchsten Würdigkeit zum Glücke die Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unsre sympathische Lust noch durch eine Wolke des Schmerzens trüben. Wie viel auch schon dadurch gewonnen wird, daß unser Unwille über diese Zweckwidrigkeit kein moralisches Wesen trift, sondern an den unschädlichsten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, so ist eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal immer demüthigend und

11: Ximenens W M. — 13: betrifft, B b (und so stets). — 14: bewaffnen B b. — 16: Ximenen, W M. — 17: Anklägerin und Verfolgerin. B b. — Beide b. — 20: Beide B b. — 23: freiwillig b. — Beweggrund B b. — 26: Unmöglichkeit mit A b. — 30: trift, A] betrifft, B b K W, trifft, M.

kränkend für freye sich selbst bestimmende Wesen. Dieß ist es, was uns auch in den vortreflichsten Stücken der Griechischen Bühne etwas zu wünschen übrig läßt, weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appelliert wird, und für unsre Vernunftfodernde Vernunft immer ein unaufgelöster Knoten zurück bleibt.

′ Aber auf der höchsten und letzten Stufe, welche der moralisch- 198
gebildete Mensch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunst sich erheben kann, lößt sich auch dieser, und jeder Schatten von Unlust verschwindet mit ihm. Dieß geschieht, wenn selbst diese Unzufriedenheit mit dem Schicksal hinwegfällt, und sich in die Ahndung oder lieber in ein deutliches Bewußtseyn einer teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann gesellt sich zu unserm Vergnügen an moralischer Uebereinstimmung die erquickende Vorstellung der vollkommensten Zweckmäßigkeit im großen Ganzen der Natur, und die scheinbare Verletzung derselben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird bloß ein Stachel für unsre Vernunft, in allgemeinen Gesetzen eine Rechtfertigung dieses besondern Falls aufzusuchen und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulösen. Zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch selbst die Philosophie ′ der Griechen ihnen so weit voranleuchtete. 199
Der neuern Kunst, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Foderung zu erfüllen, und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten. Müßten wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, wo nicht gar zu übertreffen, so dürfte die Tragödie allein eine Ausnahme machen. Ihr allein ersetzt vielleicht unsre wissenschaftliche Kultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübte.

1: bestimmte b. — 4: appellirt B b. — ... fordernde K W M (und so stets: fordern, Forderung). — 6: Keine neue Zeile in B b K W M. — 7: erklimmt; A. — 10: hinweg fällt, B b. — Ahnung K W M. — 18: Falles B b. — 21: voran leuchtete. B b. — 25–27: Müßten ... machen.] Müssen [müßen b] wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, da [denn b, wenn K] der philosophische Genius des Zeitalters und die moderne Cultur überhaupt der Poesie nicht günstig sind, so wirken sie weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf dem Sittlichen ruhet. B b K W M. — 28: wissenschaftliche] fehlt B b K W M. — Cultur B.

So, wie die tragische Rührung durch Einmischung widriger Vor-
stellungen und Gefühle geschwächt, und dadurch die Lust an derselben
vermindert wird, so kann sie im Gegentheil durch zu große Annäherung
an den ursprünglichen Affekt zu einem Grade ausschweifen, der den
Schmerz überwiegend macht. Es ist bemerkt worden, daß die Unlust
in Affekten von der Beziehung ihres Gegenstandes auf unsere Sinn'- 200
lichkeit, so wie die Lust an denselben von Beziehung des Affekts selbst
auf unsre Sittlichkeit seinen Ursprung nehme. Es wird also zwischen
Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein bestimmtes Verhältniß vorausgesetzt,
welches das Verhältniß der Unlust zu der Lust in traurigen Rührun-
gen entscheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden
kann, ohne zugleich die Gefühle von Lust und Unlust bey Rührungen
umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die
Sinnlichkeit erwacht, desto schwächer wird die Sittlichkeit wirken, und
umgekehrt, jemehr jene von ihrer Macht verliert, desto mehr wird
diese an Stärke gewinnen. Was also der Sinnlichkeit in unserm Ge-
müthe ein Uebergewicht giebt, muß nothwendiger Weise, weil es die
Sittlichkeit einschränkt, unser Vergnügen an Rührungen vermindern,
das allein aus dieser Sittlichkeit fließt; so wie alles, was dieser letztern
in unserm Gemüth einen Schwung giebt, sogar in ursprünglichen
Affekten dem Schmerz seinen Stachel nimmt. Unsre Sinnlichkeit ' er- 201
langt aber dieses Uebergewicht wirklich, wenn sich die Vorstellungen
des Leidens zu einem solchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns
keine Möglichkeit übrig läßt, den mitgetheilten Affekt von einem ur-
sprünglichen, unser eigenes Ich von dem leidenden Subjekt oder Wahr-
heit von Dichtung zu unterscheiden. Sie erlangt gleichfalls das Ueber-
gewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenstände, und durch das
blendende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber ver-
breitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen ist geschickter, sie in
ihre Schranken zurück zu weisen, als der Beystand übersinnlicher,
sittlicher Ideen, an denen sich die unterdrückte Vernunft, wie an
geistigen Stützen, aufrichtet, um sich über den trüben Dunstkreis der
Gefühle in einen heitrern Horizont zu erheben. Daher der große Reitz,

7: von der Beziehung B b K W M. — 13–14: die Sinnlichkeit in unserm Gemüthe erwacht, B b K W M. — 25: Subjekt, B b. — 33: heitern B b K W. — Reiz, B b.

welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittensprüche, an der rechten Stelle
in den dramatischen Dialog eingestreut, für alle gebildete Völker ge-
habt haben, und der fast übertriebene Gebrauch, ' den schon die 202
Griechen davon machten. Nichts ist einem sittlichen Gemüthe will-
kommener, als nach einem lang anhaltenden Zustand des bloßen Lei-
dens aus der Dienstbarkeit der Sinne zur Selbstthätigkeit geweckt, und
in seine Freyheit wieder eingesetzt zu werden.

Soviel von den Ursachen, welche unser Mitleiden einschränken
und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege stehen. Jetzt
sind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid beför-
dert, und die Lust der Rührung am unfehlbarsten und am stärksten
erweckt wird.

Alles Mitleid setzt Vorstellungen des Leidens voraus, und
nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollständigkeit und Dauer der letztern
richtet sich auch der Grad der erstern.

I. Je lebhafter die Vorstellungen, desto mehr wird das Gemüth
zur Thätigkeit eingeladen, desto mehr wird seine Sinnlich'keit gereizt, 203
desto mehr also auch sein sittliches Vermögen zum Widerstand aufge-
fodert. Vorstellungen des Leidens lassen sich aber auf zwey verschie-
denen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht
auf gleiche Art günstig sind. Ungleich stärker affizieren uns Leiden,
von denen wir Zeugen sind, als solche, die wir erst durch Erzählung
oder Beschreibung erfahren. Jene heben das freye Spiel unsrer Ein-
bildungskraft auf, und dringen, da sie unsre Sinnlichkeit unmittelbar
treffen, auf dem kürzesten Weg zu unserm Herzen. Bey der Erzählung
hingegen wird das Besondre erst zum Allgemeinen erhoben, und aus
diesem dann das Besondre erkannt, also schon durch diese nothwendige
Operation des Verstandes dem Eindruck sehr viel von seiner Stärke
entzogen. Ein schwacher Eindruck aber wird sich des Gemüths nicht
ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorstellungen Raum geben,
seine Wirkung zu stören und die Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Sehr
oft versetzt uns auch die erzählende ' Darstellung aus dem Gemüths- 204
zustand der handelnden Personen in den des Erzählers, welches die,
zum Mitleid so nothwendige, Täuschung unterbricht. So oft der Er-

[2]: gebildeten W M. — [7]: Freiheit B b. — [8]: So viel B b. — Mitleid B b K W M.
— [21]: affiziren B. — [23]: freie B b. — [34]: nothwendige Täuschung B b.

zähler in eigner Person sich vordringt, entsteht ein Stillstand in der Handlung, und darum unvermeidlich auch in unserm theilnehmenden Affekt; dieß ereignet sich selbst dann, wenn sich der dramatische Dichter im Dialog vergißt, und der sprechenden Person Betrachtungen in den Mund legt, die nur ein kalter Zuschauer anstellen konnte. Von diesem Fehler dürfte schwerlich eine unsrer neuern Tragödien frey seyn, doch haben ihn die französischen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Versinnlichung sind also nöthig, unsern Vorstellungen vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Rührung erfodert wird.

II. Aber wir können die lebhaftesten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mit'leids gebracht 205
zu werden, wenn es diesen Eindrücken an *Wahrheit* fehlt. Wir müssen uns einen *Begriff* von dem Leiden machen, an dem wir Theil nehmen sollen; dazu gehört eine Uebereinstimmung desselben mit Etwas, was schon vorher in uns vorhanden ist. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nehmlich auf der Wahrnehmung oder Voraussetzung einer *Aehnlichkeit* zwischen uns und dem leidenden Subjekt. Ueberall, wo diese Aehnlichkeit sich erkennen läßt, ist das Mitleid nothwendig, wo sie fehlt, unmöglich. Je sichtbarer und größer die Aehnlichkeit, desto lebhafter unser Mitleid, je geringer jene, desto schwächer auch dieses. Es müssen, wenn wir den Affekt eines andern ihm nachempfinden sollen, alle *innern* Bedingungen zu diesem Affekt in uns selbst vorhanden seyn, damit die *äußre* Ursache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entstehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äußern könne. Wir müssen, ohne uns Zwang anzuthun, die Person mit ihm zu ' wechseln, unser eigenes Ich seinem 206
Zustande augenblicklich unterzuschieben fähig seyn. Wie ist es aber möglich, den Zustand eines Andern in *uns* zu empfinden, wenn wir nicht Uns zuvor in diesem Andern gefunden haben?

Diese Aehnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, in so fern diese allgemein und nothwendig ist. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweise unsre *sittliche Natur*. Das sinnliche Vermögen kann durch zufällige Ursachen anders bestimmt

17: nämlich B. — 23: innere K. — 24: äußere B. — 32: allgemein und nothwendig A M] nothwendig und allgemein B b K W.

werden; ſelbſt unſre Erkenntnißvermögen ſind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unſre Sittlichkeit allein ruht auf ſich ſelbſt, und iſt eben darum am tauglichſten, einen allgemeinen und ſichern Maasſtab dieſer Aehnlichkeit abzugeben. Eine Vorſtellung alſo, welche wir mit unſrer Form zu denken und zu empfinden übereinſtimmend finden, welche mit unſrer eignen Gedankenreihe ſchon in gewiſſer Verwandtſchaft ſteht, welche von unſerm Gemüth mit Leichtigkeit aufgefaßt wird, nennen wir wahr. Betrift ′ die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unſers 207
Gemüths, die beſondern Beſtimmungen des allgemeinen Menſchenkarakters in uns, welche ſich unbeſchadet dieſes allgemeinen Karakters hinwegdenken laſſen, ſo hat dieſe Vorſtellung bloß Wahrheit für uns; betrift ſie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bey der ganzen Gattung vorausſetzen, ſo iſt die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterſpruch des erſten Brutus, der Selbſtmord des Cato ſubjektive Wahrheit. Die Vorſtellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieſer beyden Männer fließen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, ſondern mittelbar aus einer beſonders beſtimmten menſchlichen Natur. Um dieſe Gefühle mit ihnen zu theilen, muß man eine römiſche Geſinnung beſitzen, oder doch zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig ſeyn. Hingegen braucht man bloß Menſch überhaupt zu ſeyn, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines Leonidas, durch die ruhige ′ Ergebung 208
eines Ariſtid, durch den freywilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Rührung verſetzt, um durch den ſchrecklichen Glückswechſel eines Darius zu Thränen hingeriſſen zu werden. Solchen Vorſtellungen räumen wir, im Gegenſatz mit jenen, objektive Wahrheit ein, weil ſie mit der Natur aller Subjekte übereinſtimmen, und dadurch eine eben ſo ſtrenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn ſie von jeder ſubjektiven Bedingung unabhängig wären.

Uebrigens iſt die ſubjektiv wahre Schilderung, weil ſie auf zufällige Beſtimmungen geht, darum nicht mit willkührlichen zu verwechſeln. Zuletzt fließt auch das ſubjektiv Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menſchlichen Gemüths, welche bloß durch beſondre

3–4: Maßſtab B, Maaßſtab b. — 6: eigenen B b. — 8: Betrifft B b. — 23: freiwilligen B b. — 24: um A B b K] und W M (1862 nahm Meyer um auf).

Umstände besonders bestimmt ward, und beyde sind gleich nothwendige Bedingungen desselben. Die Entschließung des Cato könnte, wenn sie den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur widerspräche, auch nicht mehr ' subjektiv wahr seyn. Nur haben Darstellungen der letztern 209 Art einen engeren Wirkungskreis, weil sie noch andre Bestimmungen als jene allgemeinen voraussetzen. Die tragische Kunst kann sich ihrer mit großer intensiver Wirkung bedienen, wenn sie der extensiven entsagen will; doch wird das unbedingt Wahre, das bloß *Menschliche* in menschlichen Verhältnissen stets ihr ergiebigster Stoff seyn, weil sie bei diesem allein, ohne darum auf die *Stärke* des Eindrucks Verzicht thun zu müssen, der *Allgemeinheit* desselben versichert ist.

III. Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragischer Schilderungen wird drittens noch *Vollständigkeit* verlangt. Alles, was von aussen gegeben werden muß, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu setzen, muß in der Vorstellung erschöpft seyn. Wenn sich der noch so römischgesinnte Zuschauer den Seelenzustand des Cato zu eigen machen, wenn er die letzte Entschließung dieses Republikaners zu der seinigen machen soll, so muß er diese Entschließung nicht bloß in der Seele des Rö'mers, auch in den Umständen gegründet finden, 210 so muß ihm die äussere sowohl als innre Lage desselben in ihrem ganzen Zusammenhang und Umfang vor Augen liegen, so darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Bestimmungen fehlen, an welche sich der letzte Entschluß des Römers als nothwendig anschließt. Ueberhaupt ist selbst die Wahrheit einer Schilderung ohne diese Vollständigkeit nicht erkennbar, denn nur die Aehnlichkeit der *Umstände*, welche wir vollkommen einsehen müssen, kann unser Urtheil über die Aehnlichkeit der *Empfindungen* rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äussern und innern Bedingungen der Affekt entspringt. Wenn entschieden werden soll, ob wir wie Cato würden gehandelt haben, so müssen wir uns vor allen Dingen in Catos ganze äußre Lage hinein denken, und dann erst sind wir befugt, unsre Empfindungen gegen die seinigen zu halten, einen Schluß auf die Aehnlich-

1: beide B b. — gleich] fehlt B b K W M. — 5: engern B b. — 10: ohne darum auf A K W M] ohne darauf b, ohne auf B. — 12: Schilderung W. — 14: außen B b. — werdeu B. — 20: äußere B b (und so stets: äußerer u. s. w.). — innere B. — 30: Cato's B b. — äußere B b.

keit zu machen, und über die Wahrheit derselben ein Urtheil zu fällen. ' 211

Diese Vollständigkeit der Schilderung ist nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorstellungen und Empfindungen möglich, die sich gegen einander als Ursache und Wirkung verhalten, und in ihrem Zusammenhang ein Ganzes für unsre Erkenntniß ausmachen. Alle diese Vorstellungen müssen, wenn sie uns lebhaft rühren sollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unsre Sinnlichkeit machen, und weil die erzählende Form jederzeit diesen Eindruck schwächt, durch eine gegenwärtige Handlung veranlaßt werden. Zur Vollständigkeit einer tragischen Schilderung gehört also eine Reihe einzelner versinnlichter Handlungen, welche sich zu der tragischen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

IV. Fortdauernd endlich müssen die Vorstellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch sie erweckt werden soll. Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden versetzen, ist für uns ein Zustand des Zwanges, aus welchem wir eilen, uns zu befreyen, und ' allzuleicht verschwindet die zum Mitleid so unentbehr- 212
liche Täuschung. Das Gemüth muß also an diese Vorstellungen gewaltsam gefesselt, und der Freyheit beraubt werden, sich der Täuschung zu frühzeitig zu entreißen. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, und die Stärke der Eindrücke, welche unsre Sinnlichkeit überfallen, ist dazu allein nicht hinreichend, denn je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, desto stärker äussert sich die rückwirkende Kraft der Seele, um diesen Eindruck zu besiegen. Diese selbstthätige Kraft aber darf der Dichter nicht schwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derselben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuß, den uns die traurigen Rührungen gewähren. Wenn also das Gemüth, seiner widerstrebenden Selbstthätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens geheftet bleiben soll, so müssen diese periodenweise geschickt unterbrochen, ja von entgegengesetzten Empfindungen abgelößt werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurück zu ' kehren, und die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks desto öfter 213
zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit ist der Wechsel der Empfindungen das kräftigste Mittel. Dieser

21: Vorstellungen und V b. — 23: hinreichend; V b.

Wechsel frischt die erschöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das selbstthätige Vermögen zum verhältnißmäßigen Widerstand. Unaufhörlich muß dieses geschäftig seyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit seine Freyheit zu behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen, und noch weit weniger im Kampf unterliegen; sonst ist es im ersten Falle um das Leiden, im zweyten um die Thätigkeit gethan, und nur die Vereinigung von beidem erweckt ja die Rührung. In der geschickten Führung dieses Kampfes beruht eben das große Geheimniß der tragischen Kunst; da zeigt sie sich in ihrem glänzendsten Lichte.

Auch dazu ist nun eine Reihe abwechselnder Vorstellungen, also eine zweckmäßige Verknüpfung mehrerer, diesen ' Vorstellungen ent- 214
sprechender Handlungen nothwendig, an denen sich die Haupthandlung, und durch sie der abgezielte tragische Eindruck vollständig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem unzerreißbaren Netze umstrickt. Der Künstler, wenn mir dieses Bild hier verstattet ist, sammelt erst wirthschaftlich alle *einzelnen* Strahlen des Gegenstandes, den er zum Werkzeug seines tragischen Zweckes macht, und sie werden unter seinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerstrahl des Schrekens und der Furcht auf einmal und fruchtlos in die Gemüther schleudert, so gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel, und durchdringt eben dadurch die Seele *ganz*, daß er sie nur allmählig und gradweise rührte.

Wenn wir nunmehr die Resultate aus den bisherigen Untersuchungen ziehen, so sind es folgende Bedingungen, welche der tragischen Rührung zum Grund liegen. ' *Erstlich* muß der Gegenstand 215
unsers Mitleids zu unsrer Gattung, im ganzen Sinn dieses Worts, gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen sollen, eine moralische, d. i. unter dem Gebiet der Freyheit begriffen seyn. *Zweytens* muß uns das Leiden, seine Quellen und seine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollständig mitgetheilt und zwar *drittens* sinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beschreibung, sondern unmittelbar durch Handlung dargestellt werden. Alle diese Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunst in der Tragödie.

6: zweiten B b. — 7: beiden B b. — 16: einzelne K. — 20: Schreckens B b. — 27: Gattung im B b. — 29–30: Zweitens b.

Die Tragödie wäre demnach dichterische Nachahmung einer zu-
sammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Hand-
lung) welche uns Menschen in einem Zustand des Leidens zeigt, und
zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen.

Sie ist erstlich Nachahmung — einer Handlung. Der Begriff
der Nachah'mung unterscheidet sie von den übrigen Gattungen der 216
Dichtkunst, welche bloß erzählen oder beschreiben. In Tragödien wer-
den die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geschehens, als
gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne gestellt;
unmittelbar, ohne Einmischung eines dritten. Die Epopee, der Roman,
die einfache Erzählung rücken die Handlung, schon ihrer Form nach,
in die Ferne, weil sie zwischen den Leser und die handelnden Per-
sonen den Erzähler einschieben. Das Entfernte, das Vergangene schwächt
aber, wie bekannt ist, den Eindruck und den theilnehmenden Affekt;
das Gegenwärtige verstärkt ihn. Alle erzählende Formen machen das
Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatische machen das Ver-
gangene gegenwärtig.

Die Tragödie ist zweytens Nachahmung einer Reihe von Be-
gebenheiten, einer Handlung. Nicht bloß die Empfindungen
und Affekte der tragischen Personen, sondern die Begebenheiten, aus
de'nen sie entsprangen und auf deren Veranlassung sie sich äussern, 217
stellt sie nachahmend dar; dieß unterscheidet sie von den lyrischen Dich-
tungsarten, welche zwar ebenfalls gewisse Zustände des Gemüths poe-
tisch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine
Ode können uns die gegenwärtige, durch besondre Umstände bedingte,
Gemüthsbeschaffenheit des Dichters (sey es in seiner eignen Person
oder in idealischer) nachahmend vor Augen stellen, und in so ferne
sind sie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber sie
machen ihn noch nicht aus, weil sie sich bloß auf Darstellungen von
Gefühlen einschränken. Noch wesentlichere Unterschiede liegen in dem
verschiedenen Zweck dieser Dichtungsarten.

Die Tragödie ist drittens Nachahmung einer vollständigen
Handlung. Ein einzelnes Ereigniß, wie tragisch es auch seyn mag,

2–3: Handlung), B b. — 5: Sie ist erstlich — Nachahmung einer Handlung. B b K W M. — 10: Epopöe, B W M. — 15: erzählenden W M. — 16: dramatischen W M. — 25–26: bedingte Gemüthsbeschaffenheit B b. — 27: insofern K W M.

giebt noch keine Tragödie. Mehrere als Ursache und Wirkung ' in 218
einander gegründete Begebenheiten müssen sich mit einander zweckmäßig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinstimmung eines vorgestellten Affekts, Karakters und dergleichen mit der Natur unsrer Seele, auf welche allein sich unsre Theilnahme gründet, erkannt werden soll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir selbst bey gleichen Umständen eben so würden gelitten und eben so gehandelt haben, so wird unser Mitleid nie erwachen. Es kommt also darauf an, daß wir die vorgestellte Handlung in ihrem ganzen Zusammenhang verfolgen, daß wir sie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußrer Umstände hervorfließen sehen. So entsteht und wächst und vollendet sich vor unsern Augen die Neugier des Oedipus, die Eifersucht des Othello. So kann auch allein der große Abstand ausgefüllt werden, der sich zwischen dem Frieden einer schuldlosen Seele und den Gewissens-qualen eines Verbrechers, zwischen der stolzen Sicherheit ei'nes Glück- 219
lichen und seinem schrecklichen Untergang, kurz, der sich zwischen der ruhigen Gemüthsstimmung des Lesers am Anfang und der heftigen Aufregung seiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zusammenhängender Vorfälle wird erfodert, einen Wechsel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerksamkeit spannt, der jedes Vermögen unsers Geists aufbietet, den ermattenden Thätigkeitstrieb ermuntert, und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur desto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hülfe. Diese also desto dringender aufzufodern, muß der tragische Künstler die Martern der Sinnlichkeit verlängern; aber auch dieser muß er Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg desto schwerer und rühmlicher zu machen. Beydes ist nur durch eine Reihe von Handlungen möglich, die mit weiser Wahl zu dieser Absicht verbunden sind.

'Die Tragödie ist viertens poetische Nachahmung einer mitleids- 220
würdigen Handlung, und dadurch wird sie der historischen entgegengesetzt. Das letztere würde sie seyn, wenn sie einen historischen Zweck verfolgte, wenn sie darauf ausgienge, von geschehenen Dingen und

[4]: Charakters B. — [12]: hervor fließen Bb. — [15–16]: Gewissensqualen Bb. — [22]: Geistes Bb. — [28]: Befriedigung Bb KWM. — [29]: Beydes B. — [34]: ausginge, B.

von der Art ihres Geschehens zu *unterrichten*. In diesem Falle
müßte sie sich streng an historische Richtigkeit halten, weil sie einzig
nur durch treue Darstellung des wirklich Geschehenen ihre Absicht er-
reichte. Aber die Tragödie hat einen *poetischen* Zweck, d. i. sie
stellt eine Handlung dar, um zu *rühren*, und durch Rührung zu
ergötzen. Behandelt sie also einen gegebenen Stoff nach diesem ihrem
Zwecke, so wird sie eben dadurch in der Nachahmung *frey*; sie erhält
Macht, ja Verbindlichkeit, die historische Wahrheit den Gesetzen der
Dichtkunst unter zu ordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Be-
dürfnisse zu bearbeiten. Da sie aber *ihren* Zweck, die Rührung,
nur unter der Bedingung der ' höchsten Uebereinstimmung mit den 221
Gesetzen der Natur zu erreichen im Stand ist, so steht sie', ihrer histo-
rischen Freyheit unbeschadet, unter dem strengen Gesetz der Natur-
wahrheit, welche man im Gegensatz von der historischen die poetische
Wahrheit nennt. So läßt sich begreifen, wie bey strenger Beobachtung
der historischen Wahrheit nicht selten die poetische leiden, und umge-
kehrt bey grober Verletzung der historischen die poetische nur um so
mehr gewinnen kann. Da der tragische Dichter, so wie überhaupt
jeder Dichter, nur unter dem Gesetz der poetischen Wahrheit steht, so
kann die gewissenhafteste Beobachtung der historischen ihn nie von
seiner Dichterpflicht lossprechen, nie einer Uebertretung der poetischen
Wahrheit, nie einem Mangel des Interesse zur Entschuldigung ge-
reichen. Es verräth daher sehr beschränkte Begriffe von der tragischen
Kunst, ja von der Dichtkunst überhaupt, den Tragödiendichter vor das
Tribunal der Geschichte zu ziehen, und *Unterricht* von demjenigen
zu fodern, der sich schon ' vermöge seines Nahmens bloß zu Rührung 222
und Ergötzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn sich der Dichter
selbst durch eine ängstliche Unterwürfigkeit gegen historische Wahrheit
seines Künstlervorrechts begeben, und der Geschichte eine Gerichtsbar-
keit über sein Produkt stillschweigend eingeräumt haben sollte, fodert
die Kunst ihn mit allem Rechte vor *ihren* Richterstuhl, und ein Tod
Hermanns, eine *Minona*, ein *Fust von Stromberg* würden,

9: unterzuordnen, B b. — 12: Stande B b. — 13: Freiheit b. — 26: Namens B. — 32: Hermans, B b. (Gemeint ist Klopstocks Bardiet 'Hermanns Tod'. Hamburg 1787.) — Minona] (Gemeint ist H. W. v. Gerstenbergs tragisches Melodrama 'Minona oder die Angelsachsen'. Hamburg 1785.) — Fust von Str.] (Gemeint ist Jacob Maiers 'Fust v. Str.' Mannheim 1782.)

wenn sie hier die Prüfung nicht aushielten, bey noch so pünktlicher Befolgung des Kostüme, des Volks- und des Zeitkarakters mittelmäßige Tragödien heissen.

Die Tragödie ist fünftens Nachahmung einer Handlung, welche
uns Menschen im Zustand des Leidens zeigt. Der Ausdruck,
Menschen, ist hier nichts weniger als müßig, und dient dazu, die
Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl
ihrer Gegenstände eingeschränkt ist. Nur das Leiden sinn'lichmoralischer 223
Wesen, dergleichen wir selbst sind, kann unser Mitleid erwecken.
Wesen also, die sich von aller Sittlichkeit lossprechen, wie sich der
Aberglaube des Volks oder die Einbildungskraft der Dichter die bösen
Dämonen mahlt, und Menschen, welche ihnen gleichen, — Wesen
ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreyt sind, wie wir
uns die reinen Intelligenzen denken, und Menschen, die sich in höherm
Grade, als die menschliche Schwachheit erlaubt, diesem Zwange entzogen
haben, sind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt
bestimmt schon der Begriff des Leidens, und eines Leidens an dem
wir Theil nehmen sollen, daß nur Menschen im vollen Sinne dieses
Worts der Gegenstand desselben seyn können. Eine reine Intelligenz
kann nicht leiden, und ein menschliches Subjekt, das sich dieser reinen
Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in seiner
sittlichen Natur einen zu schnellen Schutz gegen die Leiden einer schwachen
Sinnlichkeit findet, nie einen ' großen Grad von Pathos erwecken. 224
Ein durchaus sinnliches Subjekt ohne Sittlichkeit, und solche, die ihm
nähern, sind zwar des fürchterlichsten Grades von Leiden fähig, weil
ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt, aber von keinem sittlichen
Gefühl aufgerichtet, werden sie diesem Schmerz zum Raube — und
von einem Leiden, von einem durchaus hülflosen Leiden, von einer
absoluten Unthätigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen und
Abscheu hinweg. Der tragische Dichter giebt also mit Recht den gemischten
Karakteren den Vorzug, und das Ideal seines Helden liegt in gleicher
Entfernung zwischen dem ganz verwerflichen und dem vollkommenen.

1: wenn . . . aushielten,] fehlt in B b. — 2: Zeitcharakters B. — 3: heißen. B b. — 11: Volks, B b. — 13: befreit B b. — 24–25: die sich ihm nähern, B b K W M. (Die ursprüngliche Lesart braucht keineswegs Druckfehler zu sein, s. Sanders Deutsches Wörterbuch 2, 386a.)

Die Tragödie endlich vereinigt alle diese Eigenschaften, *um den mitleidigen Affekt zu erregen.* Mehrere von den Anstalten, welche der tragische Dichter macht, ließen sich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moralischen, einem historischen u. a. benutzen; ' daß er aber gerade diesen und keinen andern sich vorsetzt, 225 befreyt ihn von allen Foderungen, die mit diesem Zweck nicht zusammen hängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bey jeder besondern Anwendung der bisher aufgestellten Regeln sich nach diesem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den sich alle Regeln für eine bestimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieser Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heißt ihre *Form.* Zweck und Form stehen also mit einander in dem genauesten Verhältniß. Diese wird durch jenen bestimmt, und als nothwendig vorgeschrieben, und der erfüllte Zweck wird das Resultat der glücklich beobachteten Form seyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, so wird sie sich eben deswegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterscheiden, denn die Form ist das Mittel, durch 'welches sie ihren Zweck erreicht. Eben das, was sie ausschließend vor 226 den übrigen leistet, muß sie vermöge derjenigen Beschaffenheit leisten, die sie vor den übrigen ausschließend besitzt. Der Zweck der Tragödie ist: *Rührung,* ihre Form: *Nachahmung* einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerley Handlung zu ihrem Gegenstand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterscheidende der Letztern besteht also im Verhältniß der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weise wie sie ihren Gegenstand in Rücksicht auf ihren Zweck behandelt, wie sie ihren Zweck durch ihren Gegenstand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie ist, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel ist, durch welches sie diesen Zweck erreicht, so muß Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff ' aller Bedingungen seyn, unter welchen der mitleidige Affekt 227

20: von B b. — 23: Rührung; B b. — 31: zn A.

am stärksten erregt wird. Die Form der Tragödie ist also die günstigste, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart ist vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieser Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am besten benutzt worden ist. Eine Tragödie also ist vollkommen, in welcher die tragische Form, nehmlich die Nachahmung einer rührenden Handlung am besten benutzt worden ist, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde also die vollkommenste seyn, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs als der am besten benutzten tragischen Form ist. Diese mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerspiele, sonst voll hoher poetischer Schönheit, sind dramatisch tadelhaft, weil sie den Zweck der Tragödie nicht durch die beste Benutzung der tragischen Form zu erreichen suchen; andre ′ sind 228
es, weil sie durch die tragische Form einen andern Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unsrer beliebtesten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir sind großmüthig oder unaufmerksam genug, diese Eigenschaft der Materie dem ungeschickten Künstler als Verdienst anzurechnen. Bey andern scheinen wir uns der Absicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauspielhause versammelt hat, und, zufrieden durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu sein, bemerken wir nicht einmal, daß wir ihn mit kaltem Herzen verlassen. Soll die ehrwürdige Kunst, (denn das ist sie, die zu dem göttlichen Theil unsers Wesens spricht) ihre Sache durch solche Kämpfer vor solchen Kampfrichtern führen? — Die Genügsamkeit des Publikums ist nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beschimpfend und abschreckend für das Genie.

Die Fortsetzung im nächsten Stücke.

29: fehlt B b K W M.

III.

Fragmente aus den ästhetischen Vorlesungen 241

vom Winterhalbjahr 1792—1793.

Die Aesthetik vermag nicht, Künstler hervorzubringen, sondern blos, die Kunst zu beurtheilen.

Nichts ist schwerer, als über Empfindungen und über die Kunst, die es mit Empfindungen zu thun hat, zu philosophiren.

Man suchte bisher die Kunstwerke in ästhetische Fächer zu bringen, ohne zu erwägen, ob sich das Genie nicht seine eigne Bahn gebrochen
habe. Psychologische empirische Regeln ohne Vollständigkeit, und ' eine 242
nach vorhandenen Mustern ängstlich gebildete Theorie, machten ungefähr das Hauptsächlichste aus, was man vor Kant für die Geschmackslehre leistete.

A: Geist aus Friedrich Schillers Werken, gesammelt von Christian Friedrich Michaelis. Zweite Abtheilung. Leipzig 1806. S. 241—284. In der „Vorrede zum zweiten Bande" bemerkt Michaelis in Bezug auf die Fragmente: „Der Anhang enthält einen Theil von S.s ästhetischen Vorlesungen, die der Herausgeber (nach Vollendung seines akademischen Studiums) in Jena mit anzuhören und dem Wesentlichsten nach schriftlich aufzubewahren das Glück hatte. Das Mitgetheilte sind freilich blos Fragmente, d. h. einzelne Sätze, so wie sie sich aus dem zusammenhängenden Vortrage auffassen und niederschreiben ließen; aber doch für den Verehrer und Kenner der Schillerschen Ideen hoffentlich nicht ohne alles Interesse. Die Lehrstücke über das Erhabene und über tragische Kunst sind aus diesem Manuscript nicht mit aufgenommen, weil sie S. selbst nachher für den Druck bearbeitet und herausgegeben hat." Die Ueberschrift lautet: „Noch ungedruckte Fragmente aus Schillers ästhetischen Vorlesungen vom Winterhalbjahr 1792—93."

Inhalt der Aesthetik, ihr Werth und Nutzen.

Vom Geschmack.

Die Aesthetik untersucht die Natur des Vermögens, das in Beurtheilung des Schönen wirksam ist; sie sucht die Gränzen des Geschmacks genau und richtig zu zeichnen.

Jede Kunstschönheit erfordert, als Nachahmung der Natur, Wahrheit, und steht in so fern unter objektiver Beurtheilung. Im Gebiet der Begriffe giebt der Verstand Gesetze, welcher also in dem logischen Theile der Kunst entscheidet.

Unerlaßliche Bedingungen der schönen Darstellung sind Wahrheit und Fehlerlosigkeit (das Korrekte). Diese schließt aber die Schönheit selbst noch nicht ein.

Die Geschmackslehre kann den Künstler vor Verirrungen seines Genies zurückhalten, und durch das von ihr veranlaßte Räsonnement des selbstthätigen Verstandes zur Veredlung des Genusses beitragen.

Der Geschmack befördert nicht nur unsre Glückseligkeit, sondern 243
civilisirt und kultivirt uns auch. Der Mensch darf nicht ganz allein genießen, sondern muß auch bedacht seyn, sein Vergnügen mitzutheilen. Nicht jedes aber ist der Mittheilung fähig und dazu schicklich. Auch eine Tugend, die der Schwachheiten der Gesellschaft nicht schont, fehlt gegen ihre eigenen Gesetze; sie sollte auch mit einer gewissen Grazie sich äußern. Allgemeine Mittheilbarkeit seiner Empfindungen muß sich der Mensch zum Gesetz machen. In dem Vermögen, diese Eigenschaft zu äußern (z. B. in Beobachtung des schicklichen Mittels zwischen dem Zuviel und Zuwenig sagen im Gespräch, um dem Andern das Vergnügen des Selbstdenkens nicht zu rauben), zeigt sich der Geschmack.

Glückseligkeit zu suchen, ist nicht der höchste Zweck des Menschen. Leicht kann eine Frivolität des Geschmacks einreißen, wo man die Pflicht dem Vergnügen aufopfert. Alles kommt hierbei an auf den Begriff von der Würde des Menschen, welche auf der Selbstthätigkeit seiner Vernunft, auf seiner Freiheit von sinnlichen Antrieben beruht.

Soll eine Empfindung der Lust allgemein mittheilbar 244
seyn, so muß alles Empirische, Materielle, aller Einfluß der Neigung

davon geschieden seyn. Das Geschmacksurtheil muß ohne Neigung gefällt werden, wie das *moralische*; denn beide schränken sich nur auf die *Form* ein, und entscheiden *unmittelbar*. Der *Geschmack* hat, wie die *praktische Vernunft*, ein *inneres Princip der Beurtheilung*, verbindet beide Naturen des Menschen, und erleichtert ihm dadurch den Uebergang zur Sittlichkeit, daß er bei sinnlichen Dingen eine gewisse *Freiheit* behauptet, und ihrer Behandlung den Charakter der *Allgemeinheit* und *Nothwendigkeit* aufdrückt. Als *thierisches* Wesen, liebt der Mensch blos sich selbst, abhängig von den Gesetzen der Materie, von denen ihn nur die *Rationalität*, als von dem Zwange der Natur losreißt, um ihn der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen.

Der Geschmack ist das Vermögen, das Allgemein-*Mittheilbare* an Empfindungen zu beurtheilen. Nichts Materielles, Empirisches, ist allgemein mittheilbar; denn es ist zufällig. Der Geschmack aber bezieht etwas Empirisches auf das Rationale; demnach wäre Geschmack 245
das Vermögen, eine sinnliche Vorstellung auf etwas Uebersinnliches zu beziehen. Er leitet von der *Sinnenwelt* zum *Intelligibeln*, und erwirbt dem Sinnlichen durch die Beziehung auf das Uebersinnliche die Achtung der Vernunft. Der Geschmack beruht auf einem sinnliche Eindrücke empfangenden, und auf einem übersinnlichen selbstthätigen Vermögen, auf Phantasie und Verstande.

Einfluß und Werth des Geschmacks.

Der Geschmack sichert den Menschen vor der rohen Sinnlichkeit und vor der Verwilderung. Sobald sich die Liebe zum Putz in dem Wilden äußert, so fängt auch schon seine Kultur an. Auch der noch so schlechte Geschmack verräth schon eine höhere Thätigkeit, das Verlangen, einen günstigen Eindruck auf andre zu machen, welches schon die Meinung von dem *Werthe* der Andern voraussetzt. Jetzt heißt der Mensch nicht mehr *Wilder*, sondern *Barbar*, weil er nicht ohne allen Geschmack ist, ob er gleich einen falschen besitzt. Die Ausschmückung des Nothdürftigen verräth schon die anfangende Civilisirung. Der Werth, den man auf die Meinung Andrer legt, macht abhängiger von ihnen, und nöthigt, die rohen Triebe zurückzuhalten, 246
führt also zur Verfeinerung der Lebensart.

Mit der Veredlung des Geschmacks veredlete sich auch die Religion. Der Geschmack legte den Grund zur Menschlichkeit.

Sein Einfluß zeigt sich auch in Beförderung der Thätigkeit der höheren Geistesvermögen, wodurch er der Vernunft die Herrschaft über die Sinnlichkeit erleichtert. Denn seine Darstellungen mildern oder vergüten die Gewalt, welche der Sinnlichkeit angethan wird. Durch den Geschmack genießt die Phantasie ihrer ganzen Freiheit, und wird doch am Ende mittelst verborgener Bande zur Einheit des Verstandes zurückgeleitet. Der Geschmack schwächt auch die Sinnlichkeit selbst, indem er *Anstand* und *Mässigung* fordert, wodurch nicht nur für die *Civilisirung*, sondern auch für die *Sittlichkeit* viel gewonnen wird, indem der Mensch so nicht blos nach Gefühlen, sondern nach Vorschriften der reinen Vernunft zu handeln gewöhnt wird.

Einzelne Menschen und ganze Nationen haben im Grunde nur eine *ästhetische Tugend*.

'Da die Moralität *Autonomie* erfordert, wie kann man dem 247
Einwurfe begegnen, daß der Geschmack durch den Einfluß des Materiellen die Moralität verfälsche? Arbeitet nicht auch die Religion dem Widerstande des sinnlichen Vermögens entgegen, indem sie es zum Vortheile der Sittlichkeit gewinnt?

Der Geschmack bringt die obern und niedern Gemüthsvermögen in Vereinigung; er ruft die philosophirende Vernunft von Grübeleien zur Anschauung zurück; er giebt *Humanität*, d. h. er vereinigt in dem Menschen das Naturwesen mit der Intelligenz, und befördert ihren wechselseitigen Einfluß, so daß Sinnlichkeit durch Sittlichkeit veredelt wird.

Der Geschmack verhält sich als Beurtheilung des Schönen so wie das Schmecken einer Speise, indem man diese erst gekostet, jenes betrachtet und empfunden haben muß, um von beiden sein Gefühl und Urtheil aussagen zu können.

Der Geschmack ist ein Vermögen der Urtheilskraft, auf allgemein mittheilbare Empfindungen angewendet. Die als allgemein mittheilbar anzunehmenden Empfindungen stehen unter innern subjektiven Bedingungen, welche nothwendig allen Menschen gemein ' seyn müssen. 248
Eine allgemein mittheilbare Empfindung ist *bedingt*, wenn sie aus Begriffen entspringt; die allgemeine Mittheilbarkeit einer solchen

Empfindung ist nie ganz gewiß. Der Geschmack wird dem sinnlichen Erkenntnißvermögen entgegen gesetzt, wird auf Empfindungen, auf etwas Subjektiv-Allgemeines und Nothwendiges angewandt, und ist das Vermögen, die allgemeine Mittheilbarkeit eines Gefühls zu beurtheilen.

Eintheilung der Geschmackslehre.

Die Geschmackslehre ist rein oder angewandt. Jene handelt von den allgemeinen subjektiven Bedingungen, unter welchen Geschmacksurtheile möglich sind, und sucht die Art der Wirksamkeit zu erforschen, in welche schöne Werke der Natur und Kunst das menschliche Gemüth setzen. Der zweite, praktische Theil betrifft die besondern Bestimmungen, unter welchen gewisse ästhetische Zwecke erreicht werden, die Zweige der Kunst selbst.

Unterschied zwischen Empfindung und Gefühl, Lust und Unlust u. s. f. 249

Empfindung, welche objektiv ist, kann man schlechthin Empfindung, die subjektive aber Gefühl nennen. Empfindung ist eine Vorstellung, die auf das Subjekt bezogen wird, und unterscheidet sich dadurch von der Erkenntniß. Lust ist eine Empfindung, in der ich zu verharren; Unlust eine solche, der ich zu entgehen wünsche. Ein Realgrund läßt sich davon nicht angeben, aber diese Empfindungen lassen sich doch von der Vorstellung und vom Begehren unterscheiden. Der Formalgrund, die allgemeine Bedingung der Lust und Unlust ist freie oder gehinderte Wirksamkeit der Seelenkräfte, welche die Seele empfinden muß, um sich selbst zu bestimmen, und hierzu bedarf sie des Triebes oder der Vorstellung. Die Lust soll nicht Zweck, sondern Mittel der Wirksamkeit seyn, ob es gleich manche Menschen umkehren. Lust ist das Selbstbewußtseyn der wirkenden — Unlust das Selbstbewußtseyn der gehinderten Kraft. Unlust darf nicht mit negativer Lust verwechselt werden.

Die Lust muß nach Verschiedenheit der Vermögen, die zur 250
Wirksamkeit kommen können, verschieden seyn. Die sinnliche Lust entspricht immer dem vollkommenen Zustande eines Theils des Körpers oder des ganzen Körpers. Der Wohlstand des Körpers konnte der

Freiheit nicht allein anvertraut werden, sondern bedurfte der Triebe und der sinnlichen Lust, als Mittel zur Thätigkeit des Menschen.

Intellektuelle Lust oder Lust der Erkenntnißvermögen ist a) Lust des Vermögens der Anschauung oder der Sinnlichkeit, als der Empfänglichkeit für Stoffe, b) Lust des Verstandes, welcher den Stoff bildet, als Vermögen der Begriffe, welches trennt oder verbindet, Uebereinstimmung oder Widerspruch bemerkt, und c) Lust der Vernunft, des Vermögens der Ideen, des Strebens nach dem Ganzen und nach Harmonie.

Das untere Begehrungsvermögen strebt nach Lust und bestimmt sich danach; das obere bestimmt sich nach Begriffen. Das moralische Vergnügen ist immer durch die der Sinnlichkeit angethane Gewalt mit Schmerz begleitet, und also gemischt.

Die geistige Lust gründet sich auf Vorstellungen mit Bewußt- 251
seyn; die sinnliche entweder auf gar keine, oder auf Vorstellungen ohne Bewußtseyn. Beide begleiten einander, wie beide Arten der Unlust, fast in allen Menschen, vermöge der Wechselwirkung zwischen Seele und Körper, indem auch der Körper an dem reinsten Vergnügen Theil nimmt. Die geistige Lust pflegt schwächer, aber dauerhafter zu seyn, als die sinnliche.

Die bloßen Sinnenempfindungen, so wie die ganz reinen Rational-Empfindungen, sind keiner allgemeinen Mittheilbarkeit fähig, und also vom Gebiet des Geschmacks ausgeschlossen. In dasselbe gehören blos die gemischten, welche sich auf eine Wirksamkeit der Erkenntniß- oder der Willenskräfte gründen: von jener Art ist das Vollkommene und Schöne, von dieser das Rührende und Erhabene.

Das Zweckmässige, Vollkommene und Gute gehört zu den unerlaßlichen Bedingungen des Kunstwerks, und macht keine eigenthümliche Eigenschaft desselben, als schönen Kunstwerks, aus.

Die Lust am Erhabenen ist der Sinnlichkeit gerade entgegen 252
gesetzt, und gründet sich auf diese Entgegensetzung, welche die Kraft der Vernunft rege macht.

Die Lust am Schönen entspringt aus dem vereinigten Interesse der Vernunft und der Sinnlichkeit. Das Schöne allein gewährt ein völlig zwangloses reines Vergnügen. Weder das Rührende,

noch das Erhabene, kann, als Objekt des Geschmacks, des Schönen entbehren, und beides muß sich demselben unterordnen. Das Schöne allein macht das bloße Kunstwerk zum Geschmacksprodukt. Das Schöne besteht in der Form, welche aber nur in einer Materie sichtbar werden kann. Die Materie der Schönheit ist eine zur Darstellung gebrachte Idee. Schönheit ist nur eine Eigenschaft der Form, und kann nicht unmittelbar an der Masse dargestellt werden.

Die Kunst überhaupt hat den Zweck der Wahrheit oder Vollkommenheit, der Verbindung des Mannichfaltigen zur Einheit, und führt ihn mit dem Verstande aus. Die schöne Kunst führt diesen Zweck noch überdieß mit Schönheit und Geschmack aus: jenen Zweck kann man den angekündigten, diesen den verschwiegenen nennen.

Der ernstlich gemeinte, für sich selbst vollkommene, 253
logische Zweck eines Kunstwerks kann den ästhetischen, den Zweck der Schönheit sich unterordnen, wie in den Produkten der Beredtsamkeit. Hier dient die Schönheit der Vollkommenheit. Ist der logische Zweck blos eingebildet, so herrscht die Schönheit; dann liegt an Erreichung des angekündigten Zwecks gar nichts; der Künstler spielt gleichsam mit seinem Gegenstande. Hierher kann die ganze Dichtkunst gezählt werden. Erreicht der Dichter den Zweck der Schönheit völlig, so hat er obendrein den moralischen schon erlangt. — Die Schönheit duldet keine Abhängigkeit von logischen Zwecken, sondern folgt ihren eigenen Gesetzen. Durch ihr Spiel mit dem ernsthaften logischen Zweck erreicht sie ihn selbst am besten. Da sie aber einzig in der Form besteht, so verliert sie selbst auch nichts bei Behandlung leichtsinniger Gegenstände.

Die Kunstwerke der ersten Klasse (der ernstlich gemeinten Zwecke) haben es entweder mit physischen oder mit moralischen Zwecken zu thun. Im ersten Fall adelt zwar die Schönheit die Werke (z. B. die der gemeinen Architektur, schöne Geräth'schaften und Bekleidung); 254
aber sie sind durch den Schimmer, welchen die Schönheit nur im Vorübergehen auf sie wirft, blos mit den Werken schöner Kunst verwandt. Haben die Kunstwerke moralische Zwecke, stehen sie mit den ästhetischen Werken in Verwandtschaft, kultiviren aber schon durch ihren logischen Zweck, so wirkt ihre Schönheit nur noch inniger. Hat

die Schönheit durch Befolgung des Zwecks der Rührung gar nichts gelitten, so haben solche Kunstwerke die größte Vollkommenheit (wie z. B. die Gruppe des Laokoon). Die Schönheit an sich ergötzt nur durch *Betrachtung*, nicht durch *Bewegung*. Verbindet sie sich mit der Anstrengung des Pathos, so muß dieses eine gewisse Mässigung erleiden.

Unterschied zwischen dem Schönen, Angenehmen und Guten.

Man unterscheidet das Schöne vom Angenehmen und Guten. Die Schönheit wird, wie die Annehmlichkeit, vor dem Begriff von den Folgen des Genusses wahrgenommen; die Güte erst durch den Begriff von der Tauglichkeit zu einem Gebrauch. Bei sichtbaren Gegen-
ständen scheint das Schöne die Freiheit des Gemüths in der An- 255
schauung zu bezeichnen, und ihnen scheint es vorzugsweise eigenthümlich zu seyn. Es giebt aber auch eine *intellektuelle* Schönheit und eine *moralische*. Wo ein allgemeiner Begriff in einer unmittelbaren Anschauung, eine Idee durch eine Handlung vorgestellt wird, unser Gemüth bei der Betrachtung in Freiheit ist und die Resultate nicht gegeben erhält, sondern selbst entwickelt, da finden wir Schönheit. Das unmittelbare Gefallen durch den bloßen Eindruck charakterisirt das Schönheitsurtheil, inwiefern es von materiellen Bestimmungsgründen, vom bestimmenden Einfluß der Empfindungen und Begriffe frei ist, sich also auf eine *Freiheit* des Gemüths gründet.

Ein Charakter ist dann schön, wenn er uns mehr *Liebe* als Achtung einflößt, wie der Charakter Cäsars gegen den des Cato, welcher mehr abschreckende demüthigende Strenge zeigt, oder wie der des Tom Jones gegen den des Grandison. Daher verwechselt man oft Handlungen der *Neigung*, weil sie der Natur weniger zu kosten scheinen, mit den *schönen*. Die Sinnlichkeit muß auch bei morali-
schen Handlungen frei erscheinen, ob sie es gleich nicht ist; Freiheit 256
erwirbt auch hier das Prädikat der Schönheit.

Der Begriff *schön* ist nicht leer, sondern hat seine bestimmte und immer dieselbe Bedeutung, auch bei heterogenen Gegenständen.

Die den *objektiven* Begriff der Schönheit verworfen haben, hielten die Schönheit für ganz *subjektiv*. Die ihn angenommen haben, versuchen den Begriff entweder objektiv oder subjektiv zu

erklären. Beide nehmen an, das Schöne errege ein *Wohlgefallen*.
Jenen ist das Schöne eine bloße Eigenschaft des Gegenstandes; die
Andern halten sich nur an die Empfindung, ob sie gleich gewisse
Gründe der Empfindung des Schönen in dem Gegenstande nicht
leugnen. Die letztere Partei verspricht durch die Entfernung alles
Willkührlichen sehr viel: an ihrer Spitze steht *Kant*.

Das Schöne steht gerade in einem umgekehrten Verhältniß mit dem
Nützlichen. Daß beides auf Eins hinauskomme, widerspricht schon der
gemeinen Erfahrung. Ueberdieß gefällt das Schöne unmittelbar durch
den Eindruck, da das Nützliche den Begriff vom Gebrauch voraussetzt.

' Andre setzten die Schönheit in die *Proportion*. Aber ein 257
Urtheil über diese, sofern sie sich auf den Gebrauch bezieht, würde
ein *Erkenntniß*-, kein Geschmacksurtheil seyn. Oder wenn wir blos
ein gewisses allgemeines Größenverhältniß im Sinne haben für alle
Arten und Gattungen der Gegenstände, so würde die Foderung einer
solchen Proportion der Mannichfaltigkeit und Ungleichheit, welche die
Natur bei aller Schönheit beobachtet, widersprechen. Allein für jede
Gattung natürlicher Gegenstände haben wir ein gewisses Maaß, eine
Mittelgröße im Sinne, nach welcher wir die Schönheit eines Indi-
viduums beurtheilen, und welches wir unbewußt diesem Urtheile zum
Grunde legen. Wenn dieses Größenmaaß verletzt ist, so nennen wir
den Gegenstand *ungestalt*. Allein das *Häßliche* soll dem Schönen
entgegengesetzt seyn. Das Maaß unsers Misvergnügens über verletzte
Proportion hängt von der Gewohnheit ab, und wird durch sie sehr
verstärkt. Bei der besten Proportion jedoch kann uns ein Gegenstand
widrig seyn. *Richtigkeit* ist zwar die erste Bedingung der Schön-
heit, macht sie selbst aber nicht aus. Die allerregelmäßigsten Gestalten
sind gerade noch nicht die schönsten (z. B. Polyklets Kanon, ' die 258
regelmäßigste, aber nicht schöne Figur). Eine geringe Uebertretung
der Regelmäßigkeit kann mit der vollkommensten Schönheit sehr wohl
bestehen. Bloße Regelmäßigkeit in der Hervorbringung und Beurtheilung
bedarf oft nur eines mittelmäßigen Kopfes. Wo die Regel, die bei der
Schönheit beobachtet werden muß, *herrscht*, da erstickt sie die Schönheit.

Sinnliche Vollkommenheit gab man als den Grund der
Schönheit an. Vollkommenheit nannte man Mannichfaltigkeit, zu
einem Ganzen verbunden. Die Beurtheilung derselben aber ist *logisch*,

nicht *ästhetisch*, da sie einen Begriff voraussetzt. Vollkommenheit ist Zweckmäßigkeit. *Innere* Zweckmäßigkeit heißt eigentlich Vollkommenheit, wie wir dem Weltgebäude oder einer sittlich guten Handlung zuschreiben, die ihren Zweck in sich selbst haben. *Aeußere* Zweckmäßigkeit ist Nützlichkeit, bei deren Beurtheilung wir nicht blos des Gegenstandes, sondern auch des Begriffs von seinem Gebrauche bedürfen. Ein solcher (blos nützlicher) Gegenstand ist für sich selbst nie ein Ganzes in der Beurtheilung. Veredelt wird Etwas dadurch, wenn es aus einem bloßen Mittel zu einem Selbstzweck erhoben wird. Alles Nütz'liche wird dadurch zur Vollkommenheit erhoben, wenn der 259
äußere Gebrauch unnöthig gemacht wird, seine Existenz zu erklären. Um zu wissen, wie das Mannichfaltige zu einem Ganzen übereinstimme, muß man wissen, wozu es übereinstimme. Da aber die Nützlichkeit vom Schönen ausgeschlossen ist, so haben wir es hier blos mit der *innern* Zweckmäßigkeit zu thun.

Freie Schönheiten sind die, bei denen wir keinen eigenen Zweck voraussetzen. Z. B. bei einer Rose sind wir uns keines bestimmten Zwecks ihrer Gestalt und Bildung bewußt. Die *adhärirende* Schönheit aber steht unter dem Zwange eines Begriffs, der nur gewisse Arten der Schönheit ausschließend gestattet, und einen Zweck im Gegenstande voraussetzt. Ein unvermischtes, reines Schönheitsurtheil wird nur über *freie* Schönheit gefällt.

Einheit findet nur in einem Begriffe Statt. Nun fragt sich, ob wir dem Schönheitsurtheil einen Begriff zum Grunde legen? Allein selbst bei langem Nachdenken läßt sich dieß hier nicht finden. Keine Spur eines Begriffs oder der Beziehung auf einen Zweck entdeckt sich in dem Beifall, den wir der Schönheit einer 'Blume, einer Landschaft, 260
eines menschlichen Gesichts ertheilen. Ja bei genauerer Zergliederung würde oft die Schönheit nur verlieren.

Dunkle Vorstellungen sind solche, deren Bewußtseyn schnell vergessen wurde. Nur im Zustande dunkler Vorstellungen ist Lust oder Unlust möglich. Denn die Aufmerksamkeit auf das Objekt schwächt die Aufmerksamkeit auf das Subjekt. Auch bei der *verworrenen* Vorstellung, müssen die Theilvorstellungen wenigstens ehemals vorhanden gewesen seyn: allein man kann ein Schönheitsurtheil fällen,

25: langen A. — 27: wir] wie A.

ohne alle Rücksicht auf die Uebereinstimmung der Theile. Auch würde
bei jener Theorie, welche die Schönheit in die sinnlich vorgestellte
Vollkommenheit setzt, der Unterschied zwischen dem Wohlgefallen an
Zweckmäßigkeit und zwischen dem Wohlgefallen am Schönen wegfallen.
Diese Theorie würde nur auf manche Schönheiten, aber nicht auf
freie, am wenigsten auf dichterische passen. Entweder wäre das Ge-
schmacksurtheil intellektuirt und nicht rein, oder es wäre gar kein
eigentliches Geschmacksurtheil.

Alle peinliche mathematische Regelmäßigkeit ist für uns nicht
schön. Weil Unvollkommenheit die ' Schönheit unterdrükt, so hielt 261
man Vollkommenheit und Regelmäßigkeit für das Wesen der Schön-
heit. Eine schöne Landschaft muß zwar richtig seyn; die Richtigkeit
giebt ihr aber noch keine Schönheit. — Einheit des Mannichfaltigen,
als Einfachheit in der Fülle, und Ruhe in der Beschäftigung, ist nur
relative Schönheit. — Es giebt verworrene Vorstellungen von Voll-
kommenheit, die doch gerade kein Schönheitsgefühl erwecken; auch ist
nicht jedes Schönheitsurtheil mit dem Vollkommenheitsurtheil verbunden.

Erklärung des Schönen nach Burke.

Burke sagt, Schönheit errege Zuneigung, ohne Begierde nach
dem Besitz; eine wahre, aber nur subjektive Erklärung. Das Prä-
dikat der Schönheit werde mehr von kleinen, als von großen Dingen
gebraucht. So erweckt auch das Große mehr Ehrfurcht, als Liebe,
vielleicht, weil das Große etwas Verkleinerndes für uns hat, oft
Furcht erregt und uns anstrengt, während das Gegentheil bei dem
Kleinen Statt findet. *Burke* sagt, nicht mit Unrecht, daß das Glatte
dem Schönen wesentlich sei; dieß Glatte beziehe sich auf alle fünf
Sinne. Aber *Burke* ' nimmt auch hier das *Angenehme* in das 262
Schöne mit auf. Die sanften, allmählichen Uebergänge der Wellen-
linie, die Vermeidung alles Eckigen, die Grazie mache die Schönheit
aus. *Burke* erklärt dieß blos aus dem Einflusse auf das Auge,
was sich aus dem Verstande erklären läßt. Ferner rechnet *Burke*
Delikatesse zur Schönheit, das Zarte und fast Schwächliche. Das
Schöne muß verhältnißmäßig klein seyn, glatte Oberfläche, milde
Farben, allmähliche Aenderung in der Richtung der Linien haben,
mehr zärtlich, als stark seyn: dieß ist ungefähr *Burke*'s Beschreibung

des Schönen. Erschlaffende Wirkung ist das charakteristische, was B. der Schönheit beilegt. Allein fehlerhaft ist das Angenehme hier mit aufgenommen, wodurch die allgemeine Mittheilbarkeit des Schönen eingeschränkt wird; ferner leitet er die wahre Schönheit auch blos von physischen Ursachen ab, da sie sich doch auf ein Vernunftprincip stützen muß.

Erklärung des Schönen nach Moritz.

Moritz stellt das Nützliche, Gute und Schöne neben einander. Im erstern Fall wird der Gegenstand auf einen Gebrauch 263
bezogen; er hat blos äußern Werth. Der gute Gegenstand hat innern und äußern Werth. Der schöne ist ohne alle äußere Beziehungen, und besitzt seinen Werth in sich selbst. Edel heißt das Moralisch-Schöne. Ganz wohl kann das Unnütze und das Schöne neben einander bestehen. Das Schöne wird an dem Nützlichen als überflüssig erkannt. Das Nützliche erhält durch seinen Beitrag zur Vollkommenheit eines Ganzen seinen Werth. Ein Ganzes ist, was in sich selbst vollendet ist. Nur das Ganze, was in die Sinne fällt oder mit der Einbildungskraft umfaßt werden kann, ist schön. — Bis hieher kann man M. Recht geben. Allein nachher verwechselt er die Wirkungen unserer Vernunft mit den Wirkungen der Gegenstände, das Ganze der Natur, welches wir nie fassen können, mit dem Ganzen der Vernunft, welches allerdings immer auf Einheit ausgeht.

Darstellung des Ganzen der Natur in der Erscheinung macht, nach Moritz, ein Kunstwerk aus.

Erklärung des Schönen nach Kant.

Nennen wir einen Gegenstand schön, sagt Kant, so ist der Bestimmungsgrund unsers Urtheils blos subjektiv. Dieses Wohl- 264
gefallen ist ohne alles Interesse und hat mit dem Begehrungsvermögen nichts zu thun; es besteht sogar bei sinnlichem Schmerz oder moralischem Misfallen. Bei dem Schönen gefällt uns die bloße Vorstellung, bei dem Angenehmen seine Existenz. Das Angenehme und das Gute schließen ein Interesse ein, sind auf ein Bedürfniß gegründet; das Wohlgefallen daran ist also nicht frei. Eben weil das Wohlgefallen am Schönen auf keinem Interesse, auf keinem Pri-

vatgrunde beruht, legen wir diesem Wohlgefallen Allgemeingültigkeit bei. Das Angenehme hat diese Allgemeingültigkeit nicht. Die Einheit des Unveränderlichen in der menschlichen Natur ist der Grund dieser Allgemeinheit, und sie beruht auf den Denkgesetzen der Seele. — Dem Begriffe Schön fehlt der objektive Grund der Uebereinstimmung; ihr Grund muß also im urtheilenden Subjekt aufgesucht werden. Ein Urtheil über das Schöne ist kein unmittelbares Sinnenurtheil, sondern ein Reflexionsurtheil, ein Urtheil a priori, weil es eine allgemeine Foderung an alle Denkende einschließt und Allgemeinheit a priori hat. Diese Foderung gründet sich auf die allgemeine Mittheilungsfähig'keit des Zustandes, über den ich reflektire. 265
Jede Erkenntniß beruht auf einer unumgänglichen Bedingung und kann mitgetheilt werden; so muß auch diese Bedingung, die dem Geschmacksurtheil zum Grunde liegt, mitgetheilt werden können. Die Einbildungskraft für die Vorstellung des Mannichfaltigen, und der Verstand für die Vereinigung desselben — jene hat Freiheit, dieser hat Gesetzmäßigkeit — diese bei der höchst möglichen Freiheit jener, durch die Reflexion wahrgenommen, bringt die Lust an dem Gegenstand und das Urtheil des Wohlgefallens hervor. Diese Uebereinstimmung beider vorstellenden Vermögen kann nur durch den innern Sinn bemerkt werden. Der Geschmack beurtheilt das Schöne subjektiv, durch ein Gefühl. Das Schöne gefällt ohne alles Interesse. Das Interesse gründet sich auf eine Beziehung des Gegenstandes auf uns. Das Schöne gefällt aber unbedingt. Ein Wohlgefallen, von keiner Privatbeziehung abhängig, muß allgemein seyn; das Schöne muß Jedem gefallen. Das Gute gefällt zwar auch Jedermann, aber durch einen Begriff. Während das Gute nur durch seine objektive Beschaffenheit allgemein ge'fällt, stützt sich 266
die Lust am Schönen auf einen subjektiven Grund, auf die Allgemeinheit der Denkgesetze.

Da Schönheit blos in der Form der Zweckmäßigkeit besteht, so besteht Schönheit überhaupt nur in der Form. Rein ist ein Schönheitsurtheil dann, wenn weder Reiz, noch Rührung dabei im Spiele ist. Daher besteht alle Veredlung der Kunst in der Simplicität. — Reiz überhaupt ist Aufforderung zur Thätigkeit. Ein Gemählde kann durch seine Farbe reizen, aber nur durch Compo-

sition und Zeichnung schön seyn. — Rührung entspringt aus
dem Leiden, und besteht bei Menschen von moralischem Gefühl und
thätigem Geiste nicht aus blos physischen Wirkungen. Auch das
sympathetische Leiden eines moralischen Menschen kann nicht lange
körperlich bleiben; die Vernunft erwacht bald in ihrer Erhabenheit
über alles sinnliche Interesse. — Auch die moralische Rührung, welche
sich auf ein sehr lebhaftes Interesse der Vernunft gründet, kann das
Schönheitsurtheil verfälschen.

Alle sinnliche Schönheit ist entweder Form der Ruhe oder
Form der Bewegung. Jene ist die Zeichnung überhaupt; die 267
Farben heben blos die Umrisse mehr hervor, wecken die Aufmerksam-
keit, und bewirken Uebereinstimmung mit der Natur. Die Form der
Bewegung ist a) das Spiel der Gestalten im Raume, b) das
Spiel der Empfindungen in der Zeit. Zu jenem gehört
Mimik, zu diesem vornehmlich Tonkunst. Der einzelne Klang
gefällt blos in der Sinnenempfindung. Das Schöne beruht aber
auf der Komposition.

Schönheit der Handlung besteht in der Handlungsweise, in
der Gesinnung, nicht in dem Resultat.

Der Werth der Zierrathen kann entweder blos auf ihrer
Form beruhen, oder sie gefallen nur durch die Materie, als
Schmuck, und können im leztern Fall der Schönheit oft Abbruch thun.

Vom Kriterium des Schönen und vom ästhetischen Ideal.

Es kann keine objektive Geschmacksregel geben, sondern
nur ein empirisches Kriterium des Schönen, indem man das,
worinn alle Zeitalter übereingekommen sind, zu Rathe zieht.

Es kann ein moralisches Ideal geben, weil es sich auf einen 268
Begriff gründet. Ein ästhetisches Ideal ist nur für die adhä-
rente, nicht für die freie Schönheit möglich. Die Schönheit, für
die man ein Ideal aufstellen will, muß in die Grenzen eines Zwecks
eingeschlossen werden. Nur das, was durch sich selbst bestimmt ist,
ist eines Ideals der Schönheit fähig; also nur der Mensch, als
sittliches Wesen. Zum Ideal der Schönheit gehört erstens die
Normalidee, welche blos auf die physischen Zwecke des Menschen,
die Zwecke seines Baues, Rücksicht nimmt, die Idee der Richtigkeit;

zweitens die Vernunftidee, welche durch den Ausdruck des Sittlichen bestimmt wird. Die Freiheit in der Darstellung der physischen und moralischen Zwecke des Menschen könnte ein wahres Ideal der Schönheit abgeben, wenn nämlich alle Regelmäßigkeit in der Darstellung verschwindet.

Allgemeingültigkeit des Geschmacksurtheils.

Wie kann ein Urtheil zugleich a posteriori gefällt werden, und doch nur a priori möglich seyn? ' Oder wie kann das Geschmacks- 269
urtheil empirisch und zugleich a priori seyn? Es ist nämlich aus zwei Urtheilen zusammengesetzt. Erstens ist es empirisch, inwiefern es von einem durch die Erfahrung gegebenen Gegenstande Etwas aussagt; a priori aber, inwiefern eine Allgemeingültigkeit, eine allgemeine Mittheilbarkeit der Lust von dem Gegenstande ausgesagt wird. Zwar beurtheilen wir den schönen Gegenstand durch ein Gefühl der Lust; allein diese verbindet sich zuerst nicht mit der Sinnenempfindung, sondern mit der Reflexion. Das Gefühl der Lust setzt einen a priori gültigen Gemüthszustand voraus. Sobald wir uns keiner materiellen Quelle unsrer Lust bewußt sind, muß es eine formale Quelle und also die Lust allgemein mittheilbar seyn: wir verhalten uns dann zu dem Gegenstande als Menschen überhaupt. Der Grund, warum wir behaupten, der Gegenstand müsse allgemein gefallen, ist vor aller Erfahrung da; wir berufen uns auf einen ästhetischen Gemeinsinn. Ein solcher Gemeinsinn kann vorausgesetzt werden, und wird vorausgesetzt, indem wir andern ein ähnliches Gefühlvermögen zuschreiben. — Alle Gründe zur Beurtheilung des Schönen nehmen wir aus den Be'schaffenheiten der Gegenstände, die wir em- 270
pfinden, her; dieß geschieht durch ein Gefühl der Lust. Schön ist nämlich das, was in der bloßen Anschauung a priori gefällt.

Kant macht das Schöne auch zu einem Symbole des Sittlichguten. Das Sittlichgute gefällt unmittelbar durch den bloßen Begriff, wie das Schöne in der bloßen Anschauung; das Wohlgefallen an beidem ruht auf keinem Interesse, und nicht der Inhalt, sondern die Form der Vorstellung bestimmt das Urtheil. — Das Schöne ist das Mittelglied zwischen der Sittlichkeit und Sinnlichkeit. Der Geschmack gewöhnt uns, auch das Sinnliche zu veredeln.

Ueber die objektiven Bedingungen der Schönheit.

Die Kantische Kritik leugnet die Objektivität des Schönen aus
keinem genügenden Grunde, weil sich nämlich das Schönheitsurtheil
auf ein Gefühl der Lust gründe. — Die objektive Beschaffenheit
der für schön gehaltenen Gegenstände muß untersucht und verglichen
werden. Die Beobachtung der Proportionen macht nicht die Schönheit
selbst, aber doch eine unumgängliche Bedingung derselben aus. Sie 271
kann der Richtigkeit nicht entbehren. — Freie Wirksamkeit des Gemüths
ist der Wirkung des Schönen wesentlich. Nach Kant ist das
Schöne Wirkung der innern Freiheit, nach Burke Ursache derselben.
Beobachtung der Regelmäßigkeit ist nicht allen Objekten natürlich, und
hemmt bei denen, welchen sie nicht zukommt, die Naturfreiheit. Regelmäßigkeit
kann also nicht als allgemeiner Grundbegriff der Schönheit
gelten, wohl aber Freiheit d. h. die durch die Natur eines Dinges
selbst bestimmte Beschaffenheit. Kant sagt: Kunst ist schön, wenn
sie aussieht wie Natur, und umgekehrt. Die Natur des Nachgeahmten
ist es, welche wir bei einem Kunstwerk erwarten; der Stoff
muß sich in der Form, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren.
Die Form der Bildsäule darf nichts durch die Natur des Marmor
einbüßen. Die Kunstmäßigkeit dient blos, die Freiheit auch in
Naturgegenständen, die als schön beurtheilt werden sollen, sichtbar zu
machen: die Erinnerung an eine Regel soll uns blos die Unabhängigkeit
eines Gegenstandes von derselben bemerklich machen. — Schön
ist ein Entwurf, wenn seine Zweckmäßigkeit freiwillig aussieht. — 272
Die Baukunst kann nie eine ganz reine schöne Kunst seyn, weil sie
die Zwecke der Regelmäßigkeit nicht verbergen kann.

Technik ist die Verbindung des Mannichfaltigen nach Zwecken, und zur Schönheit nothwendig, wiewohl sich diese nicht auf die Beurtheilung der Technik gründet, wie Sulzer annimmt.

Jede Bildung oder Form besteht in der Begränzung, und ist also gewissermaßen eine Einschränkung, die entweder durch eine Regel oder durch den Zufall entstand. In allen Produkten der Natur, die auf eine Technik hinweisen, finden wir die gegenseitige Abhängigkeit der Theile in ihrer Beschaffenheit von einander. Schönheit aber ist Freiheit in der Gebundenheit, Natur in der Kunstmäßigkeit; sie haftet nur an der unmittelbaren Anschauung; die Natur-

schönheit gründet sich auf keinen Begriff; die Technik eines Naturproduktes fällt unmittelbar ins Auge.

Auch Ungezwungenheit, Leichtigkeit und Freiheit in der Technik der *Thierkörper* ist schön: ihre Schönheit nimmt ab, je mehr sie sich der unbehülflichen Masse, der schweren Bewegung nähern. Da aber nehmen wir Schönheit wahr, wo die körperliche ' Masse von 273 den lebendigen Kräften bezwungen wird, wo die Kraft nicht unter dem Druck der Masse erliegt: — daher die geflügelten Thiere, die gleichsam Symbole der Freiheit sind, am meisten Empfindungen der Schönheit erregen; an Vögeln ist der Hals einer der schönsten Theile, ihre glatte biegsame Gestalt ist schön.

In der *menschlichen Gestalt* zeigt sich die verwickelteste Technik, es erscheinen in ihr die mannichfaltigsten Zwecke. Beobachtung der Proportion wird von der Schönheit vorausgesetzt. — Die menschliche Gestalt ist einer doppelten Schönheit fähig. Die eine ist ein bloßes *Geschenk der Natur* und erweckt *Liebe*, die andre beruht auf *sittlichen Eigenschaften* und erwirbt zugleich *Achtung*. — Alle Umrisse müssen Kühnheit und Leichtigkeit zeigen; frei und offen muß die Stirne sich wölben; die Nase muß fast gar keinen Winkel von der Stirne herab bilden, und nicht stark hervorspringen. Das ganze Untergesicht muß leicht seyn, und nicht von dem Gewicht der Masse hinabgedrückt und vergrößert scheinen. Alle übertriebenen Anspannungen müssen entfernt seyn. Herrschaft der organischen Kraft über die thierische Masse unterscheidet den Menschen von dem Thier. Der 'Mann ist schön durch *Freiheit in der Stärke*; das Weib durch 274 *Freiheit in der Schwäche*. Freiheit der Form, das Resultat der sich selbst beschränkenden Kraft, macht die Schönheit aus. So *schwebt* gleichsam der Vatikanische Apoll; denn keine Masse hindert ihn, seine ganze Kraft zu brauchen. — Grober Vortrag der Masse ist *Plumpheit*. Kraft, die sich in der Ruhe versichtbart, ist *gehaltene* Kraft. — *Schwäche* d. h. Biegsamkeit für Eindrücke, kommt vornehmlich der *weiblichen* Schönheit zu. Dann ist sie schön, wenn sie *frei* ist, wenn sie nicht bis zum *Leiden* geht, nicht in Grimassen ausartet und Zwang beweiset. Das Schöne bedarf des Ausdrucks des Leidens nicht, und das Nichtschöne wird durch ihn nur häßlich.

8: den Druck A.

Es giebt eine gleichsam *organische* und eine *moralische* Schönheit. Jene und diese sind in Ansehung der Achtung, die wir für beide haben, dem Genie und dem Fleiße, der Naturgabe und dem Verdienste zu vergleichen. Die organische Schönheit kann sich zwar nicht mit moralischer Verdorbenheit, aber doch leicht mit einer Leere des Geistes
vertragen. Die *selbsterworbene* Schönheit überlebt die Jugend weit, 275
und verräth ihre Spuren noch im Alter; in ihr spiegelt sich innrer Friede und Wohlwollen ab; sie ist die Wirkung und der Ausdruck sittlicher Ideen.

Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung. Eine Handlung nach dem Gesetze der Vernunft ist dann schön, wenn sie aussieht, als geschähe sie aus Neigung und ohne allen Zwang. Die Basis aller Schönheit ist *Simplicität*; aber nicht alle Simplicität ist Schönheit.

In der Natur beleidigt uns die verletzte Freiheit. Was aber in der Natur häßlich ist, kann in der Kunst schön werden. Allein eigentlich kann nicht der Gegenstand, sondern nur dessen *Darstellung* schön werden. — Schön ist ein in seiner Kunstmäßigkeit frei erscheinendes Naturprodukt. Es giebt nun Darstellungen für die *Sinne* und für die *Einbildungskraft*. *Frei* wäre die Darstellung, wo das Dargestellte *selbst zu handeln* und der Stoff sich mit dem Darzustellenden völlig ausgetauscht zu haben schien. Freilich kann hier nur *Scheinen* Statt finden. Die Natur des Mediums, des Stoffes, muß völlig bezwungen seyn; so muß z. B. in einer Bildsäule nicht
der Marmor, in dem Schauspieler nicht sein eigener natürlicher Cha- 276
rakter sichtbar seyn. Der Dichter muß das Streben nach Allgemeinheit, welches in der Natur seiner, der Individualität widerstreitenden Sprache liegt, zu überwinden suchen, damit das Dargestellte in seiner wahren *Eigenthümlichkeit* erscheine. *Dargestellte freie Selbsthandlung* in der Natur durch die Sprache ist Schönheit in der Dichtkunst. Schön ist die Darstellung dann, wenn sie von der Eigenthümlichkeit des Darstellenden die wenigsten Einschränkungen erlitten hat. Der Zweck der Darstellung *für Andre* bringt *Heteronomie* in das Kunstwerk und thut seiner Schönheit leicht Eintrag. — Die *Freiheit* der poetischen Darstellung beruht auf der Unabhängigkeit des Dargestellten von der Eigenthümlichkeit der Sprache, des Darstellenden und des äußeren Zweckes des Kunstwerkes. Der ersten Abhängigkeit, von der abstrakten Beschaffenheit der Sprache,

weicht der Dichter dadurch aus, daß er den Gegenstand zu *individualisiren* sucht, z. B. oft den Theil für das Ganze, die Wirkung für die Ursache setzt, inwiefern dadurch an Anschaulichkeit gewonnen wird. So dient auch Vergegenwärtigung des Entfernten zur anschaulichen Darstellung der selbsthan'delnden Natur. Von dieser Art ist 277
ferner die Analogie der Vorstellungen und Empfindungen, zumal bei nicht sinnlichen Gegenständen. Hier herrscht die Freiheit der Gleichnisse. Der Dichter kettet Bild an Bild, worin Homer am verschwenderischesten war; Virgil wählte die Gleichnisse, bei sparsamerem Gebrauch, glücklicher. So entsteht der lebhafteste Ausdruck. — Der Dichter hält sich an das Sinnliche, um das Nichtsinnliche anschaulich zu machen, und sucht durch ähnliche Bilder ähnliche Gemüthszustände zu erregen, wie z. B. in *Hallers* Ewigkeit. — *Personalität* ist ferner der Ersatz, welcher dem Naturgegenstande für das gegeben wird, was er durch die abstrakte Natur der Sprache einbüßt. Die Sprache, die an solchen Personificirungen reich ist, ist eine *dichterische* Sprache. So stellte die griechische Mythologie fast alle Handlungen der Natur als Handlungen freier Wesen dar, und ist der Dichtkunst beinah' unentbehrlich geworden. Auch der Ausdruck in der Sprache selbst trägt zur Versinnlichung der Gegenstände bei. Die Regeln der Grammatik beschränken den Dichter weniger; er opfert sie der Natur auf; sein Periodenbau wird regelloser; so ist z. B. manchmal der ' öftere Gebrauch, manchmal das Weglassen der Bindewörter 278
natürlich und zweckmäßig. Bisweilen mahlt die Sprache schon den Gegenstand selbst. Oft wird das Objektive eines Gegenstandes durch das Subjektive des Ausdrucks in der Sprache belebt, z. B. durch den Klimax. —

Werke der Kunst werden in der nachahmenden Darstellung als *Werke der freien Natur* betrachtet, z. B. ein Gebäude in einem Gemählde, eine Komödie in der Komödie, wie im Hamlet. Es kommt im Gebiete der Kunst nicht auf die Beschaffenheit des dargestellten Gegenstandes, sondern auf das Verhältniß der Darstellung zu seiner Beschaffenheit an. Der Künstler hat die Häßlichkeit der Formen der *Natur* nicht zu verantworten. Die Geschichte Laokoons, von einem Dichter und einem Bildhauer dargestellt, beleidigt in dem *Gegenstande* unser Schönheitsgefühl; in der *Natur* würde uns die Gruppe

14: geben A.

empören; in der Darstellung wird aber die verletzte leidende Natur nicht gegen die ruhige, sondern gegen die Darstellung gehalten. In der 'Natur selbst wollen wir freie Natur, in der Kunst aber überhaupt Natur sehen. Die Freiheit, welche die Natur auch ' in 279 den Fesseln des Sylbenmaaßes und der Sprache behauptet, die Wahrheit und Lebendigkeit des Bildes, dringt uns über eine solche Darstellung (wie die des Laokoon) den Ausspruch ab: das sei schrecklich schön. So hat Göthe in seiner Iphigenie das Schöne in dem Schrecklichen dargestellt, das bis zum Entsetzlichen geht. — Nicht weil unser moralisches Gefühl, sondern weil unser Geschmack beleidigt wird, misfällt uns eine Darstellung, in der nicht die Freiheit der Darstellung vorhanden ist. Shakespeare und Göthe sind große Meister in Darstellung der Natur, mit der sie so vertraut sind, daß sie sich ganz in sie verlieren.

Unter den Talenten des Dichters muß die Einbildungskraft den obersten Rang einnehmen. — Die Leiden des jungen Werther sind ein schönes Muster der Darstellung der Leidenschaft. Die Natur, die Leidenschaft selbst ist es, die wir handeln sehen, und doch ist Alles absichtsvolle Darstellung des Dichters, der ganz in seinen Gegenstand eindrang. Wie wahr und lebendig schildert Shakspeare die Leidenschaften in ihren wildesten Verirrungen z. B. im Lear, Othello, Macbeth, Hamlet!

' Aber nichts, was den Sinnen widrig ist, was physisch widerwärtigen 280 Eindruck macht, darf weder der Dichter noch der bildende Künstler darstellen. Von dieser Art sind der Polyphem, die Harpyien des Virgil, die Gemählde des Heilands mit der Dornenkrone oder des mit Eitergeschwüren bedeckten Lazarus. Die Sinne verhalten sich zu leidentlich gegen solche Eindrücke und der Körper kann auch durch Vorstellungen der Phantasie ins Spiel gezogen und widrig bewegt werden. Der Eindruck des Gemähldes ist unmittelbar lebhafter, als der des Gedichtes; was dem Mahler der gute Geschmack untersagt, ist noch mehr dem Schauspieler verboten, welcher das Niedrige (wie die Bettlerscene im Kind der Liebe von Kotzebue) nicht vor das Auge bringen darf. Das Ekelhafte ist den Sinnen unmittelbar zuwider: es dringt sich, wie Kant sehr treffend sagt, uns zum Genusse auf, mischt sich in den Genuß ein. Daß uns das Ekelhafte physisch widerstrebt, schließt dessen Gebrauch aus der Kunst gänzlich aus. Die Un-

25: Eitergeschwüre A.

lust entspringt nicht aus der Voraussetzung der Wirklichkeit, sondern aus der bloßen Vorstellung, selbst der bloßen Phantasie. Nur wenn der Dichter es zum Schauderhaften und Schrecklichen nöthig [281] hat, darf er es gebrauchen. Das Ekelhaft-Schreckliche ist das Gräßliche (so ist Homers Polyphem gräßlich geschildert). Das Gräßliche und das Niedrige, die äußersten Gränzposten des Geschmacks sind sehr behutsam anzuwenden. Das Gräßliche, wo es dem Dichter erlaubt seyn soll, muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt werden.

Verhältniß des Schönen zur Vernunft.

Der Umstand, daß das Schöne blos gefühlt, nicht eigentlich erkannt wird, macht die Ableitung der Schönheit aus Principien a priori zweifelhaft. Es scheint, daß wir uns mit der pluralistischen Gültigkeit der Urtheile über Schönheit begnügen müssen.

Wir beobachten entweder, oder betrachten die Naturerscheinungen; Betrachtung allein kommt der Schönheit zu. Das Mannichfaltige giebt der Sinn; die Form giebt die Vernunft. Die Vernunft verbindet Vorstellungen zur Erkenntniß oder zur Handlung. Es giebt theoretische und praktische Vernunft. Freiheit der Erschei'nungen ist das Objekt der ästhetischen Beurtheilung. Frei- [282] heit eines Dinges in der Erscheinung ist dessen Selbstbestimmung, wiefern sie in die Sinne fällt.

Die ästhetische Beurtheilung schließt alle Rücksicht auf objektive Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit aus, und geht blos auf die Erscheinung; ein Zweck und eine Regel können nie erscheinen. Eine Form erscheint dann frei, wenn sie sich selbst erklärt, und den reflektirenden Verstand nicht zu Aufsuchung eines Grundes außer ihr nöthigt. Das Moralische ist vernunftmäßig, das Schöne ist vernunftähnlich. Jenes erregt Achtung, ein Gefühl, das durch Vergleichung der Sinnlichkeit mit der Vernunft entsteht. Die Freiheit in der Erscheinung erweckt nicht blos Lust über den Gegenstand, sondern auch Neigung zu demselben; diese Neigung der Vernunft, sich mit dem Sinnlichen zu vereinigen, heißt Liebe. Das Schöne betrachten wir eigentlich nicht mit Achtung, sondern mit Liebe; ausgenommen die menschliche Schönheit, welche aber Ausdruck der Sittlichkeit

28: daß A.

als Objekt der Achtung, in sich schließt. — Sollen wir das Achtungs-
würdige zugleich lieben, so muß es von uns erreicht oder für uns 283
erreichbar seyn. Liebe ist ein Genuß, Achtung aber keiner; hier ist
Anspannung, dort Nachlassung. — Das Gefallen der Schönheit ent-
springt also aus der bemerkten Analogie mit der Vernunft, und ist
mit Liebe verbunden.

Werth des Schönen und der Kunst.

Die der Kunst gemachten Beschuldigungen treffen nicht sie selbst,
sondern ihren Misbrauch. Das Schöne beschäftigt und kultivirt Ver-
nunft und Sinnlichkeit, befördert durch Verengung ihres Bundes die
Humanität, stiftet Vereinigung zwischen der physischen und moralischen
Natur des Menschen. Indessen ist der größte Vortheil doch auf
Seiten der *Sinnlichkeit*; durch das Schöne erweitern wir das Feld
unserer *Empfindungen*, werden aber an *Begriffen* nicht reicher.
Es bewahrt uns vor der Rohheit der Sinnlichkeit. Für den Menschen
von gröberer Sinnlichkeit ist daher die Schönheit die größte Wohlthat.
Aber dem männlichen Sinn kann die zu große Anhänglichkeit an das
Schöne schädlich werden; leicht wird er sich dabei blos mit der ober-
flächlichen Betrachtung der Dinge begnügen; aber aller Weg zur Vor-
trefflichkeit geht durch die Mühe. Das Genie wählt den steilsten Weg 284
zur Vollkommenheit. Die *ausschließende* Kultur des Schönheitsgefühls
verführt uns leicht zur Oberflächlichkeit, bringt uns Erschlaffung, Weichlich-
keit und Abneigung gegen Gründlichkeit: denn wir gewöhnen uns dadurch
immer blos auf die *Behandlung*, nicht auf den *Gehalt* zu sehen.

Das Schöne veredlet die Sinnlichkeit, und versinnlicht die Ver-
nunft. Es lehrt, einen Werth auf die Form legen. Mit dem
Schönen lernt man Dinge ohne Eigennutz, blos ihrer Form wegen
lieben. Der Vernunft geschieht ferner ein Dienst, wenn Sinne und
Phantasie in ihr Interesse gezogen werden; aber Wahrheit und Güte
gewinnen kein Verdienst durch die ästhetische Form. Aber auch die
Tugend darf eine geschmackvolle Form nicht verschmähen, wenn schon
der Geschmack den Werth der Tugend nicht bestimmt. Nur muß für
Stoff und Form in gleichem Grade gesorgt werden. Vereinigung der
Wahrheit mit der Schönheit, des innern Gehalts mit dem Reiz der
Form, ist das Erforderniß wahrer Vollkommenheit.

IV.

Kallias.

1.

Ueber die Natur des Schönen ist mir viel Licht aufgegangen. .. Den objectiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso auch zu einem objectiven Grundsatz des Geschmacks qualificirt, und an welchem Kant verzweifelt, glaube ich gefunden zu haben. Ich werde meine Gedanken darüber ordnen, und in einem Gespräch: Kallias, oder über die Schönheit, auf die kommenden Ostern herausgeben. Für diesen Stoff ist eine solche Form überaus passend, und das Kunstmäßige derselben erhöht mein Interesse an der Behandlung. Da die meisten Meinungen der Aesthetiker vom Schönen darin zur Sprache kommen werden, und ich meine Sätze soviel wie möglich an einzelnen Fällen anschaulich machen will, so wird ein ordentliches Buch von der Größe des Geistersehers daraus werden.

2.

Eine Beschäftigung, die mich äußerst interessirt, erhebt mich über alle körperliche Bedrückungen. Oft wünsche ich, daß mir meine Ge-

1. Schiller an Körner, Jena 21. Dec. 1792. (2, 355 f.) — 2. Schiller an Körner, Jena 11. Januar 1793. (3, 1 f.) — Vgl. Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft von Karl Tomaschek. (Wien 1862.) S. 154 ff. — Als Studien zu diesem Kallias sind die Briefe zu betrachten, welche Schiller zu Anfang des Jahres 1793 an Körner schrieb (Briefwechsel Thl. 3), und besonders die beiden Abhandlungen: „Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit" (S. 45—72) und: „Das Schöne der Kunst" (S. 112—122, zu S. 79 gehörig), so wie auch der Brief vom 18. Febr. (S. 28—43). Die Aufnahme dieser Stücke unterblieb, weil sie nicht nach den Originalen gegeben werden konnten und so wie sie gedruckt sind, jedem bequem zur Hand liegen.

sundheit auch nur so lang bleiben möchte, bis dieser Kallias geendigt ist. Du wirst Deine Freude daran erleben, denn es wird in mir heller mit jedem Schritt. Noch ist gar nichts Schriftliches geordnet, sonst hätte ich Dir schon etwas daraus vorgelegt. Besitzest oder weißt Du wichtige Schriften über die Kunst, so theile sie mir doch mit: Burke, Sulzer, Webb, Mengs, Winkelmann, Home, Batteux, Wood, Mendelssohn nebst fünf oder sechs schlechten Compendien besitze ich schon. Aber über einzelne Künste und besondere Fächer aus derselben möchte ich gern noch mehrere Schriften nachlesen. Besonders aber wünschte ich eine oder einige Sammlungen der besten Kupfer von Raphael, Correggio u. a. Stücken, wenn sie nicht zu hoch kämen. Weißt Du mir vielleicht einige zu nennen? Auch über Architektur möchte ich gar zu gern ein gutes Buch. — An musikalischen Einsichten verzweifle ich, denn mein Ohr ist schon zu alt; doch bin ich gar nicht bange, daß meine Theorie der Schönheit an der Tonkunst scheitern werde.

V.

Ueber Anmuth und Würde.

Die griechische Fabel legt der Göttinn der Schönheit einen Gürtel bey, der die Kraft besitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleyhen, und Liebe zu erwerben. Eben diese Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den Grazien begleitet.

Die Griechen unterschieden also die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da sie solche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttinn zu trennen waren. Alle Anmuth ist schön, denn der Gürtel des Liebreizes ist ein Eigenthum der Göttinn von Gnidus; aber nicht alles Schöne ist Anmuth, denn auch ohne diesen Gürtel bleibt Venus, was sie ist.

' Nach eben dieser Allegorie ist es die Schönheitsgöttinn allein, 116
die den Gürtel des Reizes trägt und verleyht. Juno, die herrliche Königinn des Himmels, muß jenen Gürtel erst von der Venus entlehnen, wenn sie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit also, selbst wenn ein gewisser Grad von Schönheit sie schmückt, (den man der Gattinn Jupiters keineswegs abspricht) ist ohne Anmuth nicht sicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eignen Reizen, sondern

A: Neue Thalia, Bd. 3, Heft 2 (1793), S. 115—230. — a: Über | Anmuth und Würde. | An | Carl von Dalberg | in Erfurth. | Was du hier siehest, edler Geist, bist du selbst. | Milton. | Leipzig, | Bey G. J. Göschen, 1793. 120 Seiten. 8°. [Wegen des Mottos vgl. Paradise Lost IV, 468: What there thou seest, fair creature, is thyself.] — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 2 (1800), S. 217—354. — b: Dieselben, aber anderer Druck. — K: Werke 1813. 8, 1, 1 ff. — W: Werke 1844. 10, 12 ff. — M: Werke 1860. 11, 296 ff. — 2: Göttin a B (und so in A und b fast immer — inn, in a und B fast immer — in). — 3—4: verleihen, a B (und so immer: leihen, verleihen). — 10: Cnidus M. — 17: der Göttin Jupiters B. — 18: sicher zu a.

von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterköniginn den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttinn kann aber doch ihren Gürtel entäußern und seine Kraft auf das Minder-Schöne *übertragen*. Anmuth ist also kein *ausschließendes* Prärogativ des Schönen, sondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minder-Schöne, ja selbst auf das Nicht-Schöne, übergehen.

Die nehmlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bey allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Gefällige, fehlte, den Grazien zu opfern. Diese Göttinnen wurden also von ihnen zwar als Begleiterinnen des schönen Geschlechts ' vorgestellt, aber doch als 117
solche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich sind.

Was ist aber nun die Anmuth, wenn sie sich mit dem Schönen zwar am liebsten, aber doch nicht ausschließend, verbindet? wenn sie zwar von dem Schönen herstammt, aber die Wirkungen desselben auch an dem Nicht-Schönen offenbart? wenn die Schönheit zwar *ohne sie* bestehen, aber *durch sie* allein ein Objekt der Neigung werden kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterschied frühe schon, was die Vernunft noch nicht zu *verdeutlichen* fähig war, und, nach einem Ausdruck strebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verstand noch keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythus ist daher der Achtung des Philosophen werth, der sich ohnehin damit begnügen muß, zu den Anschauungen, in welchen der reine Natursinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen, oder mit andern Worten, die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären.

Entkleidet man die Vorstellung der Griechen von ihrer allegorischen Hülle, so scheint sie keinen andern, als folgenden Sinn einzuschließen.

' Anmuth ist eine *bewegliche* Schönheit; eine Schönheit nehm- 118
lich, die an ihrem Subjekte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der *fixen* Schönheit, die

[3]: entäussern B b. — [4]: das Minder Schöne A a, das Minderschöne B b (und so auch weiter unten). — [7]: Nichtschöne, B b (und so stets). — [17]: auch dem K. — *zwar* B b. — [18]—[19]: allein Neigung einflößen kann? B b K W M.

mit dem Subjekte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit ist sie nicht Venus mehr.

Dieser Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz besondre, daß er der Person, die damit geschmückt wird, die objektive Eigenschaft der Anmuth verleyht; und unterscheidet sich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Person selbst, sondern bloß den Eindruck derselben, subjektiv, in der Vorstellung eines Andern, verändert. Es ist der ausdrückliche Sinn des griechischen Mythus, daß sich die Anmuth in eine Eigenschaft der Person verwandle, und daß die Trägerinn des Gürtels wirklich liebenswürdig sey, nicht bloß so *scheine*.

Ein Gürtel, der nicht mehr ist als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, scheint allerdings kein ganz passendes Bild zu seyn, die 119
persönliche Eigenschaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine persönliche Eigenschaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde versinnlicht werden, die sich unbeschadet der Person von ihr trennen läßt.

Der Gürtel des Reizes wirkt also nicht *natürlich*, weil er in diesem Fall an der Person selbst nichts verändern könnte, sondern er wirkt *magisch*, das ist, seine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch diese Auskunft (die freylich nicht mehr ist als ein Behelf) sollte der Widerspruch gehoben werden, in den das Darstellungsvermögen sich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was außerhalb der Natur im Reiche der Freyheit liegt, in der Natur einen Ausdruck sucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenschaft ausdrückt, die sich von ihrem Subjekte absondern läßt, ohne deswegen etwas an der Natur desselben zu verändern, so kann er nichts anders als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung ist die einzige Veränderung, die mit einem Gegenstand vorgehen kann, ohne seine Identität aufzuheben.

7: besondere, B b. — 10: derselben subjektiv, B. — 32: verändern; a.

'Schönheit der Bewegung ist ein Begriff, der beyden Foderungen 120
Genüge leistet, die in dem angeführten Mythus enthalten sind. Sie ist *erstlich* objektiv und kommt dem Gegenstande selbst zu, nicht bloß der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie ist *zweytens* etwas zufälliges an demselben, und der Gegenstand bleibt übrig, auch wenn wir diese Eigenschaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bey dem Minder-Schönen, und selbst bey dem Nicht-Schönen seine magische Kraft nicht; das heißt, auch das Minder-Schöne, auch das Nicht-Schöne kann sich *schön bewegen*.

Die Anmuth, sagt der Mythus, ist etwas *zufälliges* an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen diese Eigenschaft haben. An einem Ideal der Schönheit *müssen* alle *nothwendigen* Bewegungen schön seyn, weil sie, als nothwendig, zu seiner Natur gehören; die Schönheit *dieser* Bewegungen ist also schon mit dem Begriff der Venus *gegeben*, die Schönheit der zufälligen ist hingegen eine *Erweiterung* dieses Begriffs. Es giebt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

'Ist aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth? 121

Daß der griechische Mythus Anmuth und Grazie nur auf die Menschheit einschränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht sogar noch weiter, und schließt selbst die Schönheit der Gestalt in die Grenzen der Menschengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch seine Götter begreift. Ist aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menschenbildung, so kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anspruch machen, die der Mensch auch mit dem, was bloß Natur ist, gemein hat. Könnten also die Locken an einem schönen Haupte sich mit Anmuth bewegen, so wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeste eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmaaßen der Thiere, sich mit Anmuth bewegen sollten. Aber die Göttinn von Gnidus repräsentiert nur die menschliche Gattung, und da wo der Mensch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenwesen ist, da hört sie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

1: Forderungen a B K W M. — 3: erstlich B b. — 12: *nothwendige* K. — 29: Kornfeldes, B b. — 30: Cnidus M. — 31: repräsentirt B b. — da, B b. — 33: auf für B.

Willkührlichen Bewegungen allein kann also Anmuth zukommen, aber auch unter diesen nur denjenigen, die ein Ausdruck moralischer Empfindungen sind. Bewegungen, welche keine andere Quelle 122 als die Sinnlichkeit haben, gehören bey aller Willkührlichkeit doch nur der Natur an, die für sich allein sich nie bis zur Anmuth erhebet. Könnte sich die Begierde mit Anmuth, der Instinkt mit Grazie äußern, so würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig seyn, der Menschheit zu einem Ausdruck zu dienen.

Und doch ist es die Menschheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einschließt. Nie darf sich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und seinem humanen Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee sogleich einen Leib anbildet und auch das Geistigste zu verkörpern strebt, so fodert er von jeder Handlung des Instinkts an dem Menschen zugleich einen Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung. Dem Griechen ist die Natur nie bloß Natur, darum darf er auch nicht erröthen, sie zu ehren; ihm ist die Vernunft niemals bloß Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maßstab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel fließen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. Er führte die Freyheit, die nur im Olympus zu Hause 123 ist, auch in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen laßen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus versetzte.

Dieser zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geistigen duldet, weiß von keiner willkührlichen Bewegung am Menschen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moralischempfindenden Geistes zu seyn. Daher ist ihm auch die Anmuth nichts anders als ein solcher schöner Ausdruck der Seele in den willkührlichen Bewegungen. Wo also Anmuth statt findet, da ist die Seele das bewegende Princip, und in ihr ist der Grund von der Schönheit der

1: Willkürlichen B. (B hat immer: Willkür, willkürlich, Willkürlichkeit.) — 14: Geistige K. — fordert B W W (und so haben B W M immer, K meistens: fordern, Forderung). — 15: einem A a (in A als Druckfehler angezeigt). — 19: Maaßstab B b. — 23: lassen, a B b. — 28–29: moralisch empfindenden B b. — 31: Statt B (und so immer).

Bewegung enthalten. Und so lößt sich denn jene mythische Vorstellung in folgenden Gedanken auf: „Anmuth ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjekte selbst hervorgebracht wird.“

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeschränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechischen Fabel exegetisch herauszuziehen, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt sey mir erlaubt zu versuchen, was sich auf dem Weg der philosophischen Untersuchung darüber ausmachen läßt, und ob es auch hier, wie in soviel andern 124
Fällen wahr ist, daß sich die philosophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht schon dunkel *geahndet*, und die Poesie nicht *geoffenbart* hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräsentiert uns das Ideal der Schönheit, so wie letztere aus den Händen der *bloßen Natur* kommen kann, und, *ohne die Einwirkung eines empfindenden Geistes*, durch die plastischen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht stellt die Fabel für diese Schönheit eine eigene Göttergestalt zur Repräsentantin auf, denn schon das natürliche Gefühl unterscheidet sie auf das strengste von derjenigen, die dem Einfluß eines empfindenden Geistes ihren Ursprung verdankt.

Es sey mir erlaubt diese von der bloßen Natur, nach dem Gesetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterschied von der, welche sich nach Freyheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (*architektonische Schönheit*) zu benennen. Mit diesem Nahmen will ich also denjenigen Theil der menschlichen Schönheit bezeichnet haben, der nicht bloß durch Naturkräfte *ausgeführt* worden (was von jeder Erscheinung gilt) sondern der auch *nur allein durch* 125
Naturkräfte bestimmt ist.

Ein glückliches Verhältniß der Glieder, fließende Umrisse, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. s. f. sind Vorzüge, die man bloß der Natur und dem Glück zu verdanken hat; der *Natur*, welche die Anlage

1: löſet a, löſt B b. — 2: Anmuth A (ohne Anführungszeichen). — 5: Regriff a. — 6: exegetisch herauszuziehen, A a] zu entwickeln, B b K W M. — 8: Wege B. — 9: hier wie a. — so viel a, so vielen W. — 11: *geahnt*, K, *geahnet*, M. — 13: repräsentirt B b. — 16: *Geistes* durch a. — 17: eigne B. — 19: aufs strengste a. — 27: gilt), B b. — 30: freyer B b. — 31: sind, a. — 32: *Natur* welche A a.

dazu hergab und selbst entwickelte; dem *Glück* — welches das Bildungsgeschäft der Natur von jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beschützte.

Diese Venus steigt schon *ganz vollendet* aus dem Schaume des Meers empor: vollendet, denn sie ist ein beschloßenes, streng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als solches, keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da sie nehmlich nichts anders ist, als ein schöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menschen beabsichtet, und daher jede ihrer Eigenschaften durch den Begriff, der ihr zum Grund liegt, vollkommen entschieden ist, so kann sie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich diese erst unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektonische Schönheit der menschlichen Bildung muß von der technischen Voll'kommenheit derselben wohl unterschieden werden. 126 Unter der leztern hat man das *System der Zwecke selbst* zu verstehen, so wie sie sich untereinander zu einem obersten Endzweck vereinigen; unter der erstern hingegen bloß eine *Eigenschaft der Darstellung* dieser Zwecke, so wie sie sich dem anschauenden Vermögen in der Erscheinung offenbaren. Wenn man also von der Schönheit spricht, so wird weder der materielle Werth dieser Zwecke noch die formale Kunstmäßigkeit ihrer Verbindung dabey in Betrachtung gezogen. Das anschauende Vermögen hält sich einzig nur an die Art des Erscheinens, ohne auf die logische Beschaffenheit seines Objekts die geringste Rücksicht zu nehmen. Ob also gleich die architektonische Schönheit des menschlichen Baues durch den Begriff der demselben zum Grund liegt, und durch die Zwecke bedingt ist, welche die Natur mit ihm beabsichtet, so *isolirt* doch das ästhetische Urtheil sie völlig von diesen Zwecken, und nichts als was der Erscheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorstellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht sagen, daß die Würde der Menschheit die Schönheit des menschlichen Baues *erhöhe*. In unser Urtheil über ' die leztere kann die Vorstellung der erstern zwar einfließen, 127

[1]: hergab, B b. — Glück, — B b. — [2]: von A a b] vor B K W M. — [5]: beschlossenes, B b. — [11]: ohgleich B. — [12]: Entwickelung B. — [15]: letztern a B b. — [25]: Begriff, B b. — [28]: nichts, B b. — [33]: letztern B.

aber alsdann hört es zugleich auf, ein reinästhetisches Urtheil zu seyn. Die Technik der menschlichen Gestalt ist allerdings ein Ausdruck seiner Bestimmung, und als ein solcher darf und soll sie uns mit Achtung erfüllen. Aber diese Technik wird nicht dem *Sinn* sondern dem *Verstande* vorgestellt; sie kann nur *gedacht werden*, nicht *erscheinen*. Die architektonische Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck seiner Bestimmung seyn, da sie sich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige ist, welches über jene Bestimmung zu entscheiden hat.

Wenn daher dem Menschen, vorzugsweise vor allen übrigen technischen Bildungen der Natur, Schönheit beygelegt wird, so ist dieß nur insofern wahr, als er schon in der *bloßen Erscheinung* diesen Vorzug behauptet, ohne daß man sich dabey seiner Menschheit zu erinnern braucht. Denn da dieses letzte nicht anders als vermittelst eines Begriffs geschehen könnte, so würde nicht der Sinn, sondern der Verstand über die Schönheit Richter seyn, welches einen Widerspruch einschließt. Die Würde seiner sittlichen Bestimmung kann also der Mensch nicht in Anschlag bringen, seinen Vorzug als Intelligenz [128] kann er nicht geltend machen, wenn er den Preiß der Schönheit behaupten will; hier ist er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erscheinung unter Erscheinungen. Auf seinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieser die erste Stelle behaupten soll, so kann er sie nur *dem*, was in ihm *Natur* ist, zu verdanken haben.

Aber eben diese seine Natur ist, wie wir wissen, durch die Idee seiner Menschheit bestimmt worden, und so ist es denn mittelbar auch seine architektonische Schönheit. Wenn er sich also vor allen Sinnenwesen um ihn her durch höhere Schönheit unterscheidet, so ist er dafür unstreitig seiner menschlichen Bestimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er sich von den übrigen Sinnenwesen überhaupt nur unterscheidet. Aber nicht darum ist die menschliche Bildung schön, weil sie ein Ausdruck dieser höheren Bestimmung ist, denn wäre dieses, so würde die nehmliche Bildung aufhören schön zu seyn,

4: *Sinn*, B b. — 6–7: kann wie ein A (*wie* als Druckfehler angezeigt). — 12: in sofern B b (und so stets). — 14: brauche. B. — 19: Preis b, Kreis B. — 23: es a. — 24: *Natur* ist, a B.

sobald sie eine niedrigere Bestimmung ausdrückte, so würde auch das Gegentheil dieser Bildung schön seyn, sobald man nur annehmen könnte, daß es jene höhere Bestimmung ausdrückte. Gesetzt aber, man könnte bey einer schönen Menschengestalt ganz und gar ver- 129
gessen, was sie ausdrückt, man könnte ihr, ohne sie in der Erscheinung zu verändern, den rohen Instinkt eines Tigers unterschieben, so würde das Urtheil der Augen vollkommen dasselbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das schönste Werk des Schöpfers erklären.

Die Bestimmung des Menschen, als einer Intelligenz, hat also an der Schönheit seines Baues nur in so fern einen Antheil, als ihre Darstellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erscheinung zugleich mit den Bedingungen *zusammentrift*, unter welchen das Schöne sich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit selbst nehmlich muß jederzeit ein freyer Natureffekt bleiben, und die Vernunftidee, welche die Technik des menschlichen Baues bestimmte, kann ihm nie Schönheit *ertheilen*, sondern bloß *gestatten*.

Man könnte mir zwar einwenden, daß überhaupt alles was in der Erscheinung sich darstellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde, und daß dieses also kein ausschließendes Merkmal des Schönen seyn könne. Es ist wahr, alle technische Bildungen sind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur sind sie nicht technisch; wenigstens werden sie nicht so beurtheilt. Technisch sind sie nur durch den Ver- 130
stand, und ihre technische Vollkommenheit hat also schon Existenz im Verstande, ehe sie in die Sinnenwelt hinübertritt, und zur Erscheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz eigenthümliche, daß sie in der Sinnenwelt nicht bloß dargestellt wird, sondern auch in derselben zuerst entspringt; daß die Natur sie nicht bloß ausdrückt, sondern auch erschafft. Sie ist durchaus nur eine Eigenschaft des Sinnlichen, und auch der Künstler, der sie beabsichtet, kann sie nur in so weit erreichen, als er den Schein unterhält, daß die Natur gebildet habe.

Die Technik des menschlichen Baues zu beurtheilen, muß man

13: *zusammentrifft*, B b. — 18: alles, B b. — 21: technischen W M. — 34–35: daß die Natur gebildet habe. A a b W M] daß die Natur sie gebildet habe. B, daß er die Natur gebildet habe. K.

die Vorstellung der Zwecke, denen sie gemäß ist, zu Hülfe nehmen;
dieß hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieses Baues zu
beurtheilen. Der Sinn allein ist hier ein völlig kompetenter Richter,
und dieß könnte er nicht seyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die sein
einziges Objekt ist) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und
also zu Erzeugung derselben vollkommen hinreichend wäre. *Mittelbar*
freylich ist die Schönheit des Menschen in dem Begriff seiner
Menschheit gegründet, weil seine ganze sinnliche Natur in diesem
Begriffe gegründet ist, aber der Sinn, weiß man, ' hält sich nur an 131
das *Unmittelbare*, und für ihn ist es also gerade soviel, als wenn
sie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem bisherigen sollte es nun scheinen, als wenn die Schönheit
für die Vernunft durchaus kein Interesse haben könnte, da sie
bloß in der Sinnenwelt entspringt, und sich auch nur an das sinnliche
Erkenntnißvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff
derselben, als fremdartig, abgesondert haben, was die *Vorstellung
der Vollkommenheit* in unser Urtheil über die Schönheit zu
mischen kaum unterlassen kann, so scheint dieser nichts mehr übrig zu
bleiben, wodurch sie der Gegenstand eines vernünftigen Wohlgefallens
seyn könnte. Nichts desto weniger ist es eben so ausgemacht, daß
das Schöne *der Vernunft gefällt*, als es entschieden ist, daß es
auf keiner solchen Eigenschaft des Objektes beruht, die nur durch
Vernunft zu entdecken wäre.

Um diesen anscheinenden Widerspruch aufzulösen, muß man sich
erinnern, daß es zweyerley Arten giebt, wodurch Erscheinungen Objekte
der Vernunft werden, und Ideen ausdrücken können. Es ist
nicht immer nöthig, daß die Vernunft diese Ideen aus den Erscheinungen
' *herauszieht*, sie kann sie auch in dieselben *hineinlegen*. 132
In beyden Fällen wird die Erscheinung einem Vernunftbegriff adäquat
seyn, nur mit dem Unterschied: daß in dem ersten Fall die Vernunft
ihn schon objektiv darinn findet, und ihn gleichsam von dem Gegenstand
nur empfängt, weil der Begriff gesetzt werden muß, um die
Beschaffenheit und oft selbst um die Möglichkeit des Objekts zu erklären;
daß sie hingegen in dem zweyten Fall das, was unabhängig
von ihrem Begriff in der Erscheinung gegeben ist, selbstthätig zu einem

16: derselben als fremdartig B, derselben als fremdartig, b. — 31: darin B.

Ausdruck desselben *macht*, und also etwas bloß sinnliches übersinnlich behandelt. Dort ist also die Idee mit dem Gegenstande objektiv nothwendig, hier hingegen höchstens subjektiv nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich jenes von der Vollkommenheit, dieses von der Schönheit verstehe.

Da es also in dem zweyten Fall, in Ansehung des sinnlichen Objektes ganz und gar zufällig ist, ob es eine Vernunft giebt, die mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektive Beschaffenheit des Gegenstandes von dieser Idee als völlig unabhängig muß betrachtet werden, so thut man ganz recht, das Schöne, *objektiv*, auf lauter Naturbedingungen ' einzuschränken, 133 und es für einen bloßen Effekt der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von diesem Effekt der bloßen Sinnenwelt einen transcendenten Gebrauch macht, und ihm dadurch, daß sie ihm eine höhere Bedeutung leyht, gleichsam ihren Stempel aufdrückt, so hat man ebenfalls Recht, das Schöne *subjektiv* in die intelligible Welt zu versetzen. Die Schönheit ist daher als die Bürgerin zwoer Welten anzusehen, deren einer sie durch *Geburt*, der andern durch *Adoption* angehört; sie empfängt ihre Existenz in der sinnlichen Natur, und *erlangt* in der Vernunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt sich auch, wie es zugeht, daß der Geschmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwischen Geist und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und diese beyden, einander verschmähende Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbindet — wie er dem *Materiellen* die Achtung der Vernunft, wie er dem *Rationalen* die Zuneigung der Sinne erwirbt — wie er Anschauungen zu Ideen adelt, und selbst die Sinnenwelt gewißermaßen in ein Reich der Freyheit verwandelt.

Wie wohl es aber — in Ansehung des Gegenstandes selbst — zufällig ist, ob die Vernunft ' mit der Vorstellung desselben eine ihrer 134 Ideen verbindet, so ist es doch — für das vorstellende Subjekt — nothwendig, mit einer solchen Vorstellung eine solche Idee zu verknüpfen. Diese Idee und das ihr korrespondirende sinnliche Merkmal

18: zweyer B K, zweier W M. — 24: verschmähenden B b K W M. — Naturen, zu A a B b. — 27: gewissermaaßen B (und so stets), gewißermaaßen b (und so stets). — 29: Wiewohl B b.

an dem Objekte müssen mit einander in einem solchen Verhältniß stehen, daß die Vernunft durch ihre eignen unveränderlichen Gesetze zu dieser Handlung genöthigt wird. In der Vernunft selbst muß also der Grund liegen, warum sie ausschließend nur mit einer gewissen Erscheinungsart der Dinge eine bestimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte muß wieder der Grund liegen, warum es ausschließend nur diese Idee und keine andre hervorruft. Was für eine Idee das nun sey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objektive Eigenschaft der schöne Gegenstand fähig sey, dieser Idee zum Symbol zu dienen — dieß ist eine viel zu wichtige Frage, um hier bloß im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich also auf eine Analytik des Schönen verspare.

Die architektonische Schönheit des Menschen ist also, auf die Art, wie ich eben erwähnte, der sinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs; aber sie ist es in keinem an'dern Sinne und mit keinem 135
größern Rechte, als überhaupt jede schöne Bildung der Natur. Dem Grade nach übertrift sie zwar alle andere Schönheiten, aber der Art nach steht sie in der nehmlichen Reihe mit denselben, da auch sie von ihrem Subjekte nichts, als was sinnlich ist, offenbart, und erst in der Vorstellung eine übersinnliche Bedeutung empfängt. *
Daß ' die Darstellung der Zwecke am Menschen schöner ausgefallen 136

* Denn — um es noch einmal zu wiederhohlen — in der bloßen Anschauung wird alles, was an der Schönheit objektiv ist, gegeben. Da aber das, was dem Menschen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenwesen giebt, in der bloßen Anschauung nicht vorkommt, so kann eine Eigenschaft, die sich schon in der bloßen Anschauung offenbart, diesen Vorzug nicht sichtbar machen. Seine höhere Bestimmung, die allein diesen Vorzug begründet, wird also durch seine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorstellung von jener kann daher nie ein Ingredienz von dieser abgeben, nie in das ästhetische Urtheil mit aufgenommen werden. Nicht der Gedanke selbst, dessen Ausdruck die menschliche Bildung ist, bloß die Wirkungen desselben in der Erscheinung offenbaren sich dem Sinn. Zu dem übersinnlichen Grund dieser Wirkungen ' erhebt der bloße Sinn sich eben 136
so wenig, als (wenn man mir dieß Beyspiel verstatten will) als der bloß sinnliche Mensch zu der Idee der obersten Weltursache hinaufsteigt, wenn er seine Triebe befriedigt.

3: an dieser B. — 17: übertrifft B b. — andre B, anderen W, andern M. — 19: sie B b. — 22: wiederholen B b (und so stets: wiederholen, Wiederholung.) — 24: den Menschen B. — 25: nicht vorkommt, B b. — 32: bloße Sinn B b. — 33: das Beispiel M. — will) der bloß B. — 34: hinaussteigt, B.

ist, als bey andern organischen Bildungen, ist als eine *Gunst* anzusehen, welche die Vernunft, als Gesetzgeberinn des menschlichen Baues, der Natur als Ausrichterinn ihrer Gesetze erzeigte. Die Vernunft verfolgt zwar bey der Technik des Menschen ihre Zwecke mit strenger Nothwendigkeit, aber glücklicherweise treffen ihre Foderungen mit der Nothwendigkeit der Natur *zusammen*, so daß die letztere den Auftrag der erstern vollzieht, indem sie bloß nach ihrer eigenen Neigung handelt.

Dieses kann aber nur von der *architektonischen* Schönheit des Menschen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Nothwendigkeit des sie bestimmenden teleologischen Grundes unterstützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues *berechnet* werden, welches aber nicht mehr statt findet, sobald die Nothwendigkeit nur einseitig ist und die übersinnliche Ursache, welche die Erscheinung bestimmt, sich zufällig verändert. Für die architek- 137
tonische Schönheit des Menschen sorgt also die Natur *allein*, weil ihr hier, gleich in der ersten Anlage, die Vollziehung alles dessen, was der Mensch zu Erfüllung seiner Zwecke *bedarf*, einmal für immer von dem schaffenden Verstand *übergeben* wurde, und sie also in diesem ihrem *organischen* Geschäfte keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Mensch aber ist zugleich eine *Person*, ein Wesen also, welches *selbst* Ursache, und zwar absolut letzte Ursache seiner Zustände seyn, welches sich nach Gründen, die es aus sich selbst nimmt, verändern kann. Die Art seines Erscheinens ist abhängig von der Art seines Empfindens und Wollens, also von Zuständen, die er selbst in seiner Freyheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit bestimmt.

Wäre der Mensch bloß ein Sinnenwesen, so würde die Natur zugleich die *Gesetze* geben und die *Fälle* der Anwendung bestimmen; jetzt theilt sie das Regiment mit der Freyheit, und obgleich ihre Gesetze Bestand haben, so ist es nunmehr doch der Geist, der über die Fälle entscheidet.

Das Gebiet des Geistes erstreckt sich *so weit*, *als die Natur* 138
technisch ist, und endigt nicht eher, als wo das organische Leben

34–35: *Natur lebendig ist*, B b K W M.

sich in die formlose Maße verliert, und die animalischen Kräfte aufhören. Es ist bekannt, daß alle bewegenden Kräfte im Menschen unter einander zusammenhängen, und so läßt sich einsehen, wie der Geist — auch nur als Princip der willkührlichen Bewegung betrachtet — seine Wirkungen durch das ganze System derselben fortpflanzen kann. Nicht bloß die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigstens mittelbar seinen Einfluß. Der Geist bestimmt sie nicht bloß absichtlich, wenn er handelt, sondern auch unabsichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für sich allein kann, wie aus dem obigen klar ist, nur für die Schönheit derjenigen Erscheinungen sorgen, die sie selbst, uneingeschränkt, nach dem Gesetz der Nothwendigkeit zu bestimmen hat. Aber mit der Willkühr tritt der *Zufall* in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen, welche sie unter dem Regiment der Freyheit erleidet, *nach* keinen andern als ihren eignen Gesetzen erfolgen, so erfolgen sie doch nicht mehr *aus* diesen Gesetzen. Da es jetzt auf den Geist ankommt, welchen Gebrauch er von seinen Werk- 139
zeugen machen will, so kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von diesem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und also auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und so würde denn der Mensch in Gefahr schweben, gerade da, wo er sich durch den Gebrauch seiner Freyheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erscheinung zu *sinken*, und in dem Urtheile des Geschmacks zu verlieren, was er vor dem Richterstuhl der Vernunft gewinnt. Die durch sein Handeln *erfüllte* Bestimmung würde ihm einen Vorzug kosten, den die in seinem Bau bloß *angekündigte* Bestimmung begünstigte; und wenn gleich dieser Vorzug nur sinnlich ist, so haben wir doch gefunden, daß ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Eines so groben Widerspruchs macht sich die Uebereinstimmungliebende Natur nicht schuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmonisch ist, wird sich durch keinen Mißklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem also die Person oder das freye Prinzipium im Menschen es auf sich nimmt, das Spiel der Erscheinungen zu bestimmen, und

1: Masse B b. — 2: bewegende K. — 10: Obigen B. — 14: ob gleich A a. — 15: eigenen B. — 30: Uebereinstimmung liebende B b. — 33: Principium B b.

durch seine Dazwischenkunft der Natur die Macht ent'zieht, die Schön- 140
heit ihres Werks zu beschützen, so tritt es selbst an die Stelle der Natur, und übernimmt, (wenn mir dieser Ausdruck erlaubt ist) mit den Rechten derselben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geist die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in sein Schicksal verwickelt, und von seinen Zuständen abhängen läßt, macht er sich gewißermaßen selbst zur Erscheinung, und bekennt sich als einen Unterthan des Gesetzes, welches an alle Erscheinungen ergehet. Um seiner selbst willen macht er sich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in seinem Dienste Natur bleiben zu lassen, und sie ihrer früheren Pflicht nie entgegen zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine Pflicht der Erscheinungen, weil das ihr entsprechende Bedürfniß im Subjekte in der Vernunft selbst gegründet, und daher allgemein und nothwendig ist. Ich nenne sie eine frühere Pflicht, weil der Sinn schon geurtheilt hat, ehe der Verstand sein Geschäft beginnt.

Die Freyheit regiert also jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele giebt die Schönheit des Spiels. Und nun wissen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verstehen haben. Anmuth ist die Schönheit der Gestalt unter dem Einfluß der Freyheit; die Schönheit der'jenigen Erscheinungen, die 141
die Person bestimmt. Die architektonische Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Besitzer Ehre. Jene ist ein Talent, diese ein persönliches Verdienst.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann sich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dieß hindert aber nicht, daß nicht auch feste und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Diese festen Züge waren ursprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bey oftmaliger Erneuerung habituell wurden, und bleibende Spuren eindrückten. *

* Daher nimmt Home den Begriff der Anmuth viel zu eng an, wenn er (Grundsätze d. Kritik. II. 39. Neueste Ausgabe) sagt: „daß, wenn die anmuthigste Person in Ruhe sey, und sich weder bewege noch spreche, wir die Eigenschaft der Anmuth, wie die Farbe im Finstern, aus den Augen verlieren.“ Nein, wir verlieren sie nicht aus den Augen, solange wir an der schlafenden Person die Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender sanfter Geist gebildet hat; und gerade

2: Selbst B. — 4: ihner B. — 10: frühern B. — 23: persönliches Verdienst. B b. — 34: so lange B b.

Aber nicht alle Bewegungen am Menschen sind der Grazie fähig. 142
Grazie ist immer nur die Schönheit der *durch Freyheit bewegten Ge'stalt*, und Bewegungen, *die bloß der Natur angehören*, 143
können nie diesen Nahmen verdienen. Es ist zwar an dem, daß ein lebhafter Geist sich zuletzt beynahe aller Bewegungen seines Körpers bemächtigt, aber wenn die Kette sehr lang wird, wodurch sich ein schöner Zug an moralische Empfindungen anschließt, so wird er eine Eigenschaft des Baues, und läßt sich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich *bildet* sich der Geist sogar seinen Körper, und der *Bau* selbst muß dem *Spiele* folgen, so daß sich die Anmuth zuletzt nicht selten in architektonische Schönheit verwandelt.

So, wie ein feindseliger, mit sich uneiniger Geist selbst die erhabenste Schönheit des Baues zu Grund richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freyheit das herrliche Meisterstück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, *so* sieht man auch zuweilen das heitre und in sich harmonische Gemüth der durch Hindernisse gefesselten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freyheit setzen, und die noch eingewickelte, gedrückte Gestalt mit göttlicher Glorie *auseinander breiten*. Die plastische Natur des Menschen hat unendlich viele Hülfsmittel in sich selbst, ihr Versäumniß herein zu bringen, und ihre Fehler zu verbessern, so bald nur der sittliche ' Geist sie in 144

der schätzbarste Theil der Grazie bleibt übrig, derjeni'ge nehmlich, der sich aus 142
Gebärden zu *Zügen* verfestete, und also die *Fertigkeit* des Gemüths in schönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr *Berichtiger* des *Homischen* Werks seinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu weisen glaubte, (Siehe in demselben Band S. 459.) „daß sich die Anmuth nicht bloß auf willkührliche Bewegungen einschränke, daß eine schlafende Person nicht aufhöre reizend zu seyn," — und warum? „weil während dieses Zustandes die unwillkührlichen, sanften und eben deßwegen desto anmuthigern Bewegungen erst recht sichtbar werden," so hebt er den Begriff der Grazie ganz auf, den Home bloß zu sehr einschränkte. Unwillkührliche Bewegungen im Schlafe, wenn es nicht mechanische Wiederhohlungen von willkührlichen sind, können nie anmuthig seyn, weit entfernt daß sie es vorzugsweise seyn könnten, und wenn eine schlafende Person reizend ist, so ist sie es keineswegs durch die Bewegungen die sie macht, sondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

5: beinahe B b. — 15: so B b. — 20: hier ein zu bringen, a. — 23: Geberden B (und so stets). — 25: *Home'schen* K W M. — *Werks* B b. — 26: siehe B b. — 459) B. — 29: deswegen b. — 29–30: werden, so A a. — 32: weit entfernt, B b. — 34: Bewegungen, B b.

ihrem Bildungswerk unterstützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die verfesteten Bewegungen (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeschlossen sind, so könnte es das Ansehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der anscheinenden oder nachgeahmten Bewegungen (die flammigten oder geschlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müßte, wie Mendelssohn auch wirklich behauptet. * Aber dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn alle Schönheit ist zuletzt bloß eine Eigenschaft der wahren oder anscheinenden (objektiven oder subjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweisen hoffe. Anmuth aber können nur solche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entsprechen.

Die Person — man weiß, was ich damit andeuten will — schreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn sie eine vorgestellte Wirkung in der Sinnenwelt realisiren will, und in diesem Fall heißen die Bewegungen willkührlich oder ab- 145
gezweckt; oder solche erfolgen, ohne den Willen der Person, nach einem Gesetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlassung einer Empfindung; diese nenne ich sympathetische Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkührlich und in einer Empfindung gegründet sind, so darf man sie doch mit denjenigen nicht verwechseln, welche das sinnliche Gefühlvermögen, und der Naturtrieb, bestimmt; denn der Naturtrieb ist kein freyes Princip, und was er verrichtet, das ist keine Handlung der Person. Unter den sympathetischen Bewegungen, von denen hier die Rede ist, will ich also nur diejenigen verstanden haben, welche der moralischen Empfindung, oder der moralischen Gesinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entsteht nun, welche von diesen beyden Arten der in der Person gegründeten Bewegungen ist der Anmuth fähig?

Was man beym Philosophiren nothwendig von einander trennen

* Philos. Schriften. I. 90.

7: müßten, B. — 8: Mendelsohn A a B b K W. — 23: demjenigen B. — 24: Gefühlsvermögen, B. — 25: er B b.

muß, ist darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen selten ohne sympathetische, weil der Wille als die Ursache von *jenen* sich nach moralischen Empfindungen bestimmt, aus welchen *diese* entspringen. In'dem eine Person 146 spricht, sehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper *mitsprechen*, und der *mimische* Theil der Unterhaltung wird nicht selten für den beredtsten geachtet. Aber auch selbst eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine sympathetische anzusehen seyn, und dieß geschieht alsdann, wenn sich etwas unwillkührliches in das willkührliche derselben mit einmischt.

Die Art und Weise nehmlich, wie eine willkührliche Bewegung vollzogen wird, ist durch ihren Zweck nicht so genau bestimmt, daß es nicht mehrere Arten geben sollte, nach denen sie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabey unbestimmt gelassen ist, kann durch den Empfindungszustand der Person, sympathetisch bestimmt werden, und also zu einem Ausdruck desselben dienen. Indem ich meinen Arm ausstrecke, um einen Gegenstand in Empfang zu nehmen, so führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Absicht, die ich damit erreichen will, vorgeschrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenstand nehmen und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen lassen — wie geschwind oder langsam; und 'mit wie 147 viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in diese genaue Berechnung lasse ich mich in *dem* Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird also hier etwas anheim gestellt. Auf irgend eine Art und Weise muß aber doch dieses durch den bloßen Zweck nicht bestimmte, entschieden werden, und hier also kann meine Art zu empfinden den Ausschlag geben, und durch den *Ton*, den sie angiebt, die Art und Weise der Bewegung bestimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungszustand der Person an einer willkührlichen Bewegung hat, ist das Unwillkührliche an derselben, und er ist auch das, worinn man die Grazie zu suchen hat.

Eine *willkührliche* Bewegung, wenn sie sich nicht zugleich mit einer sympathetischen verbindet, oder was eben soviel sagt, nicht mit

3: moralischem B. — 15–16: Person sympathetisch B. — 26: aber dieses a. — 32: worin B (und so stets).

etwas *unwillkührlichem*, das in dem moralischen Empfindungszustand der Person seinen Grund hat, vermischet, kann *niemals* Grazie zeigen, wozu immer ein Zustand im Gemüth, als Ursache erfordert wird. Die willkührliche Bewegung *erfolgt* auf eine Handlung des Gemüths, welche also vergangen ist, wenn die Bewegung geschieht. 'Die sympathetische Bewegung hingegen *begleitet* die Handlung 148 des Gemüths, und den Empfindungszustand desselben, durch den es zu dieser Handlung vermocht wird, und muß daher mit beyden als *gleichlaufend* betrachtet werden.

Es erhellt schon daraus, daß die erste, die nicht von der Gesinnung der Person unmittelbar ausfließt, auch keine Darstellung derselben seyn kann. Denn zwischen die Gesinnung und die Bewegung selbst tritt der *Entschluß*, der für sich betrachtet etwas ganz gleichgültiges ist; die Bewegung ist Wirkung des *Entschlusses* und des Zweckes, nicht aber der Person und der Gesinnung.

Die willkührliche Bewegung ist mit der ihr vorangehenden Gesinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden. Jene verhält sich zum Gemüth wie das conventionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die sympathetische oder begleitende hingegen wie der leidenschaftliche Laut zu der Leidenschaft. Jene ist daher nicht ihrer *Natur*, sondern bloß ihrem *Gebrauch* nach Darstellung des Geistes. Also kann man auch nicht ' wohl sagen, daß 149 der *Geist* in einer willkührlichen Bewegung sich offenbare, da sie nur die *Materie des Willens* (den Zweck) nicht aber die *Form des Willens* (die Gesinnung) ausdrückt. Von der Letztern kann uns nur die begleitende Bewegung belehren. *

* Wenn sich eine Begebenheit vor einer zahlreichen Gesellschaft ereignet, so kann es sich treffen, daß jeder Anwesende von der Gesinnung der handelnden Personen seine eigene Meinung hat; so zufällig sind willkührliche Bewegungen mit ihrer moralischen Ursache verbunden. Wenn hingegen einem aus dieser Gesellschaft ein sehr geliebter Freund oder ein sehr verhaßter Feind unerwartet in die Augen fiele, so würde der unzweydeutige Ausdruck seines Gesichts die Empfindungen seines Herzens schnell und bestimmt an den Tag legen, und das Urtheil der ganzen Gesellschaft über den gegenwärtigen Empfindungszustand dieses Menschen würde wahrscheinlich völlig einstimmig seyn: denn der Ausdruck ist hier mit seiner Ursache im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

3: *Grazie* B b. — Gemüth als B. — 21: blos B. — nach, B b. — 28 Handelnden A a.

Daher wird man aus den Reden eines Menschen zwar abnehmen können, für was er will ' gehalten seyn, aber das, was er 150 wirklich ist, muß man aus dem mimischen Vortrag seiner Worte und aus seinen Gebärden, also aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen suchen. Erfährt man aber, daß ein Mensch auch seine Gesichtszüge wollen kann, so traut man seinem Gesicht, von dem Augenblick dieser Entdeckung an, nicht mehr, und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck seiner Gesinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Mensch durch Kunst und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, daß er auch die begleitenden Bewegungen seinem Willen unterwirft, und gleich einem geschickten Taschenspieler, welche Gestalt er will, auf den mimischen Spiegel seiner Seele fallen lassen kann. Aber an einem solchen Menschen ist dann auch alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunst verschlungen. Grazie hingegen muß jederzeit Natur d. i. unwillkührlich seyn (wenigstens so scheinen) und das Subjekt selbst darf nie so aussehen, als wenn es um seine Anmuth wüßte.

Daraus ersieht man auch beyläufig, was man von der nachgeahmten oder gelernten Anmuth (die ich die theatralische und die Tanz'meistergrazie nennen möchte,) zu halten habe. Sie ist ein wür- 151 diges Gegenstück zu derjenigen Schönheit, die am Putztisch aus Karmin und Bleyweiß, falschen Locken, Fausses Gorges, und Wallfischrippen hervorgeht, und verhält sich ohngefähr eben so zu der wahren Anmuth, wie die Toiletten-Schönheit sich zu der architektonischen verhält.* Auf einen un'geübten Sinn können beyde völlig 152

* Ich bin eben so weit entfernt, bey dieser Zusammenstellung dem Tanzmeister sein Verdienst um die wahre Grazie, als dem Schauspieler seinen Anspruch darauf abzustreiten. Der Tanzmeister kommt der wahren Anmuth unstreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrschaft über seine Werkzeuge verschaft, und die Hindernisse hinwegräumt, welche die Masse und Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegen setzen. Er kann dieß nicht anders als nach Regeln verrichten, welche den Körper in einer heilsamen Zucht erhalten, und, so lange die Trägheit widerstrebt, steif, d. i. zwingend seyn und auch so aussehen dürfen. Entläßt er aber den Lehrling aus seiner Schule, so muß die Regel bey diesem ihren Dienst schon geleistet haben, daß sie ihn nicht in die Welt zu begleiten braucht: kurz das Werk der Regel muß in Natur übergehen.

6: kann, a. — 15: Natur, B b. — 16: scheinen), B b. — 18: beiläufig, B b. — 20: möchte) B b. — 23: ungefähr W M. — 28: ohnstreitig a. — 31: entgegensetzen. B b. — 35: zu B b.

denselben Effekt machen, wie das Original, das sie nach'ahmen, und 153
ist die Kunst groß, so kann sie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Absicht hervor, und dann ist Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, daß ' die 154
architektonische Schönheit *gemacht* ist, so sehen wir gerade so viel von der Menschheit (als Erscheinung) verschwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derselben geschlagen worden ist — und wie sollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tausch betrachten, wobey ein Theil der Menschheit für gemeine Natur ist hingegeben worden? Wie sollten wir, wenn wir auch die Wirkung

Die Geringschätzung, mit der ich von der theatralischen Grazie rede, gilt nur 152
der *nachgeahmten*, und diese nehme ich keinen Anstand, auf der Schaubühne wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, daß mir der Schauspieler nicht gefällt, der seine *Grazie*, gesetzt daß ihm die Nachahmung auch noch so sehr gelungen sey, an der Toilette studirt hat. Die Foderungen, die wir an den Schauspieler machen, sind: 1) *Wahrheit* der Darstellung und 2) *Schönheit* der Darstellung. Nun behaupte ich, daß der Schauspieler, *was die Wahrheit der Darstellung betrift*, alles durch Kunst und nichts durch Natur hervorbringen müsse, weil er sonst gar nicht Künstler ist; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder sehe, daß er, der einen wüthenden Guelfo meisterhaft spielte, ein Mensch von sanftem Karakter ist; auf der andern Seite hingegen behaupte ich, daß er, *was die Schönheit der Darstellung betrift*, der Kunst gar nichts zu danken haben dürfe, und daß hier alles an ihm *freiwilliges* Werk der Natur seyn müsse. Wenn es mir bey der Wahrheit seines Spiels beyfällt, daß ihm dieser
' Karakter nicht natürlich ist, so werde ich ihn nur um so höher schätzen; wenn es 153
mir bey der Schönheit seines Spiels beyfällt, daß ihm diese anmuthigen Bewegungen nicht natürlich sind, so werde ich mich nicht enthalten können, über den *Menschen* zu zürnen, der hier den *Künstler* zu Hülfe nehmen mußte. Die Ursache ist, weil das Wesen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verschwindet, und weil die Grazie doch eine Foderung ist, die wir uns an den bloßen Menschen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimischen Künstler antworten, der gern wissen möchte, wie er, da er sie nicht *erlernen* darf, zu der Grazie kommen soll? Er soll, ist meine Meinung, zuerst dafür sorgen, daß die Menschheit in ihm selbst zur Zeitigung komme, und dann soll er hingehen und (wenn es sonst sein Beruf ist) sie auf der Schaubühne repräsentiren.

7: Menscheit a. — 13: Geringschätzung mit A a. — 14: diese, A a. — 17: studiert a. — Foderungen A a, Forderungen, B, Foderungen, b. — 22: Guelfo] (Guelfo heißt der eine der Zwillingsbrüder in Klingers Trauerspiel 'Die Zwillinge.') — spielte ein A a. — 23: Charakter B b (und so stets). — 24: die *Anmuth* der *Darstellung* B b. — *betrift* A a. — 25: freywilliges a.

verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken,
daß die *Anmuth* erkünstelt ist, so schließt sich plötzlich unser Herz,
und zurücke flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geist sehen
wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himm-
lischen Juno.

Ob aber gleich die Anmuth etwas unwillkührliches seyn oder
scheinen muß, so suchen wir sie doch nur bey Bewegungen, die, mehr
oder weniger, von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer
gewissen Gebärdensprache Grazie bey, und spricht von einem anmuthigen
Lächeln und einem reitzenden Erröthen, welches doch beydes sym-
pathetische Bewegungen sind, worüber nicht der Wille, sondern die
Empfindung entscheidet. Allein nicht zu rechnen, daß jenes ' doch in 155
unserer Gewalt ist, und daß noch gezweifelt werden kann, ob dieses
auch eigentlich zur Anmuth gehöre, so sind doch bey weitem die mehrern
Fälle, in welchen sich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der will-
kührlichen Bewegungen. Man fodert Anmuth von der Rede und vom
Gesang, von dem willkührlichen Spiele der Augen und des Mundes,
von den Bewegungen der Hände und der Arme bey jedem freyen Ge-
brauch derselben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers
und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menschen, insofern
es in seiner Gewalt ist. Von denjenigen Bewegungen am Menschen,
die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt *auf seine eigene
Hand* ausführet, und die also auch ihrem Ursprung nach sinnlich
sind, verlangen wir etwas ganz anders als Anmuth, wie sich nachher
entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der *Natur* und
nicht der *Person* an, aus der doch allein alle Grazie quellen muß.

Wenn also die Anmuth eine Eigenschaft ist, die wir von will-
kührlichen Bewegungen fodern, und wenn auf der andern Seite von
der Anmuth selbst doch alles willkührliche verbannt seyn muß, so
werden wir sie in demjenigen, was bey absichtlichen Bewegungen un-
absichtlich, ' zugleich aber einer moralischen Ursache im Gemüth ent- 156
sprechend ist, aufzusuchen haben.

3: zurück K W M. — 10: reizenden Bb. — 20: Bezeigen W M. (Vgl. Gesch. d. Abf. d. Niederl., 1ste Ausg. 1, 258 = 2te Ausg. 1, 291: 'und beeiferten sich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeugen zu gewinnen'; das. 1, 260 = 1, 293: 'konnte er nicht umhin, ihn über sein Bezeugen gegen Granvella zur Rechenschaft zu ziehen')

Dadurch wird übrigens bloß die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu suchen hat; aber eine Bewegung kann alle diese Eigenschaften haben, ohne deßwegen anmuthig zu seyn. Sie ist dadurch bloß *sprechend* (mimisch).

Sprechend (im weitesten Sinne) nenne ich jede Erscheinung am Körper, die einen Gemüthszustand begleitet und ausdrückt. In dieser Bedeutung sind also alle sympathetische Bewegungen sprechend, selbst diejenigen, welche bloßen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch thierische Bildungen sprechen, indem ihr äußres das innre offenbart. Hier aber spricht bloß die *Natur*, nie die *Freyheit*. In der permanenten Gestalt und in den festen architektonischen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren *Zweck*, in den mimischen Zügen das erwachte oder gestillte *Bedürfniß* an. Der Ring der Nothwendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine *Person* unterbrochen zu werden. Die Individualität ' seines 157
Daseyns ist nur die besondre Vorstellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit seines gegenwärtigen Zustandes bloß Beyspiel einer Ausführung des Naturzwecks unter bestimmten Naturbedingungen.

Sprechend im *engern* Sinn ist nur die menschliche Bildung und diese auch nur in denjenigen ihrer Erscheinungen, die seinen moralischen Empfindungszustand begleiten, und demselben zum Ausdruck dienen.

Nur in *diesen* Erscheinungen: denn in allen andern steht der Mensch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenwesen. In seiner permanenten Gestalt und in seinen architektonischen Zügen legt bloß die *Natur*, wie beym Thier und allen organischen Wesen, ihre Absicht vor. Die Absicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen als bey diesen, und die Verbindung der Mittel zu Erreichung derselben kunstreicher und verwickelter seyn; dieß alles kommt bloß auf Rechnung der *Natur*, und kann ihm selbst zu keinem Vorzug gereichen.

Bey dem Thiere und der Pflanze gibt die Natur nicht bloß die

3: deswegen B b. — 4: *sprechend*, B b. — 6: begleitet, B b. — 7: sympathetischen W M. — 10: äußeres B. — innere B. — 18: eines gegenwärtigen a. — 23: moralische A. — 30: gehen, B b. - 33: giebt B b (B hat stets, b fast immer: giebt.)

Bestimmung an, sondern *führt* sie *auch allein aus*. Dem
Menschen aber giebt sie bloß die Bestimmung, und überläßt *ihm* 158
selbst die Erfüllung derselben. Dieß allein macht ihn zum Menschen.

Der Mensch allein hat als Person unter allen bekannten Wesen das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit, der für bloße Naturwesen unzerreißbar ist, durch seinen Willen zu greifen, und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen. Der Akt, durch den er dieses wirkt, heißt vorzugsweise eine *Handlung*, und diejenigen seiner Verrichtungen, die aus einer solchen Handlung herfließen, ausschließungsweise, seine *Thaten*. Er kann also, daß er eine Person ist, bloß durch seine Thaten beweisen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff seiner Bestimmung, sondern auch das Verhältniß seines gegenwärtigen Zustandes zu dieser Bestimmung aus. Da nun bey dem Thiere die Natur die Bestimmung zugleich giebt und erfüllt, so kann die Bildung des Thiers nie etwas anders als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menschen zwar die Bestimmung *giebt*, aber die Erfüllung derselben *in seinen Willen stellt*, so kann das
gegenwärtige Verhältniß seines Zustandes zu seiner Bestimmung nicht 159
Werk der Natur, sondern muß sein eigenes Werk seyn. Der Ausdruck dieses Verhältnisses in seiner Bildung gehört also nicht der Natur, sondern ihm selbst an, das ist, es ist ein persönlicher Ausdruck. Wenn wir also aus dem architektonischen Theil seiner Bildung erfahren, was die *Natur* mit ihm beabsichtet hat, so erfahren wir aus dem mimischen Theil derselben, was *er selbst* zu Erfüllung dieser Absicht *gethan* hat.

Bey der Gestalt des Menschen begnügen wir uns also nicht damit, daß sie uns bloß den allgemeinen Begriff der Menschheit, oder was etwa die *Natur* zu Erfüllung desselben an diesem Individuum wirkte, vor Augen stelle, denn das würde er mit jeder technischen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von seiner Gestalt, daß sie uns zugleich offenbare, in wie weit er in seiner Freyheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i. daß sie Karakter zeige. In dem erstern Fall sieht man wohl, daß die Natur es mit ihm auf einen Menschen

5: blose a. — 18: in *seinen* B. — 25: Theil mit derselben M. — *was* B. — 33: ersten KWM.

anlegte, aber nur aus dem zweyten ergiebt sich, ob er es *wirklich* geworden ist.

Die Bildung eines Menschen ist also nur in so weit *seine* Bildung, als sie mimisch ist; ' aber auch *so weit sie mimisch* ist, ist 160
sie sein. Denn, wenn gleich der größere Theil dieser mimischen Züge, ja wenn gleich alle bloßer Ausdruck der Sinnlichkeit wären, und ihm also schon als bloßem Thiere zukommen könnten, so war er bestimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch seine Freyheit einzuschränken. Die Gegenwart solcher Züge beweißt also den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Bestimmung; ist also eben so gewiß moralisch sprechend, als die Unterlassung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung ist.

Von den sprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele sind, muß man die stummen Züge unterscheiden, die bloß die plastische Natur, insofern sie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menschliche Bildung zeichnet. Ich nenne diese Züge *stumm*, weil sie als unverständliche Chiffern der Natur von dem Karakter schweigen. Sie zeigen bloß die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für sich allein schon hin, das *Individuum* zu unterscheiden, aber von der *Person* können sie nie etwas offenbaren. Für den Physiognomen sind diese stummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Physiognome nicht bloß wissen will, was der Mensch ' selbst aus sich gemacht, sondern auch, was 161
die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es ist nicht so leicht, die Grenzen anzugeben, wo die stummen Züge aufhören, und die sprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der gesetzlose Affekt streiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die *Natur* mit unermüdeter stiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgerissen von der *Freyheit*, die gleich einem anschwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geist verschaft sich auf *alle* körperlichen Bewegungen Einfluß, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch selbst die festen Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar sind, durch die Macht des sympathetischen Spiels zu verändern. An einem solchen Menschen wird endlich alles

9: beweist B b (und so stets). — 22: Phisiognom K, Physiognom W M. — 31: Einfluß: a.

Karakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schicksale und ein thätiger Geist völlig *durchgearbeitet* haben. Der plastischen Natur gehört an solchen Formen nur das *Generische*, die ganze *Individualität* der Ausführung aber der Person an; daher sagt man sehr richtig, daß an einer solchen Gestalt alles Seele sey.

Dagegen zeigen uns jene zugestutzten Zöglinge der *Regel*, (die zwar die Sinnlichkeit zur Ruhe bringen, aber die Menschheit nicht 162
wecken kann) in ihrer flachen und ausdruckslosen Bildung überal nichts, als den Finger der Natur. Die geschäftlose Seele ist ein bescheidener Gast in ihrem Körper und ein friedlicher stiller Nachbar der sich selbst überlassenen Bildungskraft. Kein anstrengender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Takt des physischen Lebens; nie wird der *Bau* durch das *Spiel* in Gefahr gesetzt, nie die Vegetation durch die Freyheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geistes keine beträchtliche Konsumtion der Kräfte verursacht, so wird die Ausgabe nie die Einnahme übersteigen, vielmehr die thierische Oekonomie immer Ueberschuß haben. Für den schmalen Gehalt von Glückseligkeit, den *sie* ihm auswirft, macht der Geist den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und sein ganzer Ruhm ist, ihr *Buch* in Ordnung zu halten. Geleistet wird also werden, was die Organisation immer leisten kann, und floriren wird das Geschäft der Ernährung und Zeugung. Ein so glückliches Einverständniß zwischen der Naturnothwendigkeit und der Freyheit kann der architektonischen Schönheit nicht anders als günstig seyn, und hier ist es auch, wo sie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiß, einen ewi'gen Krieg mit 163
den besondern, oder den organischen, und die kunstreichste Technik wird endlich von der *Kohäsion* und *Schwerkraft* bezwungen. Daher hat auch die Schönheit des Baues, *als bloßes Naturprodukt*, ihre bestimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beschleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende ist, daß die *Maße* allmählig über die *Form* Meister wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem *aufgespeicherten* Stoff sich sein eigenes Grab bereitet.*

* Daher man auch mehrentheils finden wird, daß solche Schönheiten des

8: überall B b. — 32: Masse B b.

Ob indessen gleich kein einzelner stummer Zug Ausdruck des 164
Geistes ist, so ist eine solche ' stumme Bildung doch im Ganzen 165

Baues sich schon im mittlern Alter durch Obesität sehr merklich vergröbern, daß, anstatt jener kaum angedeuteten zarten Lineamente der Haut, sich Gruben einsenken und wurstförmige Falten aufwerfen, daß das Gewicht unvermerkt auf die Form Einfluß bekömmt, und das reizende mannichfache Spiel schöner Linien auf der Oberfläche sich in einem gleichförmig schwellenden Polster von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was sie gegeben hat.

Ich bemerke beyläufig, daß etwas ähnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, welches überhaupt in ' seinem Ursprunge, wie in seinen Wirkungen mit der archi- 164
tektonischen Schönheit vieles gemein hat. Wie diese, so ist auch jenes ein bloßes Naturerzeugniß, und nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen, und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geistes bewundert. Beyde Günstlinge der Natur werden bey allen ihren Unarten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienter Verachtung sind) als ein gewißer Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektonischen Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig dafür Sorge trägt, sich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterin heranzuziehen, eben so ergeht es auch dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Geschmack und Wißenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur ' kann nicht wohl andre 165
als sinnliche Vorzüge ertheilen) so mag es bey Zeiten darauf denken, sich dieses zweydeutigen Geschenks durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Besitzungen des Geistes werden können; dadurch, meyne ich, daß es der Materie Form ertheilt; denn der Geist kann nichts, als was Form ist, sein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrscht, wird die wildaufgeschoßene üppige Naturkraft über die Freyheit des Verstandes hinauswachsen, und sie eben so ersticken, wie bey der architektonischen Schönheit die Masse endlich die Form unterdrückt.

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichlich Belege, besonders an denjenigen Dichter-Genien, die früher berühmt werden, als sie mündig sind, und wo, wie bey mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbey, und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammigte und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten ' kann, daß der Stoff sich 166
zur Form veredelt und der bildende Geist in der Anschauung Ideen niedergelegt habe, sind sie, wie jedes andre Naturprodukt, der Materie anheim gefallen, und die vielversprechenden Meteore erscheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht

[9]: beiläufig, B b. — [15]: Güntlinge a. — [17]: gewisser a B. — [21]: Stellvertreterinn b. — [23]: Wissenschaft a B b. — [27]: meine B. — [30]: wildaufgeschoßne a, wildaufgeschossene B b. — [34]: Dichtergenien, B b. — werden als A a. — [37]: schwammige K. — [41]: vielversprechendnn B. — Meteore, B b.

karakteristisch; und zwar aus eben dem Grunde, war'um eine sinnlich 166
sprechende es ist. Der Geist nehmlich soll thätig seyn und soll mora=
lisch empfinden; und also zeugt es von seiner Schuld, wenn seine
Bildung davon keine Spuren aufweis't. Wenn uns also gleich der
reine und schöne Ausdruck seiner Bestimmung in der Architektur seiner
Gestalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchste Ver=
nunft, als ihre Ursache, erfüllt, so werden beyde Empfindungen nur
so lange ungemischt bleiben, als er uns bloße Naturerzeugung ist.
Denken wir ihn uns aber als moralische Person, so sind wir berech=
tigt, einen Ausdruck derselben in seiner Gestalt zu erwarten, und
schlägt diese Erwar'tung fehl, so wird Verachtung unausbleiblich er= 167
folgen. Bloß organische Wesen sind uns ehrwürdig als *Geschöpfe*,
der Mensch aber kann es uns nur als *Schöpfer*, (d. i. als Selbst=
urheber seines Zustandes) seyn. Er soll nicht bloß, wie die übrigen
Sinnenwesen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es
gleich die Göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper,
von seinem eigenen Lichte glänzen.

Eine sprechende Bildung wird also von dem Menschen gefodert,
sobald man sich seiner sittlichen Bestimmung bewußt wird; aber es
muß zugleich eine Bildung seyn, die zu seinem Vortheile spricht, d. i.
die eine, seiner Bestimmung gemäße Empfindungsart, eine moralische
Fertigkeit, ausdrückt. Diese Anfoderung macht die Vernunft an die
Menschenbildung.

Der Mensch ist aber als Erscheinung zugleich Gegenstand des
Sinnes. Wo das *moralische* Gefühl Befriedigung findet, da will
das *ästhetische* nicht verkürzt seyn, und die Uebereinstimmung mit
einer Idee darf in der Erscheinung kein Opfer kosten. So streng also
auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fodert, so
unnachlaßlich fodert das Auge ' Schönheit. Da diese beyden Fode= 168
rungen an dasselbe Objekt, obgleich von verschiedenen Instanzen der

gar als noch etwas weniger. Denn die poetisirende Einbildungskraft sinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem sie sich losgewickelt hatte, und verschmäht es nicht. der Natur bey einem andern *solidern* Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetischen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

4: aufweist. B b. — 7: Ursache erfüllt a. — 14: Er B b. — 29: unnachläß-lich B b K W M. (Vgl. 97, 14 und 151, 7. Ebenso *unerlaßlich* z. B. 42, 10; 46, 29; Th. 6, S. 319, 26.)

Beurtheilung, ergehen, so muß auch durch eine und dieselbe Ursache für beider Befriedigung gesorgt seyn. Diejenige Gemüthsverfassung des Menschen, wodurch er am fähigsten wird, seine Bestimmung als moralische Person zu erfüllen, muß einen solchen Ausdruck gestatten, der ihm auch, als bloßer Erscheinung, am vortheilhaftesten ist. Mit andern Worten: seine sittliche Fertigkeit muß sich durch Grazie offenbaren.

Hier ist es nun, wo die große Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moralischsprechender Bewegungen ergiebt sich, daß sie eine moralische Ursache haben müssen, die über die Sinnenwelt hinaus liegt; eben so ergiebt sich aus dem Begriffe der Schönheit, daß sie keine andre als sinnliche Ursache habe, und ein völlig freyer Natureffekt seyn oder doch so erscheinen müsse. Wenn aber der letzte Grund moralischsprechender Bewegungen nothwendig *ausserhalb*, der letzte Grund der Schönheit eben so nothwendig *innerhalb* der Sinnenwelt liegt, so scheint die *Grazie*, welche beydes verbinden soll, einen offenbaren Widerspruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man also annehmen müssen, „daß die 169
moralische Ursache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zustand nothwendig hervorbringe, der die *Naturbedingungen* des Schönen in sich enthält.“ Das Schöne setzt nehmlich, wie sich von allem Sinnlichen versteht, gewisse Bedingungen, und, in sofern es das Schöne ist, auch bloß sinnliche Bedingungen voraus. Daß nun der Geist, (nach einem Gesetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zustand, worinn er sich selbst befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorschreibt, und daß der Zustand moralischer Fertigkeit in ihm gerade derjenige ist, durch den die sinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne möglich, und das allein ist *seine* Handlung. Daß aber *wirklich* Schönheit daraus wird, das ist Folge jener sinnlichen Bedingungen, also freye *Naturwirkung*. Weil aber die Natur bey *willkührlichen* Bewegungen, wo sie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frey heißen kann, und weil sie bey den *unwillkührlichen* Bewegungen, die das Moralische ausdrücken, wiederum nicht frey heißen kann, so ist die Freyheit, mit der sie sich

5: ist.“ *Aa.* — 13: *außerhalb, Bb.* — 29: seine *a.*

in ihrer Abhängigkeit von dem Willen demungeachtet äusert, eine 170
Zulassung von Seiten des Geistes. Man kann also sagen, daß die Grazie eine *Gunst* sey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, so wie die architektonische Schönheit als die *Einwilligung* der Natur zu ihrer technischen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dieß durch eine bildliche Vorstellung zu erläutern. Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet wird, daß, obgleich alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger sich doch überreden kann, daß er nach seinem eigenen Sinne lebe, und bloß seiner Neigung gehorche, so nennt man dieß eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen, ihr diesen Nahmen zu geben, wenn *entweder* der Regent seinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger seine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem ersten Fall wäre die Regierung nicht *liberal*, in dem zweyten wäre sie gar nicht *Regierung*.

Es ist nicht schwer, die Anwendung davon auf die menschliche Bildung unter dem Regiment des Geistes zu machen. Wenn sich der Geist in der von ihm abhängenden sinnlichen Natur auf eine solche Art 171
äusert, daß sie seinen Willen aufs treueste ausrichtet und seine Empfindungen auf das sprechendste ausdrückt, ohne doch gegen die Anfoderungen zu verstoßen, welche der Sinn an sie, als an Erscheinungen, macht, so wird dasjenige entstehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt seyn, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der Geist sich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freyen Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geistes fehlte. Denn in dem ersten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweyten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es ist also immer nur der übersinnliche Grund im Gemüthe, der die Grazie sprechend, und immer nur ein bloß sinnlicher Grund in der Natur, der sie schön macht. Es läßt sich eben so wenig sagen, daß der Geist die Schönheit *erzeuge*, als man, im angeführten Fall, von dem Herrscher sagen kann, daß er Freyheit *her*=

1: dessen ungeachtet B, deßungeachtet K. — äußert, B b. — 2: Geis= | stes a. — 3: Sittsiche A. — 16: niicht B. — 20: äußert, a B b. — 24–25: nennen wenn A a. — 32: man im B. — 33: Fall von B.

vorbringe; denn Freyheit kann man einem zwar *lassen*, aber nicht *geben*.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens' sich frey fühlt, größtentheils in der 172
Gesinnung des Herrschers liegt, und eine entgegengesetzte Denkart des Letztern jener Freyheit nicht sehr günstig seyn würde, eben so müssen wir auch die Schönheit der freyen Bewegungen in der sittlichen Beschaffenheit des sie diktirenden Geistes aufsuchen. Und nun entsteht die Frage, was dieß wohl für eine *persönliche Beschaffenheit* seyn mag, die den sinnlichen Werkzeugen des Willens die größere Freyheit verstattet, und was für moralische Empfindungen sich am beßten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

Soviel leuchtet ein, daß sich weder der Wille bey der absichtlichen, noch der Affekt bey der sympathetischen Bewegung, gegen die von ihm abhängende Natur als eine *Gewalt* verhalten dürfe, wenn sie ihm mit Schönheit gehorchen soll. Schon das allgemeine Gefühl der Menschen macht die *Leichtigkeit* zum Hauptkarakter der Grazie, und was angestrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben so leuchtet ein, daß auf der andern Seite, die Natur sich gegen den Geist nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein schöner moralischer Ausdruck statt haben soll; denn wo die bloße Natur *herrscht*, da muß die Menschheit verschwinden.

'Es laßen sich in allem dreyerley Verhältnisse denken, in welchen 173
der Mensch zu sich selbst, d. i. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzusuchen, welches ihn in der Erscheinung am beßten kleidet, und dessen Darstellung Schönheit ist.

Der Mensch unterdrückt entweder die Foderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höhern Foderungen seiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um, und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter, und folgt also bloß dem Stoße, womit ihn die Naturnothwendigkeit, gleich den andern Erscheinungen forttreibt; oder die Triebe des letztern setzen sich mit

9: Frage: B. — 12: besten a B b (und so stets). — 13: Wille, B b. — 19: Seite B. — 20: schön moralischer B b. — 23: lassen a B b. — 24: selbst d. i. A a b.

den Gesetzen des erstern in Harmonie, und der Mensch ist einig mit sich selbst.

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewußt wird, so stößt er alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl seiner rationalen Freyheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfodert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Be- 174
gierde von sich zu halten, und den nachdrücklich sprechenden Instinkt zum Schweigen zu bringen. Der s o gestimmte Geist läßt die von ihm abhängende Natur, sowohl da, wo sie im Dienst seines Willens handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von aussen durch Zwang verrathen. Eine solche Verfassung des Gemüths kann also der Schönheit nicht günstig seyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freyheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie seyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moralische Freyheit sich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Bedürfniß, den Naturtrieb ungebunden über sich herschen läßt, so verschwindet mit seiner innern Selbstständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. Nur die Thierheit redet aus dem schwimmenden ersterbenden Auge, aus dem lüstern geöfneten Munde, aus der erstickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geschwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erschlaffenden Bau. Nachgelassen hat aller Wider- 175
stand der moralischen Kraft, und die Natur in ihm ist in volle Freyheit gesetzt. Aber eben dieser gänzliche Nachlaß der Selbstthätigkeit, der im Moment des sinnlichen Verlangens und noch mehr im Genuß zu erfolgen pflegt, setzt augenblicklich auch die rohe Materie in Freyheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemeiner Natur unterdrückt zu

10: so Bb. — 15: außen Bb. — 34: Masse; B.

werden. Das Seelestrahlende Auge wird matt, oder quillt auch *gläsern* und stier aus seiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur bloßen Oefnung, denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirkenden sondern der nachlassenden Kräfte, die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch die beschwerte Brust sich erleichtern will, und die nun bloß ein mechanisches Bedürfniß, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bey *der Freyheit*, welche die Sinnlichkeit *sich selbst nimmt*, ist an keine Schönheit zu denken. Die Freyheit der Formen, die der sittliche Wille bloß *eingeschränkt* hatte, *überwältigt* der grobe Stoff, welcher stets' soviel Feld gewinnt, als dem Willen entrissen wird. 176

Ein Mensch in diesem Zustand empört nicht bloß den *moralischen* Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachlaßlich fodert; auch der *ästhetische* Sinn, der sich nicht mit dem bloßen Stoffe befriedigt; sondern in der Form ein freyes Vergnügen sucht, wird sich mit Ekel von einem solchen Anblick abwenden, bey welchem nur die *Begierde* ihre Rechnung finden kann.

Das erste dieser Verhältnisse zwischen beiden Naturen im Menschen erinnert an eine *Monarchie*, wo die strenge Aufsicht des Herrschers jede freye Regung im Zaum hält; das zweyte an eine wilde *Ochlokratie*, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorsams gegen den rechtmäßigen Oberherrn so wenig frey, als die menschliche Bildung, durch Unterdrückung der moralischen Selbstthätigkeit, schön wird; vielmehr nur dem brutaleren Despotismus der untersten Klassen, wie hier die Form der Masse, anheimfällt. So wie die *Freyheit* zwischen dem gesetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, so werden wir jetzt auch die *Schönheit* zwischen der *Würde*, als dem Ausdruck' des herrschenden Geistes, und der *Wol- 177
lust*, als dem Ausdruck des herrschenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nehmlich weder *die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft*, noch *die über die Vernunft herrschende*

1: seelestrahlende Vb. — matt; V. — 2: stier Vb. — 5: wirkenden, V. — 14: unnachläßlich VbKWM. (So schon oben 92, 29.) — 17: von seinem solchen a. — 18: fin- | finden A. — 19: beyden Vb. — 21: zweite Vb. — 23: Oberherrn, Vb. — 29 u. 30: Ausdrucke V.

Sinnlichkeit sich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, so wird (denn es giebt keinen vierten Fall) so wird derjenige Zustand des Gemüths, wo *Vernunft* und *Sinnlichkeit* — Pflicht und Neigung — *zusammenstimmen*, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muß der Gehorsam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung ist es zwar umgekehrt, und das Vergnügen ist der Grund, warum man vernünftig handelt. Daß die Moral selbst endlich aufgehört hat, diese Sprache zu reden, hat man dem unsterblichen Verfasser der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die gesunde Vernunft aus der philosophierenden wieder hergestellt zu haben.

'Aber so wie die Grundsätze dieses Weltweisen von ihm selbst, 178
und auch von andern, pflegen vorgestellt zu werden, so ist die Neigung eine sehr zweydeutige Gefährtin des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moralischen Bestimmungen. Wenn der Glückseligkeitstrieb auch keine blinde Herrschaft über den Menschen behauptet, so wird er doch bey dem sittlichen Wahlgeschäfte gerne *mitsprechen* wollen, und so der Reinheit des Willens schaden, der immer nur dem *Gesetze* und nie dem *Triebe* folgen soll. Um also völlig sicher zu seyn, daß die Neigung nicht *mit* bestimmte, sieht man sie lieber im Krieg, als im Einverständniß mit dem Vernunftgesetze, weil es gar zu leicht seyn kann, daß ihre Fürsprache allein ihm seine Macht über den Willen verschaffte. Denn da es beym Sittlichhandeln nicht auf die *Gesetzmäßigkeit* der Thaten, sondern einzig nur auf die *Pflichtmäßigkeit* der Gesinnungen ankommt, so legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, daß es für die erste gewöhnlich vortheilhafter sey, wenn sich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. Soviel scheint also wohl gewiß zu seyn, daß der Beyfall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmäßigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigstens nicht im Stand
ist, sie zu *ver'bürgen*. Der sinnliche Ausdruck dieses Beyfalls in 179

[13]: philosophirenden B b. — [15]: des Weltweisen a. — [17]: zweideutige B b. — [21]: gern K W. — [29]: so | so a.

der Grazie, wird also für die Sittlichkeit der Handlung, bey der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniß ablegen, und aus dem schönen Vortrag einer Gesinnung oder Handlung wird man nie ihren moralischen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich, mit den Rigoristen der Moral vollkommen einstimmig zu seyn, aber ich hoffe dadurch noch nicht zum Latitudinarier zu werden, daß ich die Ansprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft, und bey der moralischen Gesetzgebung, völlig zurückgewiesen sind, im Felde der Erscheinung, und bey der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht, noch zu behaupten versuche.

So gewiß ich nehmlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daß der Antheil der Neigung an einer freyen Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieser Handlung nichts beweißt so glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur aus diesem Antheil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen kann. Der Mensch nehmlich ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu seyn. Nicht Tugenden 180
sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts anders, „als eine Neigung zu der Pflicht." Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung, und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegen stehen, so ist dieß doch in subjektivem Sinn nicht also, und der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um sie wie eine Last wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie aufs innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beygesellt. Dadurch schon, daß sie ihn zum vernünftig sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinsten Aeusserungen seines göttlichen Theiles den sinnlichen nicht hinter sich zu laßen, und den Triumph des einen nicht auf

5: dem Rigoristen B. — 18: gestimmt, B. — 22: Handlungen aus] fehlt a. — 23: entgegenstehen; B b. — 23–24: Sinne nicht W M. — 29: ihm B. — 32: Äußerungen B, Äuserungen b. — 33: lassen a B b.

Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie *aus seiner gesammten Menschheit* als die vereinigte Wirkung beider Prinzipien hervorquillt, *wenn sie ihm zur Natur geworden ist*, ist seine sittliche Denkart geborgen, denn so lange der sittliche Geist noch ' *Gewalt* anwendet, so muß der Naturtrieb ihm noch 181 *Macht* entgegen zu setzen haben. Der bloß *niedergeworfene* Feind kann wieder aufstehen, aber der *versöhnte* ist wahrhaft überwunden.

In der Kantischen Moralphilosophie ist die Idee der *Pflicht* mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurück schreckt, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der große Weltweise gegen diese Mißdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freyen Geist unter allen gerade die empörendste seyn muß, so hat er, deucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Prinzipien, einen starken (obgleich bey seiner Absicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache selbst kann, nach den von ihm geführten Beweisen, unter denkenden Köpfen, *die überzeugt seyn wollen*, kein Streit mehr seyn, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschseyn aufgeben, als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber so rein er bey *Un'tersuchung* der Wahrheit zu Werke gieng, und so sehr 182 sich *hier* alles aus bloß objektiven Gründen erklärt, so scheint ihn doch in *Darstellung* der gefundenen Wahrheit eine mehr subjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist.

So wie er nehmlich die Moral seiner Zeit, im Systeme und in der Ausübung, vor sich fand, so mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Prinzipien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitkarakter zum Kopfküßen untergelegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein

[2]: *gesammten* a. — beyder B b. — [6]: entgegenzusetzen B b. — [10]: zurückschreckt, B b. — [16]: beyder B b. — [17]: Principien B b (und so stets). — [20]: seyn a. — [31]: Materialismus b. — [33]: Kopfkissen B, Kopfkißen b.

nicht weniger bedenklicher *Perfektionsgrundsatz*, der, um eine abstrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt, und die Reform am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirne dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralischlöblicher Zwecke, worein besonders ein gewißer enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiß, ohne Nach- 183
sicht zu verfolgen. Er hatte nicht die *Unwissenheit* zu belehren, sondern die *Verkehrtheit* zurecht zu weisen. Erschütterung foderte die Kur, nicht Einschmeichelung und Ueberredung; und je härter der Abstich war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der *Drako* seiner Zeit, weil sie ihm eines *Solons* noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen giebt, die seinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die *Kinder des Hauses* verschuldet, daß er nur für die *Knechte* sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Nahmen der Tugend usurpiren, mußte darum auch der uneigennützige Affekt in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? Weil der moralische Weichling dem Gesetz der Vernunft gern eine *Laxität* geben möchte, die es zu einem Spielwerk seiner Konvenienz macht, mußte ihm darum eine *Rigidität* beygelegt werden, die die kraftvolleste Aeusserung moralischer Freyheit nur in eine rühmlichere 184
Art von Knechtschaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft sittliche Mensch eine freyere Wahl zwischen Selbstachtung und Selbstverwerfung, als der Sinnensklave zwischen Vergnügen und Schmerz? Ist dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen, als hier für den verdorbenen? Mußte schon durch die *imperatife* Form des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt und erniedriget werden, und

8–9: gewisser B b. — 22: daß es nur a. — 23: Namen B b. — 25: weil B. — 26: zum Spielwerk B b K W M. — 28: Äußerung B b. — 30: freiere b.

das erhabenste Dokument ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit seyn? War es wohl bey dieser imperatifen Form zu vermeiden, daß eine Vorschrift, die sich der Mensch als Vernunftwesen selbst gibt, die deswegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit seinem Freyheitsgefühle verträglich ist, nicht den Schein eines fremden und positiven Gesetzes annahm — einen Schein, der durch seinen *radikalen* Hang, demselben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld giebt), schwerlich vermindert werden dürfte! *

Es ist für moralische Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen *gegen* sich zu haben, die der Mensch ohne Erröthen sich 185
gestehen darf. Wie sollen sich aber die Empfindungen der Schönheit und Freyheit mit dem austeren Geist eines Gesetzes vertragen, das ihn mehr durch *Furcht* als durch *Zuversicht* leitet, das ihn, den die Natur doch *vereinigte*, stets zu *vereinzeln* strebt, und nur dadurch, daß es ihm Mistrauen gegen den einen Theil seines Wesens erweckt, sich der Herrschaft über den andern versichert. Die menschliche Natur ist ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philosophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt ist, sie erscheinen zu lassen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre, nicht wohl in seiner eigenen Achtung steigen. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die *mitwirkende* Parthey, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph hergeben, der über sie selbst gefeyert wird? Wie könnte sie eine so lebhafte Theilnehmerin an dem Selbstbewußtseyn des reinen Geistes seyn, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn anschließen könnte, daß selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann?

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zusammenhang 186
mit dem Vermögen der Empfindungen als dem der Erkenntniß, und

* Siehe das Glaubensbekenntniß des V. d. K. von der menschlichen Natur in seiner neuesten Schrift: *Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft.* Erster Abschnitt.

8: dürfte*). B. — 12: austeren] (Vgl. Thl. IX, 301, 16.) — 29: kann. A a B b K. — 30: unmittelbaren B b. — 33–34: („Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" lautet der Titel der Kantischen Schrift.)

es wäre in manchen Fällen schlimm, wenn er sich bey der reinen Vernunft erst orientiren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatze der Moral abzuhören; vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr, durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweißt, daß beide Principien in ihm sich schon in derjenigen Uebereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit, und dasjenige ist, was man unter einer *schönen Seele* verstehet.

Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu *dem* Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bey einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienst- 187
lich heißen kann. Die schöne Seele hat kein andres Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt, wie eine freywillige Wirkung eben dieses Triebs, in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fodert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worinn man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Prinzipien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie in einem Titianischen Gemählde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

7: beyde B b. — 12: dem B b. — 23: freiwillige b. — Triebes, B. — 32: Tizianischen W M.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Ver-
nunft, Pflicht und Neigung harmo'niren, und Grazie ist ihr Aus- 188
druck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann
die Natur zugleich Freyheit besitzen und ihre Form bewahren, da sie
erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, letztere unter der
Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele gießt auch über
eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwi-
derstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der
Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, wer-
den leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frey wird das
Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von
der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten,
die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den
Minen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken
seyn, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme
seyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz be-
wegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Be-
wunderung, kann Erstaunen erregen, aber nur die Anmuth wird
hinreissen. Die Schönheit hat *Anbeter*, *Liebhaber* hat nur die
Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer, und lieben den Menschen.

'Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bey dem 189
weiblichen Geschlecht (die Schönheit vielleicht mehr bey dem männ-
lichen,) finden, wovon die Ursache nicht weit zu suchen ist. Zur An-
muth muß sowohl der körperliche Bau, als der Charakter beytragen;
jener durch seine Biegsamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel
gesetzt zu werden, dieser durch die sittliche Harmonie der Gefühle.
In beydem war die Natur dem Weibe günstiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck schneller und
läßt ihn schneller wieder verschwinden. Feste Constitutionen kommen
nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn starke Muskeln
angezogen werden, so können sie die Leichtigkeit nicht zeigen, die
zur Grazie erfodert wird. Was in einem weiblichen Gesicht noch
schöne Empfindsamkeit ist, würde in einem männlichen schon Leiden
ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt sich wie dünnes Schilf-

4: besitzen, B b. — 14: Mienen, B. — 18: Erstauden B. — 19: hinreißen. B b. — 22–23: männlichen) B b. — 25: Biegsamkeit Eindrücke A a.

rohr unter dem leiſeſten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das ſprechende Angeſicht, das ſich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beytrag, den die Seele zu der Grazie geben muß, kann bey dem Weibe leichter als bey dem Manne erfüllt werden. 190
Selten wird ſich der weibliche Charakter zu der höchſten Idee ſittlicher Reinheit erheben, und es ſelten weiter als zu affektionirten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung eben ſo ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird alſo der Ausdruck der weiblichen Tugend ſeyn, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

Würde. 191

So wie die Anmuth der Ausdruck einer ſchönen Seele iſt, ſo iſt Würde der Ausdruck einer erhabenen Geſinnung.

Es iſt dem Menſchen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinen beyden Naturen zu ſtiften, immer ein harmonirendes Ganze zu ſeyn, und mit ſeiner vollſtimmigen ganzen Menſchheit zu handeln. Aber dieſe Charakterſchönheit, die reifſte Frucht ſeiner Humanität, iſt bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachſamkeit ſtreben, aber die er bey aller Anſtrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, iſt die unveränderliche Einrichtung ſeiner Natur; es ſind die phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns ſelbſt, die ihn daran verhindern.

Um nehmlich ſeine Exiſtenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, ſicher zu ſtellen, mußte der Menſch, da er, als ein Weſen, das ſich nach Willkühr verändern kann, für ſeine Erhaltung ſelbſt zu ſorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, 192
wodurch jene phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns erfüllt, und

22–23: werden, Bb. — 32: phyſiſche K.

wenn sie aufgehoben sind, wieder hergestellt werden können. Obgleich aber die Natur diese Sorge, die sie in ihren vegetabilischen Erzeugungen ganz allein über sich nimmt, ihm selbst übergeben mußte, so durfte doch die Befriedigung eines so dringenden Bedürfnisses, wo es sein und seines Geschlechts ganzes Daseyn gilt, seiner ungewissen Einsicht nicht anvertraut werden. Sie zog also diese Angelegenheit, die dem I n n h a l t e n a c h in ihr Gebiet gehört, auch der F o r m n a c h in dasselbe, indem sie in die Bestimmungen der Willkühr Nothwendigkeit legte. So entstand der Naturtrieb, der nichts anders ist, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb bestürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fodert, durch Vergnügen, wo er sie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzudingen ist, so muß auch der Mensch, seiner Freyheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden lassen will, und je nachdem die Empfindung 193
Schmerz oder Lust ist, so muß bey ihm eben so unabänderlich Verabscheuung oder Begierde erfolgen. In diesem Punkte steht er dem Thiere vollkommen gleich, und der starkmüthigste Stoiker fühlt den Hunger eben so empfindlich und verabscheut ihn eben so lebhaft, als der Wurm zu seinen Füßen.

Jetzt aber fängt der große Unterschied an. Auf die Begierde und Verabscheuung erfolgt bey dem Thiere eben so nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äussern Eindruck erfolgte. Es ist hier eine stetig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bey dem Menschen ist noch eine Instanz mehr, nehmlich der W i l l e, der als ein übersinnliches Vermögen weder dem Gesetz der Natur, noch dem der Vernunft, so unterworfen ist, daß ihm nicht vollkommen freye Wahl bliebe, sich entweder nach diesem oder nach jenem zu richten. Das Thier m u ß streben den Schmerz loß zu seyn, der Mensch kann sich entschließen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menschen ist ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf seinen moralischen Gebrauch nicht achtet. Schon der

5: ganges a. — 7: dem I n h a l t e n a c h B b. — 8: Wikür B. — 15: empfinden was B. — 24: äußern B b. — 31: los B b.

bloße ' Wille erhebt den Menschen über die Thierheit; der moralische erhebt ihn zur Gottheit. [194] Er muß aber jene zuvor verlassen haben, eh' er sich dieser nähern kann; daher ist es kein geringer Schritt zur moralischen Freyheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in sich, auch in gleichgültigen Dingen, den bloßen Willen zu üben.

Die Gesetzgebung der Natur hat Bestand bis zum Willen, wo sie sich endigt, und die vernünftige anfängt. Der Wille steht hier zwischen beyden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn selbst an, von welcher er das Gesetz empfangen will; aber er steht nicht in gleichem Verhältniß gegen beyde. Als Naturkraft ist er gegen die eine, wie gegen die andere, frey; das heißt, er muß sich weder zu dieser noch zu jener schlagen. Er ist aber nicht frey, als moralische Kraft, das heißt, er soll sich zu der vernünftigen schlagen. Gebunden ist er an keine, aber verbunden ist er dem Gesetz der Vernunft. Er gebraucht also seine Freyheit wirklich, wenn er gleich der Vernunft widersprechend handelt, aber er gebraucht sie unwürdig, weil er ungeachtet seiner Freyheit doch nur innerhalb der Natur stehen bleibt, und zu der Operation des bloßen Triebs gar ' keine Realität hinzu thut; [195] denn aus Begierde wollen heißt nur umständlicher begehren. *

Die Gesetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Gesetzgebung der Vernunft aus Prinzipien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu seiner Befriedigung eine Handlung fodert, die dem moralischen Grundsatz zuwider läuft. In diesem Fall ist es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Foderung der Natur dem Ausspruch der Vernunft nachzusetzen, da Naturgesetze nur bedingungsweise, Vernunftgesetze aber schlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da sie niemals willkührlich fodert, so nimmt sie, unbefriedigt, auch keine Foderung zurück. Weil von der ersten Ursache an, wodurch sie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Gesetzgebung

* Man lese über diese Materie die aller Aufmerksamkeit würdige Theorie des Willens im zweyten Theil der Reinholdischen Briefe.

13: frey; B. — 19: Triebes Bb. — 20: hinzuthut; Bb. — 25: es eine unwandelbare a. — 28: und B.

aufhört, alles in ihr streng nothwendig ist, so kann sie *rückwärts* nicht nachgeben, sondern muß *vorwärts* gegen den Willen drängen, bey ' dem die Befriedigung ihres Bedürfnisses steht. Zuweilen scheint 196
es zwar, als ob sie sich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr Gesuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kausalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfniße abgeholfen wird. In einem solchen Falle, wo der Mensch dem Triebe nicht bloß freyen Lauf *ließe*, sondern wo der Trieb diesen Lauf selbst *nähme*, würde der Mensch auch *nur* Thier seyn; aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieses jemals sein Fall seyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob diese blinde Macht seines Triebes nicht ein Verbrechen seines Willens ist.

Das Begehrungsvermögen dringt also auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefodert, ihm diese zu verschaffen. Aber der Wille soll seine Bestimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach demjenigen, was diese erlaubt oder vorschreibt, seine Entschließung fassen. Wendet sich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, so handelt er sittlich; entscheidet er aber unmittelbar, so handelt er sinnlich. *

' So oft also die Natur eine Foderung macht, und den Willen 197
durch die blinde Gewalt des Affekts überraschen will, kommt es diesem zu, ihr so lange Stillstand zu gebieten, bis die Vernunft gesprochen hat. Ob der Ausspruch der Vernunft *für* oder *gegen* das Interesse der Sinnlichkeit ausfallen werde, das ist, was er jetzt noch nicht wissen kann; eben deswegen aber muß er dieses Verfahren in jedem Affekt ohne Unterschied beobachten, und der Natur, in jedem Falle, wo sie der *anfangende* Theil ist, die unmittelbare Kausalität versagen. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorschnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Instanz des Willens lieber ganz vorbey gehen möchte, zeigt der Mensch seine

* Man darf aber *diese* Anfrage des Willens bey der Vernunft nicht mit derjenigen verwechseln, ' wo sie über die *Mittel* zu Befriedigung einer Begierde 197
erkennen soll. Hier ist nicht davon die Rede, *wie* die Befriedigung zu *erlangen*, sondern ob sie zu *gestatten* ist. Nur das letzte gehört ins Gebiet der Moralität; das erste gehört zur Klugheit.

5: bringen unmittelbare a. — 6: Bedürfnisse a B. — 27: mittelbare a. — 30: vorbeygehen B b. — 32: verwechseln wo A a. — 33: nieht A.

Selbstständigkeit, und beweißt sich als ein moralisches Wesen, welches nie bloß begehren oder bloß verabscheuen, sondern seine Verabscheuung und Begierde jederzeit wollen muß.

'Aber schon die bloße Anfrage bey der Vernunft ist eine Beein- 198
trächtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache kompetente Richterinn ist, und ihre Aussprüche keiner neuen und auswärtigen Instanz unterworfen sehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das sittliche Forum bringt, ist also im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht, und Gesetzen der Vernunft die Entscheidung in einer Sache anheim stellt, wo nur Gesetze der Natur sprechen können und auch wirklich gesprochen haben. Denn so wenig die reine Vernunft in ihrer moralischen Gesetzgebung darauf Rücksicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entscheidungen aufnehmen möchte, eben so wenig richtet sich die Natur in ihrer Gesetzgebung darnach, wie sie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beyden gilt eine andre Nothwendigkeit, die aber keine seyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkührliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferste Geist bey allem Widerstande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung selbst, nicht die Begierde selbst unterdrücken, sondern ihr bloß den Einfluß auf seine Willensbestimmungen verweigern; entwaffnen kann er den 'Trieb 199
durch moralische Mittel, aber nur durch natürliche ihn besänftigen. Er kann durch seine selbstständige Kraft zwar verhindern, daß Naturgesetze für seinen Willen nicht zwingend werden, aber an diesen Gesetzen selbst kann er schlechterdings nichts verändern.

In Affekten also, „wo die Natur (der Trieb) zuerst handelt und den Willen entweder ganz zu umgehen oder ihn gewaltsam auf ihre Seite zu ziehen strebt, kann sich die Sittlichkeit des Karakters nicht anders als durch Widerstand offenbaren, und daß der Trieb die Freyheit des Willens nicht einschränke, nur durch Einschränkung des Triebes verhindern.“ Uebereinstimmung mit dem Vernunftgesetz ist also im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerspruch mit den Foderungen der Natur. Und da die Natur ihre Foderungen, aus sittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite

11: anheimstellt, B b. — können, B b. — 21: blos B.

alles sich gleich bleibt, wie auch der Wille sich in Ansehung ihrer verhalten mag, so ist hier keine Zusammenstimmung zwischen Neigung und Pflicht, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, so kann der Mensch hier nicht mit seiner ganzen harmonirenden Natur, sondern ausschließungsweise nur mit seiner vernünftigen handeln. Er handelt also in diesen Fällen auch nicht *moralisch schön*, weil an der 200
Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muß, die hier vielmehr widerstreitet. Er handelt aber *moralisch groß*, weil alles das, und das allein groß ist, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das sinnliche Zeugniß gibt.

Die *schöne* Seele muß sich also im Affekt in eine *erhabene* verwandeln, und das ist der untrügliche Probierstein, wodurch man sie von dem *guten Herzen* oder der *Temperamentstugend* unterscheiden kann. Ist bey einem Menschen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit sich glücklicherweise auf Seiten der Neigung befindet, so wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig ist, so wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit treffen. War es hingegen die Vernunft selbst, die, wie bey einem schönen Karakter der Fall ist, die Neigungen *in Pflicht nahm*, und der Sinnlichkeit das Steuer *nur anvertraute*, so wird sie es in demselben Moment zurücknehmen, als der Trieb seine Vollmacht misbrauchen will. Die Temperamentstugend sinkt also im Affekt zum bloßen Naturprodukt herab; die schöne Seele geht ins heroische über, 201
und erhebt sich zur reinen Intelligenz.

Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft ist *Geistesfreyheit*, und *Würde* heißt ihr Ausdruck in der Erscheinung.

Streng genommen ist die moralische Kraft im Menschen keiner Darstellung fähig, da das Uebersinnliche nie versinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann sie durch sinnliche Zeichen dem Verstande vorgestellt werden, wie bey der Würde der menschlichen Bildung wirklich der Fall ist.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben so, wie das Herz in seinen moralischen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die

12: Probirstein, B. — 19: treffen.] bringen. B b K W M. — 23: mißbrauchen B b. — 24: Heroische a B. — 26–27: *Geistesfreiheit*, B b.

theils dem Willen zuvoreilen, theils, als bloß sympathetische, seiner Herrschaft gar nicht unterworfen sind. Denn da weder Empfindung, noch Begierde und Verabscheuung, in der Willkühr des Menschen liegen, so kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zusammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bey der bloßen Begierde stehen; vorschnell und dringend strebt er sein Objekt zu ' verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem 202
selbstständigen Geiste nicht nachdrücklich widerstanden wird, selbst solche Handlungen anticipiren, worüber der Wille allein zu sagen haben soll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaß nach der gesetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und sein Bestreben ist, eben so ungebunden über den Menschen, wie über das Thier, zu schalten.

Man findet also Bewegungen von zweyerley Art und Ursprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menschen entzündet; erstlich solche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkührlich sind; zweytens solche, welche der Art nach willkührlich seyn sollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freyheit abgewinnt. Die ersten beziehen sich auf den Affekt selbst, und sind daher nothwendig mit demselben verbunden; die zweyten entsprechen mehr der Ursache und dem Gegenstande des Affekts, daher sie auch zufällig und veränderlich sind, und nicht für untrügliche Zeichen desselben gelten können. Weil aber beide, sobald das Objekt bestimmt ist, dem Naturtriebe gleich nothwendig sind, so gehören auch beyde dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem ' vollständigen 203
und übereinstimmenden Ganzen zu machen.*

Wenn nun der Wille Selbstständigkeit genug besitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu setzen, und gegen die ungestüme

* Findet man nur die Bewegungen der zweyten Art, ' ohne die der erstern, 203
so zeigt dieses an, daß die Person den Affekt will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der erstern Art ohne die der zweyten, so beweißt dieß, daß die Natur in den Affekt wirklich versetzt ist, aber die Person ihn verbietet. Den ersten Fall sieht man alle Tage bey affektierten Personen und schlechten Komödianten; den zweyten Fall desto seltener und nur bey starken Gemüthern.

5: zusammenhängen nicht A a. — 17: zweitens B b. — 23: beyde, B b. — 30: zeigt sich dieses B b. — 31: Art, B b.

Macht desselben seine Gerechtsame zu behaupten, so bleiben zwar alle jene Erscheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in seinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an sich reissen wollen. Die Erscheinungen stimmen also nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerspruch liegt der Ausdruck der moralischen Kraft.

'Gesetzt, wir erblicken an einem Menschen Zeichen des quaal- 204
vollesten Affekts aus der Klasse jener ersten ganz unwillkührlichen Bewegungen. Aber indem seine Adern auflaufen, seine Muskel krampfhaft angespannt werden, seine Stimme erstikt, seine Brust emporgetrieben, sein Unterleib einwärts gepreßt ist, sind seine willkührlichen Bewegungen sanft, seine Gesichtszüge frey, und es ist heiter um Aug und Stirne. Wäre der Mensch bloß ein Sinnenwesen, so würden alle seine Züge, da sie dieselbe gemeinschaftliche Quelle hätten, mit einander übereinstimmend seyn, und also in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterschied Leiden ausdrücken müssen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemischt sind, einerley Ursache aber nicht entgegengesetzte Wirkungen haben kann, so beweißt dieser Widerspruch der Züge das Daseyn und den Einfluß einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig, und den Eindrücken überlegen ist, unter denen wir das Sinnliche erliegen sehen. Und auf diese Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worinn die Würde eigentlich besteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftschluß, Darstellung der Intelligenz im Menschen und Ausdruck seiner moralischen Freyheit. *

'Aber nicht bloß beim Leiden im engern Sinn, wo dieses Wort 205
nur schmerzhafte Rührungen bedeutet, sondern überhaupt bey jedem starken Interesse des Begehrungsvermögens muß der Geist seine Freyheit beweisen, also Würde der Ausdruck seyn. Der angenehme Affekt erfodert sie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beyden Fällen gern den Meister spielen möchte, und von dem Willen gezügelt werden soll. Die Würde bezieht sich auf die Form und nicht auf

* In einer Untersuchung über Pathetische Darstellungen wird im 3ten Stück der Thalia umständlicher davon gehandelt werden.

[4]: reißen Bb. — [8]: unwillkürlichen B. — [9]: Mus- | kel a, Muskel Bb, Muskeln KWM. — [10]: erstickt, aBb. — [22]: im A. — [25]: beym aBb. — [29]: beyden aBb. — [33]: gehandelt worden. Bb.

den Inhalt des Affekts, daher es geschehen kann, daß oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affekte, wenn der Mensch sich ihnen blindlings überläßt, aus Mangel der Würde, ins Gemeine und Niedrige fallen; daß hingegen nicht selten verwerfliche Affekte sich sogar dem erhabenen nähern, sobald sie nur in ihrer Form Herrschaft des Geistes über seine Empfindungen zeigen.

Bey der Würde also führt sich der Geist in dem Körper als Herrscher auf, denn hier hat er seine Selbstständigkeit gegen den gebieterischen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen schreitet, und sich seinem Joch gern entziehen möchte. Bey der Anmuth hingegen regiert er mit Liberalität, weil er es hier ist, der die Natur in Handlung setzt, und keinen Wider'stand zu besiegen 206
findet. Nachsicht verdient aber nur der Gehorsam, und Strenge kann nur die Widersetzung rechtfertigen.

Anmuth liegt also in der Freyheit der willkührlichen Bewegungen; Würde in der Beherrschung der unwillkührlichen. Die Anmuth läßt der Natur, da wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freywilligkeit; die Würde hingegen unterwirft sie da, wo sie herrschen will, dem Geist. Ueberall, wo der Trieb anfängt zu handeln, und sich herausnimmt, in das Amt des Willens zu greifen, da darf der Wille keine Indulgenz, sondern muß durch den nachdrücklichsten Widerstand seine Selbstständigkeit (Autonomie) beweisen. Wo hingegen der Wille anfängt, und die Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er keine Strenge, sondern muß Indulgenz beweisen. Dieß ist mit wenigen Worten das Gesetz für das Verhältniß beyder Naturen im Menschen, so wie es in der Erscheinung sich darstellet.

Würde wird daher mehr im Leiden (παϑος); Anmuth mehr im Betragen (ηϑος) gefodert und gezeigt; denn nur im Leiden kann sich die Freyheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freyheit des Körpers offenbaren.

'Da die Würde ein Ausdruck des Widerstandes ist, den der selbst- 207
ständige Geist dem Naturtriebe leistet, dieser also als eine Gewalt muß angesehen werden, welche Widerstand nöthig macht, so ist sie da,

5: Erhabenen a B b. — 8: seine] eine a. — 10: schreiten, a. — 28: (παϑός); B b, (πάϑος), W M. — 29: (ἦϑος) W M.

wo keine solche Gewalt zu bekämpfen ist, lächerlich, und wo keine mehr zu bekämpfen seyn *sollte*, verächtlich. Man lacht über den Komödianten, (weß Standes und Würden er auch sey), der auch bey gleichgültigen Verrichtungen eine gewisse Dignität affektiert. Man verachtet die kleine Seele, die sich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlassung einer Niederträchtigkeit ist, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt ist es nicht eigentlich Würde, sondern Anmuth, was man von der Tugend fodert. Die Würde giebt sich bey der Tugend von selbst, die schon ihrem Innhalt nach Herrschaft des Menschen über seine Triebe voraussetzt. Weit eher wird sich bey Ausübung sittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zustand des Zwangs und der Unterdrückung befinden, da besonders, wo sie ein schmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menschheit keinen Widerstreit, sondern Zusammenstimmung zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen fodert, so verträgt es sich nicht wohl mit der Würde, 208
die, als ein Ausdruck jenes Widerstreits zwischen beyden, entweder die besondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menschheit sichtbar macht.

Ist das erste, und liegt es bloß an dem Unvermögen des Subjekts, daß bey einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zusammenstimmen, so wird diese Handlung jederzeit soviel an sittlicher Schätzung verlieren, als sich Kampf in ihre Ausübung, also Würde in ihren Vortrag mischt. Denn unser moralisches Urtheil bringt jedes Individuum unter den Maaßstab der Gattung, und dem Menschen werden keine andre als die Schranken der Menschheit vergeben.

Ist aber das zweyte, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Foderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menschlichen Natur aufzuheben, so ist der Widerstand der Neigung nothwendig, und es ist bloß der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Siegs überführen kann. Wir erwarten hier also einen Ausdruck des Widerstreits in der Erscheinung, und werden uns nie überreden lassen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menschheit sehen. Wo also die sittliche Pflicht

[4]: affektirt. B b. — [10]: Inhalt a B b (und so stets). — [11]: bey der Ausübung a. — [22]: sichtlicher K. — [26]: andern W M. — [31]: Sieges B b. — [34]: sinnliche B b.

eine Handlung gebietet, ' die das Sinnliche nothwendig leiden macht, 209
da ist Ernst und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann also nicht Anmuth, sondern Würde der Ausdruck seyn. Ueberhaupt gilt hier das Gesetz, daß der Mensch alles mit Anmuth thun müsse, was er innerhalb seiner Menschheit verrichten kann, und alles mit Würde, welches zu verrichten er über seine Menschheit hinaus gehen muß.

So wie wir Anmuth von der Tugend fodern, so fodern wir Würde von der Neigung. Der Neigung ist die Anmuth so natürlich, als der Tugend die Würde, da sie schon ihrem Innhalt nach sinnlich, der Naturfreyheit günstig, und aller Anspannung feind ist. Auch dem rohen Menschen fehlt es nicht an einem gewissen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beseelt, und wo findet man mehr Anmuth, als bey Kindern, die doch ganz unter sinnlicher Leitung stehen? Weit mehr Gefahr ist da, daß die Neigung den Zustand des Leidens endlich zum herrschenden mache, die Selbstthätigkeit des Geistes erstické, und eine allgemeine Erschlaffung herbeyführe. Um sich also bey einem edeln Gefühl in Achtung zu setzen, die ihr nur allein ein *sittlicher Ursprung* ' verschaffen kann, muß die Neigung 210
sich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fodert der Liebende Würde von dem Gegenstand seiner Leidenschaft. Würde allein ist ihm Bürge, daß nicht *das Bedürfniß zu ihm nöthigte*, sondern daß *die Freyheit ihn wählte* — daß man ihn nicht *als Sache begehrt*, sondern *als Person hochschätzt*.

Man fodert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Der erste soll, um sich eines kränkenden Vortheils über den andern zu begeben, die Handlung seines uninteressirten Entschlusses durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen läßt, zu einer *affektionirten* Handlung herunter setzen, und sich dadurch den Schein des gewinnenden Theiles geben. Der andre soll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menschheit (deren heiliges Palladium Freyheit ist) nicht in seiner Person zu entehren, das bloße *Zufahren* des Triebs zu einer Handlung seines Willens erheben, und auf diese Art, indem er eine Gunst empfängt, eine erzeigen.

16: herschenden A. — 23: daß man nicht a. — 29: herunterseßen, B b. — 33: Triebes B b.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen, und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, so wird es das Ansehen haben, als ob der eine ' Theil seinen Vortheil zu sehr, der andre seinen Nachtheil 211 zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt seyn, so mag er seine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet seyn, so mag er seiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man ist sonst der Meynung, daß auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf sitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politischen Reiche gut und löblich seyn mag, ist es nicht immer in einem Reiche des Geschmacks. In dieses Reich tritt auch der König — sobald er von seinem Throne herabsteigt, (denn Throne haben ihre Privilegien,) und auch der kriechende Höfling begiebt sich unter seine heilige Freyheit, sobald er sich zum Menschen aufrichtet. Alsdann aber möchte Ersterm zu rathen seyn, mit dem Ueberfluß des Andern seinen Mangel zu ersetzen, und ihm soviel an Würde abzugeben, als er selbst an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verschiedenen Gebiete haben, worinn sie sich äussern, so schließen sie einander in derselben Person, ja in demselben Zustand einer Person nicht aus; vielmehr ist es nur die Anmuth, von der die Würde ' ihre Beglaubigung, und nur die 212 Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweißt zwar überall, wo wir sie antreffen, eine gewisse Einschränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) sey, was wir für Beherrschung halten, und ob es wirklich moralische Selbstthätigkeit und nicht vielmehr Uebergewicht eines andern Affektes, also absichtliche Anspannung sey, was den Ausbruch des gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth ausser Zweifel setzen. Die Anmuth nehmlich zeugt von einem ruhigen, in sich harmonischen Gemüth, und von einem empfindenden Herzen.

Eben so beweißt auch die Anmuth schon für sich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlvermögens, und eine Uebereinstimmung der Empfindungen. Daß es aber nicht Schlaffheit des Geistes sey, was dem Sinn so viel Freyheit läßt, und das Herz jedem Eindruck öffnet,

7: Meinung, Bb. — 29: außer Bb.

und daß es das Sittliche sey, was die Empfindungen in diese Uebereinstimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundne Würde verbürgen. In der Würde nehmlich legitimirt sich das Subjekt als eine selbstständige Kraft; und indem der Wille die 213 Licenz der unwillkührlichen Bewegungen bändigt, giebt er zu erkennen, daß er die Freyheit der willkührlichen bloß zuläßt.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektonische Schönheit, diese durch Kraft unterstützt, in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da, gerechtfertigt in der Geisterwelt, und freygesprochen in der Erscheinung. Beyde Gesetzgebungen berühren einander hier so nahe, daß ihre Grenzen zusammen fließen. Mit gemildertem Glanze steigt in dem Lächeln des Mundes, in dem sanftbelebten Blick, in der heitern Stirne die Vernunftfreyheit auf, und mit erhabenem Abschied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majestät des Angesichts unter. Nach diesem Ideal menschlicher Schönheit sind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Gestalt einer Niobe, im belvederischen Apoll, in dem borghesischen geflügelten Genius, und in der Muse des Barberinischen Pallastes. *

* Mit dem feinen und großen Sinn, der ihm eigen ist, hat Winkelmann (Geschichte der Kunst. Erster Theil S. 480 folg. Wiener Ausgabe) diese hohe Schönheit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, 214 aufgefaßt und beschrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eines, und er blieb bey dem stehen, was der bloße Sinn ihn lehrte, ohne zu untersuchen, ob es nicht vielleicht noch zu scheiden sey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in diesen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde sind aber wesentlich verschieden, und man thut unrecht, das zu einer Eigenschaft der Grazie zu machen, was vielmehr eine Einschränkung derselben ist. Was Winkelmann die hohe, himmlische Grazie nennt, ist nichts anders, als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmlische Grazie, sagt er, scheint sich allgenügsam, und bietet sich

2–3: verbundene a. — 12: zusammenfließen. B b. — 23–24: auch für Eines, a. — 24: Eins, K W. — stehen was A a. — 26: er a. — 31: (Die Stelle lautet S. 480 wörtlich: „Jene Gratie aber, eine Gesellinn aller Götter, scheinet sich selbst genugsam, und bietet sich nicht an, sondern will gesuchet werden; sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen: denn „das Höchste hat," wie Plato sagt, „kein Bild;" mit den Weisen allein unterhält sie sich, und dem Pöbel erscheinet sie störrisch und unfreundlich; sie verschließet in sich die Bewegungen der Seele, und nähert sich der seeligen Stille der göttlichen Natur, von welcher sich die großen Künstler, wie die Alten schreiben, ein Bild zu entwerfen sucheten.")

' Wo sich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir ab= 214
wechselnd angezogen und zurück'gestoßen; angezogen als Geister, zurück= 215
gestoßen als sinnliche Naturen.

' In der Würde nehmlich wird uns ein Beyspiel der Unterord= 216
nung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Gesetz, zugleich aber für unser physisches Vermögen

„nicht an, sondern will gesucht werden; sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich „zu machen. Sie verschließt in sich die Bewegungen der Seele, und nähert sich „der seligen Stille der göttlichen Natur. — Durch sie, sagt er an einem andern „Ort, wagte sich der Künstler der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen, und „erreichte das Geheim'niß, *die Todesangst mit der höchsten Schönheit* 215
„*zu verbinden*" (es würde schwer seyn, hierinn einen Sinn zu finden, wenn es nicht augenscheinlich wäre, daß hier nur die Würde gemeynt ist) „er wurde „ein Schöpfer reiner Geister, die keine Begierden der Sinne erwecken, denn sie „scheinen nicht zur Leidenschaft gebildet zu seyn, sondern dieselbe nur angenommen „zu haben." — Anderswo heißt es „die Seele äuserte sich nur unter einer stillen „Fläche des Waßers, und trat niemals mit Ungestüm hervor. In Vorstellung „des Leidens bleibt die größte Pein verschlossen, und die Freude schwebet wie eine „sanfte Luft, die kaum die Blätter rühret, auf dem Gesicht einer Leukothea."

Alle diese Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verschließt sich nicht, sondern kommt entgegen, die Grazie macht sich sinnlich, und ist auch nicht erhaben sondern schön. Aber die Würde ist es, was die Natur in ihren Aeußerungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangst und in dem bittersten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

' Home verfällt in denselben Fehler, was aber bey diesem Schriftsteller weniger 216
zu verwundern ist. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterscheidet. Seine Beobachtungen sind gewöhnlich richtig, und die *nächsten* Regeln, die er sich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundsätze d. Krit. II. Theil. Anmuth und Würde.

9: (Wörtlich S. 482: „Durch dieselbe wagete sich der Meister der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen, und erreichte das Geheimniß, die Todesangst mit der höchsten Schönheit zu vereinigen: er wurde ein Schöpfer reiner Geister und himmlischer Seelen, die keine Begierden der Sinne erwecken, sondern eine anschauliche Betrachtung aller Schönheit wirken: denn sie scheinen &c.") — 12: verbinden," B b. — hierin a B. — 16: äußerte a B b. — 16: (Wörtlich S. 484: „Das Mannigfaltige und die mehrere Verschiedenheit des Ausdrucks that der Harmonie und der Großheit in dem schönen Stile keinen Eintrag: die Seele äußerte sich nur wie unter einer stillen Fläche des Wassers, und trat niemals mit Ungestüm hervor. In Vorstellung des Leidens bleibt die größte Pein verschlossen, wie im Laocoon, und die Freude schwebet wie eine sanfte Luft, die kaum die Blätter rühret, auf dem Gesichte einer Leucothea, im Campidoglio, und auf Münzen der Insel Naxus gepräget: die Kunst philosophirte mit den Leidenschaften, wie Aristoteles von der Vernunft saget (συμφιλοσοφει τοις παθεσι).") — 17: Wassers, a B b.

übersteigend ist. Der Widerstreit zwischen dem Bedürfniß der Natur und der Foderung des Gesetzes, deren Gültigkeit wir doch eingestehen, spannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches Achtung genannt wird, und von der Würde unzertrennlich ist.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, sieht die Vernunft ihre Foderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraschend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erschei'nung entgegen. Diese 217
unerwartete Zusammenstimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft, erweckt ein Gefühl frohen Beyfalls, (Wohlgefallen) welches auflösend für den Sinn, für den Geist aber belebend und beschäftigend ist, und eine Anziehung des sinnlichen Objekts muß erfolgen. Diese Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich ist.

Bey dem Reiz (nicht dem Liebreiz, sondern dem Wollustreiz, stimulus,) wird dem Sinn ein sinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniß, d. i. Lust verspricht. Der Sinn ist also bestrebt, sich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und Begierde entsteht; ein Gefühl, das anspannend für den Sinn, für den Geist hingegen erschlaffend ist.

Von der Achtung kann man sagen, sie beugt sich vor ihrem Gegenstande; von der Liebe, sie neigt sich zu dem ihrigen; von der Begierde, sie stürzt auf den ihrigen. Bey der Achtung ist das Objekt die Vernunft und das Subjekt die sinnliche Natur.* Bey

* Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechseln. Achtung (nach ihrem ' reinen Begriff) geht nur auf das Verhältniß der sinnlichen Natur 218
zu den Foderungen reiner praktischer Vernunft überhaupt, ohne Rücksicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gefühl der Unangemessenheit zu Erreichung einer Idee, die für uns Gesetz ist, heißt Achtung“ (Kants Kr. d. Urtheilskraft). Daher ist Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie ist ein Gefühl des Abstandes des empirischen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich seyn, daß ich die sinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich diese nur auf reine Vernunft geht: denn die Unangemessenheit zu Erreichung des Gesetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht schon auf die wirkliche Erfüllung des Gesetzes, und wird nicht für das Gesetz, sondern für die Person, die demselben gemäß handelt, empfunden. Daher hat sie etwas ergötzendes, weil die Erfüllung des Gesetzes Vernunftwesen erfreuen muß. Achtung ist Zwang, Hochachtung schon ein freyeres

16: d. i., A a. — 20: Achtung, A a B b. — 28: (Kants B b. — Urtheilskraft), B, Urtheilskraft). b. — 32: geht; B b. — 34: auf wirkliche a. — Gesetzes und B.

der ' Liebe ist das Objekt sinnlich, und das Subjekt die moralische 218
Natur. Bey der Begierde sind Objekt und Subjekt sinnlich.

' Die Liebe allein ist also eine freye Empfindung, denn ihre 219
reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freyheit, aus unsrer
göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was
sich mit dem Großen und Hohen mißt, nicht der Sinn, der an dem
Vernunftgesetz schwindelnd hinaufsieht; es ist das absolut Große
selbst, was in der Anmuth und Schönheit sich nachgeahmt und in der
Sittlichkeit sich befriedigt findet, es ist der Gesetzgeber selbst, der Gott
in uns, der mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt.
Daher ist das Gemüth aufgelößt in der Liebe, da es angespannt ist
in der Achtung; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setzte, da
das absolutgroße nichts über sich hat, und die Sinnlichkeit, von der
hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth und
Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammenstimmt. Liebe ist ein
Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen ist. Daher kann
der Schlimme nichts lieben, ob er gleich vieles achten muß; daher
' kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe um- 220
fienge. Der reine Geist kann nur lieben, nicht achten; der Sinn
kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der schuldbewußte Mensch in ewiger Furcht schwebt, dem
Gesetzgeber in ihm selbst, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in
allem, was groß und schön und treflich ist, seinen Feind erblickt, so
kennt die schöne Seele kein süßeres Glück, als das Heilige in sich
außer sich nachgeahmt oder verwirklicht zu sehen, und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen. Liebe ist zugleich das
Großmüthigste und das Selbstsüchtigste in der Natur; das erste: denn
sie empfängt von ihrem Gegenstande nichts, sondern giebt ihm alles,
da der reine Geist nur geben, nicht empfangen kann; das zweite:
denn es ist immer nur ihr eigenes Selbst, was sie in ihrem Gegenstande sucht und schätzet.

Gefühl. Aber das rührt von ' der Liebe her, die ein Ingrediens der Hochachtung 219
ausmacht. Achten muß auch der Nichtswürdige das Gute, aber um denjenigen
hochzuachten, der es gethan hat, müßte er aufhören, ein Nichtswürdiger zu seyn.

11: aufgelöst B b. — 13: absolut große B b. — 22: begegnen und A a. — 23: trefflich a. — 32: Ingredienz B b.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm selber gab, so begegnet es ihm öfters, daß er ihm giebt, was er nicht von ihm empfieng. Der äußre Sinn glaubt zu sehen, was nur der innere anschaut, der feurige Wunsch wird zum Glauben und der eigne Ueberfluß des Liebenden ′ verbirgt die Armuth 221
des Geliebten. Daher ist die Liebe so leicht der Täuschung ausgesetzt, was der Achtung und Begierde nie begegnet. So lange der innre Sinn den äußern *exaltirt*, so lange dauert auch die selige Bezauberung der platonischen Liebe, der zur Wonne der Unsterblichen nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äußern *seine* Anschauungen nicht mehr unterschiebt, so tritt der äußre wieder in seine Rechte und fodert, was ihm zukommt, *Stoff*. Das Feuer, welches die himmlische Venus entzündete, wird von der irrdischen benutzt, und der Naturtrieb rächt seine lange Vernachlässigung nicht selten durch eine desto unumschränktere Herrschaft. Da der Sinn nie getäuscht wird, so macht er diesen Vortheil mit grobem Uebermuth gegen seinen edleren Nebenbuhler geltend, und ist kühn genug zu behaupten, daß *er* gehalten habe, was die Begeisterung schuldig blieb.

Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, daß die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth soll niemals Begierde erregen. Wo diese sich einmischt, da muß es entweder dem Gegenstand an Würde, ′ oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen 222
mangeln.

Wahre Größe soll niemals Furcht erregen. Wo diese eintritt, da kann man gewiß seyn, daß es entweder dem Gegenstand an Geschmack und an Grazie, oder dem Betrachter an einem günstigen Zeugniß seines Gewissens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; sie sind es aber nicht, oder sollten es doch nicht seyn, da der Begriff, den sie ausdrücken, mehrerer Bestimmungen fähig ist, die eine verschiedene Bezeichnung verdienen.

Es giebt eine *belebende* und eine *beruhigende* Grazie. Die

4: sehen; a. — 5: Anmuth B. — 7: selten begegnet. B b K W M. — innere a. — 8: exaltirt, B b. — 9: Unsterblichen, A a B b. — 11: äußere B b. — 13: welches ihm die a. — irdischen B. — 18: er B b. — 31: Begriff den A a b.

erste grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derselben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Diese kann Reiz genannt werden. Ein abgespannter Mensch kann sich nicht durch innre Kraft in Bewegung setzen, sondern muß Stoff von außen empfangen, und durch leichte Uebungen der Phantasie, und schnelle Uebergänge vom Empfinden zum Handeln seine verlorene Schnellkraft wieder herzustellen suchen. Dieses erlangt
′ er im Umgang mit einer reizenden Person, die das stagnirende 223
Meer seiner Einbildungskraft durch Gespräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie gränzt näher an die Würde, da sie sich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äussert. Zu ihr wendet sich der angespannte Mensch, und der wilde Sturm des Gemüths lößt sich auf an ihrem friedeathmenden Busen. Diese kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet sich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spotts; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman schmachtet zuletzt in den Ketten einer Roxelane, wenn sich der brausende Geist eines Othello an der sanften Brust einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verschiedene Abstuffungen, und wird da, wo sie sich der Anmuth und Schönheit nähert, zum Edeln, und wo sie an das Furchtbare gränzt, zur Hoheit.

Der höchste Grad der Anmuth ist das Bezaubernde; der höchste Grad der Würde die Majestät. Bey dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichsam selbst, und fließen hinüber in den Gegen-
stand. Der höchste Genuß der ′ Freyheit gränzt an den völligen Ver- 224
lust derselben, und die Trunkenheit des Geistes an den Taumel der Sinnenlust. Die Majestät hingegen hält uns ein Gesetz vor, das uns nöthigt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen alles außer uns, und empfinden nichts als die schwere Bürde unsers eigenen Daseyns.

Majestät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieses repräsentiren, so hat er Majestät; und wenn auch unsre Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er

5: aussen B b. — 7: verlorne B. — 12: äußert. a B b. — 13: löst B b. — 20: verschiedenen B b K W M. — Abstufungen, B.

richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an dem Gegenstand seiner Anbetung sichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweise groß ist, darf unsern Muth darniederschlagen.

Die bloße Macht, sey sie auch noch so furchtbar und grenzenlos, kann nie Majestät verleihen. Macht imponiert nur dem Sinnenwesen, die Majestät muß dem Geist seine Freyheit nehmen. Ein Mensch, der mir das Todesurtheil schreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin, was ich seyn soll. Sein Vortheil über mich ist aus, sobald ich will. ' Wer mir aber in seiner Person 225
den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich, wenns möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde stehen in einem zu hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es giebt dazu nur Einen Weg, nehmlich Nachahmung der Gesinnungen, deren Ausdruck sie sind. Alles andre ist Nachäffung, und wird sich als solche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektation des Erhabenen Schwulst, aus der Affektation des Edeln das Kostbare entsteht, so wird aus der affektirten Anmuth Ziererey und aus der affektirten Würde steife Feierlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth gibt bloß nach und kommt entgegen, die falsche hingegen zerfließt. Die wahre Anmuth schont bloß die Werkzeuge der willkührlichen Bewegung, und will der Freyheit der Natur nicht unnöthiger weise zu nahe treten; die falsche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins ' Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert 226
sie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder sucht ihn durch Umschweife zu erreichen. Wenn der unbehülfliche Tänzer bei einer Menuet soviel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füßen so scharfe Ecken schneidet, als wenn es hier um eine geometrische Genauigkeit zu thun wäre, so wird der affektirte Tänzer so schwach auftreten, als ob er den Fußboden fürchtete, und mit Händen und Füßen nichts als Schlangen-

3: nur Bb. — 5: furchbar B. — 13: zu] so K. — 20–21: Feyerlichkeit Bb. — 21: Gravität: a. — 22: giebt Bb. — 25: unnöthigerweise Bb. — 28: Zweck Bb.

linien beschreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen
sollte. Das andre Geschlecht, welches vorzugsweise im Besitze der
wahren Anmuth ist, macht sich auch der falschen am meisten schuldig;
aber nirgends beleidigt diese mehr, als wo sie der Begierde zum
Angel dienet. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die
widrigste Grimasse, das schöne Spiel der Augen, so bezaubernd,
wenn wahre Empfindung daraus spricht, wird zur Verdrehung, die
schmelzend modulirende Stimme, so unwiderstehlich in einem wahren
Munde, wird zu einem studirten tremulirenden Klang, und die ganze
Musik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunst.

′Wenn man auf Theatern und Ballsälen Gelegenheit hat, die 227
affektirte Anmuth zu beobachten, so kann man oft in den Kabineten
der Minister, und in den Studierzimmern der Gelehrten (auf hohen
Schulen besonders) die falsche Würde studieren. Wenn die wahre
Würde zufrieden ist, den Affekt an seiner Herrschaft zu hindern, und
dem Naturtriebe bloß da, wo er den Meister spielen will, in den
unwillkührlichen Bewegungen, Schranken setzt, so regiert die falsche
Würde auch die willkührlichen mit einem eisernen Zepter, unterdrückt
die moralischen Bewegungen, die der wahren Würde heilig sind, so
gut als die sinnlichen, und löscht das ganze mimische Spiel der
Seele in den Gesichtszügen aus. Sie ist nicht bloß streng gegen die
widerstrebende, sondern hart gegen die unterwürfige Natur, und sucht
ihre lächerliche Größe in Unterjochung, und wo dieß nicht angehen
will, in Verbergung derselben. Nicht anders, als wenn sie allem,
was Natur heißt, einen unversöhnlichen Haß gelobt hätte, steckt sie
den Leib in lange faltigte Gewänder, die den ganzen Gliederbau
des Menschen verbergen, beschränkt den Gebrauch der Glieder durch
einen lästigen Apparat unnützer Zierrath und schneidet sogar die
Haare ab, um das Geschenk der Natur durch ein Machwerk der
Kunst zu ersetzen. Wenn′ die wahre Würde, die sich nie der Natur, 228
nur der rohen Natur schämt, auch da, wo sie an sich hält, noch
stets frey und offen bleibt, wenn in den Augen Empfindung strahlt,
und der heitre stille Geist auf der beredten Stirne ruht, so legt die
Gravität die ihrige in Falten, wird verschlossen und mysteriös,
und bewacht sorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre

12: Kabinetten a B. — 14: studiren. B b. — 26: faltige K W M.

Gesichtsmuskeln sind angespannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet, und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief. Aber die falsche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimische Spiel ihrer Züge in scharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr aussagen könnte, als man laut machen will; eine Vorsicht, welche die wahre Würde freylich nicht nöthig hat. Diese wird die Natur nur beherrschen, nie verbergen; bey der falschen hingegen herrscht die Natur nur desto gewaltthätiger *innen*, indem sie *außen* bezwungen ist.*

Schiller.

* Indessen giebt es auch eine *Feyerlichkeit* im guten Sinn, wovon die Kunst Gebrauch machen kann. Diese entsteht nicht aus der Anmassung, sich wichtig zu machen, sondern sie ' hat die Absicht, das Gemüth auf etwas wichtiges vor- 229
zubereiten. Da wo ein großer und tiefer Eindruck geschehen soll, und es dem Dichter darum zu thun ist, daß nichts davon verloren gehe, so stimmt er das Gemüth vorher zum Empfang desselben, entfernt alle Zerstreuungen und setzt die Einbildungskraft in eine Erwartungsvolle Spannung. Dazu ist nun das *Feyerliche* sehr geschickt, welches in Häufung vieler Anstalten besteht, wovon man den Zweck nicht absieht, und in einer absichtlichen Verzögerung des Fortschritts, da, wo die Ungeduld Eile fodert. In der Musik wird das Feierliche durch eine *langsame* gleichförmige Folge starker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und spannt das Gemüth, die Langsamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läßt die Ungeduld gar kein Ende absehen.

Das *Feierliche* unterstützt den Eindruck des großen und erhabenen nicht wenig, und wird daher bey Religionsgebräuchen und Mysterien mit großem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmusik, der Orgel sind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein *Feyerliches*, nehmlich die *Pracht*, verbunden mit dem *Furchtbaren*, wie bey Leichenzeremonien, und bey allen öffentlichen Aufzügen, die eine große Stille, und einen langsamen Takt beobachten.

1: Gesichtsmuskeln a B b. — 4: aussagen A. — 9: Schiller.] fehlt in B b. — 10: Sinne, B b. — 19 u. 23: Feyerliche B b. — 23: des Großen und Erhabenen a. — 25: bekannt, a. — 26: giebt a B b.

VI.

Vom Erhabenen. 320

(Zur weitern Ausführung einiger Kantischen Ideen.)

Erhaben nennen wir ein Objekt, bey dessen Vorstellung unsre sinnliche Natur ihre Schranken, unsre vernünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freyheit von Schranken fühlt; gegen das wir also *physisch* den Kürzern ziehen, über welches wir uns aber *moralisch* d. i. durch Ideen erheben.

Nur als Sinnenwesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frey.

Der erhabene Gegenstand giebt uns *erstlich*: als Naturwesen unsre Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns *zweytens*: mit der Unab'hängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftwesen über die 321
Natur, sowohl *in* uns als *ausser* uns behaupten.

Wir sind abhängig, insofern etwas *ausser* uns den Grund enthält, warum etwas *in* uns möglich wird.

Solange die Natur ausser uns den Bedingungen conform ist, unter welchen in uns etwas möglich wird, solange können wir unsre Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derselben bewußt werden, so muß die Natur mit dem was uns *Bedürfniß*, und doch nur durch ihre Mitwirkung *möglich* ist, als streitend vorgestellt werden, oder, was eben soviel sagt, sie muß sich mit unsern Trieben im Widerspruch befinden.

Nun lassen sich alle Triebe, die in uns, als Sinnenwesen, wirksam sind, auf zwey Grundtriebe zurück führen. Erstlich besitzen wir einen Trieb unsern Zustand zu verändern, unsre Existenz zu äußern, wirksam zu seyn, welches alles darauf hinausläuft, uns Vorstellungen

A: Neue Thalia, Bd. 3 (1793), S. 320—394 und 4, S. 52—73. (Döring Nachlese S. 240 ff. und Hoffmeister Nachlese Bd. 4, S. 520 ff. = Th. 3, 320—366 sind nicht verglichen.)

zu erwerben, also Vorstellungstrieb, Erkenntnißtrieb heißen kann. Zweytens besitzen wir einen Trieb unsern Zustand zu erhalten, unsere Existenz fort'zusetzen, welches Trieb der Selbsterhaltung genannt wird. 322

Der Vorstellungstrieb geht auf Erkenntniß, der Selbsterhaltungstrieb auf Gefühle, also auf innre Wahrnehmungen der Existenz.

Wir stehen also durch diese zweyerley Triebe in zweyfacher Abhängigkeit von der Natur. Die erste wird uns fühlbar, wenn es die Natur an den Bedingungen fehlen läßt, unter welchen wir zu Erkenntnissen gelangen; die zweyte wird uns fühlbar, wenn sie den Bedingungen widerspricht, unter welchen es uns möglich ist, unsre Existenz fortzusetzen. Eben so behaupten wir durch unsere Vernunft eine zweyfache Unabhängigkeit von der Natur: erstlich: indem wir (im theoretischen) über Naturbedingungen hinausgehen, und uns mehr denken können, als wir erkennen; zweytens: indem wir (im praktischen) uns über Naturbedingungen hinwegsetzen, und durch unsern Willen unsrer Begierde widersprechen können. Ein Gegenstand, bey dessen Wahrnehmung wir das erste erfahren, ist theoretisch groß, ein Erhabenes der Erkenntniß. Ein Gegenstand, der uns die Unabhängigkeit unsers Willen zu empfinden giebt, ist praktisch groß, ein Erhabenes der Gesinnung.

′ Bey dem Theoretischerhabenen steht die Natur als Objekt der 323
Erkenntniß, im Widerspruch mit dem Vorstellungstriebe. Bey dem Praktischerhabenen steht sie als Objekt der Empfindung, im Widerspruch mit dem Erhaltungstrieb. Dort wurde sie bloß als ein Gegenstand betrachtet, der unsre Erkenntniß erweitern sollte; hier wird sie als eine Macht vorgestellt, die unsern eigenen Zustand bestimmen kann. Kant nennt daher das Praktischerhabene das Erhabene der Macht oder das Dynamischerhabene, im Gegensatz von dem Mathematischerhabenen. Weil aber aus den Begriffen dynamisch und mathematisch gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch diese Eintheilung erschöpft sey oder nicht, so habe ich die Eintheilung in das Theoretisch- und Praktisch-Erhabene vorgezogen.

Auf was Art wir in Erkenntnissen von Naturbedingungen abhängig sind, und dieser Abhängigkeit uns bewußt werden, wird bey

3: welches] (Vielleicht ist „welcher" zu lesen)

Entwicklung des Theoretischerhabenen hinreichend ausgeführt werden. Daß unsre Existenz als Sinnenwesen, von Naturbedingungen ausser uns abhängig gemacht ist, wird wohl kaum eines eigenen Beweises bedürfen. Sobald die Natur ausser uns das bestimmte Verhältniß zu uns ändert, auf ' welches unser physischer Wohlstand gegründet ist, 324 so wird auch sogleich unsre Existenz in der Sinnenwelt, die an diesem physischen Wohlstande haftet, angefochten und in Gefahr gesetzt. Die Natur hat also die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir existiren, und damit wir dieses, zu unserm Daseyn so unentbehrliche Naturverhältniß in Acht nehmen sollten, so ist unserm physischen Leben an dem Selbsterhaltungstriebe ein wachsamer Hüter, diesem Triebe aber an dem Schmerz ein Warner gegeben worden. Sobald daher unser physischer Zustand eine Veränderung erleidet, die ihn zu seinem Gegentheil zu bestimmen droht, so erinnert der Schmerz an die Gefahr, und der Trieb der Selbsterhaltung wird durch ihn zum Widerstand aufgefordert.

Ist die Gefahr von der Art, daß unser Widerstand vergeblich seyn würde, so muß Furcht entstehen. Ein Objekt also, dessen Existenz den Bedingungen der unsrigen widerstreitet, ist, wenn wir uns ihm an Macht nicht gewachsen fühlen, ein Gegenstand der Furcht, furchtbar.

Aber es ist nur furchtbar für uns, als Sinnenwesen, denn nur als solche hängen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was nicht Natur, ' was dem Naturgesetz nicht unterworfen ist, hat von 325 der Natur ausser uns, als Macht betrachtet, nichts zu befahren. Die Natur, vorgestellt als eine Macht, die zwar unsern physischen Zustand bestimmen kann, aber auf unsern Willen keine Gewalt hat, ist dynamisch oder praktisch erhaben.

Das Praktischerhabene unterscheidet sich also darinn von dem Theoretischerhabenen, daß es den Bedingungen unsrer Existenz, dieses nur den Bedingungen der Erkenntniß widerstreitet. Theoretischerhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führet, deren Darstellung sich die Einbildungskraft nicht gewachsen fühlt. Praktischerhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung einer Gefahr mit sich führt, welche zu besiegen sich unsre physische Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Versuch, uns von

11: diesen A.

dem ersten eine Vorstellung zu machen. Wir erliegen an dem Ver-
such, uns der Gewalt des zweyten zu widersetzen. Ein Beyspiel des
ersten ist der Ocean in Ruhe, der Ocean im Sturm ein Beyspiel des
zweyten. Ein ungeheuer hoher Thurm oder Berg kann ein Erhabenes
der Erkenntniß abgeben. Bückt er sich zu uns herab, so wird er sich
in ein Erhabenes der Gesinnung verwandeln. Beide haben aber wie-
der das mit ' einander gemein, daß sie gerade durch ihren Widerspruch 326
mit den Bedingungen unsers Daseyns und Wirkens, diejenige Kraft
in uns aufdecken, die an keine dieser Bedingungen sich gebunden fühlt;
eine Kraft also, die einerseits sich mehr denken kann als der Sinn
faßt, und die andrer Seits für ihre Unabhängigkeit nichts fürchtet
und in ihren Aeußerungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr sinn-
licher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen sollte.

Ob aber gleich beide Arten des Erhabenen ein gleiches Verhältniß
zu unserer Vernunftkraft haben, so stehen sie doch in einem ganz ver-
schiednen Verhältniß zu unsrer Sinnlichkeit, welches einen wichtigen Unter-
schied, sowohl der Stärke als des Interesse, zwischen ihnen begründet.

Das Theoretischerhabene widerspricht dem Vorstellungstrieb, das
Praktischerhabene dem Erhaltungstrieb. Bey dem ersten wird nur eine
einzelne Aeußerung der sinnlichen Vorstellungskraft, bey dem zweyten
aber wird der letzte Grund aller möglichen Aeußerungen desselben,
nehmlich die Existenz, angefochten.

Nun ist zwar jedes mißlingende Bestreben nach Erkenntniß mit
Unlust verbunden, weil ' einem thätigen Trieb dadurch widersprochen 327
wird. Aber bis zum Schmerz kann diese Unlust nie steigen, solange wir
unsere Existenz von dem Gelingen oder Mißlingen einer solchen Erkennt-
niß unabhängig wissen, und unsere Selbstachtung nicht dabey leidet.

Ein Gegenstand aber, der den Bedingungen unsers Daseyns
widerstreitet, der in der unmittelbaren Empfindung Schmerz erregen
würde, erregt in der Vorstellung Schrecken; denn die Natur mußte
zu Erhaltung der Kraft selbst ganz andere Anstalten treffen, als sie
zu Unterhaltung der Thätigkeit nöthig fand. Unsre Sinnlichkeit ist
also bey dem furchtbaren Gegenstand ganz anders interessirt, als
bey dem Unendlichen; denn der Trieb der Selbsterhaltung erhebt eine
viel lautere Stimme als der Vorstellungstrieb. Es ist ganz etwas
anders, ob wir um den Besitz einer einzelnen Vorstellung, oder ob

wir um den Grund aller möglichen Vorstellungen, unsre Existenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Daseyn selbst oder für eine einzelne Aeußerung desselben zu fürchten haben.

Eben deßwegen aber, weil der *furchtbare* Gegenstand unsere sinnliche Natur gewaltsamer angreift, als der *unendliche*, so wird auch der Abstand zwischen dem sinnlichen und übersinnlichen Vermögen 328
dabey um so lebhafter gefühlt, so wird die Ueberlegenheit der Vernunft und die innere Freyheit des Gemüths desto hervorstechender. Da nun das ganze Wesen des Erhabenen auf dem Bewußtseyn dieser unsrer Vernunftfreyheit beruht, und alle Lust am Erhabenen gerade nur auf dieses Bewußtseyn sich gründet, so folgt von selbst (was auch die Erfahrung lehrt) daß das *Furchtbare* in der ästhetischen Vorstellung lebhafter und angenehmer rühren müsse, als das *Unendliche*, und daß also das Praktischerhabene, der Stärke der Empfindung nach, einen sehr großen Vorzug vor dem theoretischen voraus habe.

Das Theoretischgroße erweitert eigentlich nur unsre *Sphäre*, das Praktischgroße, das Dynamischerhabene unsre *Kraft*. — Unsre wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir eigentlich nur durch das letztere; denn es ist ganz etwas anders in der bloßen Handlung des Vorstellens und in seinem ganzen innern Daseyn sich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als sich über das Schicksal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnothwendigkeit hinweggesetzt und erhaben fühlen. Nichts liegt dem Menschen als Sinnenwesen näher an, als die Sorge für seine Existenz und keine 329
Abhängigkeit ist ihm drückender als diese, die Natur als diejenige Macht zu betrachten, die über sein Daseyn zu gebieten hat. Und von dieser Abhängigkeit fühlt er sich frey bey Betrachtung des Praktischerhabenen. „Die unwiderstehliche Macht der Natur, sagt Kant, giebt „uns, als Sinnenwesen betrachtet, zwar unsre Ohnmacht zu erkennen, „aber entdeckt zugleich in uns ein Vermögen, uns als von ihr un„abhängig zu beurtheilen, und eine Ueberlegenheit über die Natur, „worauf sich eine Selbsterhaltung von ganz andrer Art gründet, als „diejenige ist, die von der Natur ausser uns angefochten und in Ge-

16: Das] Daß A. — 28: Kant] (Critik der Urtheilskraft S. 103 f.) — 28: Die Unwiderstehlichkeit ihrer Macht Ka. — 29: als Naturwesen Ka. — 30: in uns] fehlt bei Kant.

„fahr gebracht werden kann — dabey die *Menschheit* in unserer
„Person unerniedigt bleibt, obgleich *der Mensch* jener Gewalt unter-
„liegen müßte. Auf solche Weise — fährt er fort — wird die furcht-
„bare Macht der Natur, ästhetisch von uns als Erhaben beurtheilt,
„weil sie unsre Kraft, die nicht Natur ist, in uns aufruft, um alles
„dasjenige, wofür wir als Sinnenwesen besorgt sind, Güter, Gesund-
„heit und Leben, als *klein* anzusehen, und deswegen auch jene Macht
„der Natur — der wir in Ansehung dieser Güter allerdings unter-
„worfen sind — für uns und unsre Persönlichkeit dennoch als keine
„Gewalt zu betrachten, unter ' die wir uns zu beugen hätten, wenn 330
„es auf unsre höchsten Grundsätze und deren Behauptung oder Ver-
„lassung ankäme. Also, endigt er, heißt die Natur hier erhaben,
„weil sie die Einbildungskraft zu Darstellung derjenigen Fälle erhebt,
„in denen das Gemüth sich die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung
„fühlbar machen kann."

Diese Erhabenheit unserer Vernunftbestimmung — diese unsre
praktische Unabhängigkeit von der Natur, muß von derjenigen Ueber-
legenheit wohl unterschieden werden, die wir entweder durch unsere
körperlichen Kräfte oder durch unsern Verstand über sie, als Macht,
in einzelnen Fällen zu behaupten wissen, und welche zwar auch etwas
großes aber gar nichts erhabenes an sich hat. Ein Mensch z. B. der
mit einem wilden Thiere streitet und es durch die Stärke seines Arms
oder auch durch List überwindet; ein reissender Strom, wie der Nil,
dessen Macht durch Dämme gebrochen wird, und den der menschliche
Verstand aus einem schädlichen Gegenstand sogar in einen nützlichen
verwandelt, indem er seinen Ueberfluß in Kanälen auffängt, und
dürre Felder damit wässert; ein Schiff auf dem Meere, das durch
seine künstliche Einrichtung im Stand ist, allem Ungestüm des wilden
Elements zu ' trotzen: kurz alle diejenigen Fälle, wo der Mensch durch 331
seinen erfinderischen Verstand die Natur auch da, wo sie ihm als

2: bleibt obgleich A. — 3: Auf solche Weise wird die Natur in unserm ästhetischen Urtheile nicht, sofern sie furchterregend ist, als erhaben beurtheilt, sondern weil sie ... Ka. — 5–6: um das, wofür wir besorgt sind ... Ka. — 7–10: als klein und daher ihre Macht (der wir in Ansehung dieser Stücke allerdings unterworfen sind) für uns und unsere Persönlichkeit demungeachtet doch für keine Gewalt ansehen, unter ... Ka. — 14: in welchen d. G. die eigene E. s. B. selbst über die Natur sich fühlbar machen kann Ka.

Macht überlegen und zu seinem Untergange bewaffnet ist, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und seinen Zwecken zu dienen — alle diese Fälle, sage ich, erwecken kein Gefühl des Erhabenen, ob sie gleich etwas analoges damit haben und deßwegen auch in der ästhetischen Beurtheilung gefallen. Warum sind sie aber nicht erhaben, da sie doch die Ueberlegenheit des Menschen über die Natur vorstellig machen?

Wir müssen hier zum Begriff des Erhabenen zurückgehen, worinn sich der Grund leicht entdecken lassen wird. Zufolge dieses Begriffs ist nur derjenige Gegenstand erhaben, gegen den wir als Naturwesen erliegen, von dem wir uns aber als Vernunftwesen, als nicht zur Natur gehörige Wesen, absolut unabhängig fühlen. Alle natürliche Mittel also, die der Mensch anwendet, um der Naturmacht zu widerstehen, sind durch diesen Begriff des Erhabenen ausgeschlossen; denn dieser Begriff verlangt schlechterdings, daß wir dem Gegenstande als Naturwesen nicht gewachsen seyn sollen, daß wir uns aber durch das, was in uns nicht Natur ist, (und dieß ist nichts anders als reine Vernunft) ′ als von ihm unabhängig fühlen sollen. 332
Nun sind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Mensch der Natur überlegen wird, (Geschicklichkeit, List und physische Stärke), aus der Natur genommen, kommen ihm also als Naturwesen zu; er widersteht also diesen Gegenständen nicht als Intelligenz, sondern als Sinnenwesen, nicht moralisch durch seine innre Freyheit, sondern physisch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deßwegen diesen Gegenständen nicht, sondern er ist ihnen schon als Sinnenwesen überlegen. Wo er aber mit seinen physischen Kräften ausreicht, da ist nichts da, was ihn nöthigen könnte, zu seinem intelligenten Selbst, zu der innern Selbstständigkeit seiner Vernunftkraft seine Zuflucht zu nehmen.

Zum Gefühl des Erhabenen wird also schlechterdings erfordert, daß wir uns von jedem physischen Widerstehungsmittel völlig verlassen sehen, und in unserm nichtphysischen Selbst dagegen Hülfe suchen. Furchtbar muß also ein solcher Gegenstand für unsre Sinnlichkeit seyn, und das ist er nicht mehr, sobald wir uns ihm durch natürliche Kräfte gewachsen fühlen.

Auch wird dieses von der Erfahrung bestätigt. Die mächtigste
Naturkraft ist in eben dem Grad ′ weniger erhaben, als sie von dem 333

Menschen gebändigt erscheint, und sie wird wieder schnell erhaben, sobald sie die Kunst des Menschen zu Schanden macht. Ein Pferd, das noch frey und ungebändigt in den Wäldern herumläuft, ist uns als eine uns überlegene Naturkraft *furchtbar*, und kann einen Gegenstand für eine erhabene Schilderung abgeben. Eben dieses Pferd, gezähmt, an das Joch oder vor den Wagen gespannt, verliert seine Furchtbarkeit, und mit ihr auch alles Erhabene. Zerreißt aber dieses gebändigte Pferd seine Zügel, bäumt es sich entrüstet unter seinem Reiter, giebt es sich seine Freyheit gewaltsam wieder, so ist seine Furchtbarkeit wieder da, und es wird aufs neue erhaben.

Die physische Ueberlegenheit des Menschen über die Naturkräfte
ist also so wenig ein Grund des Erhabenen, daß sie fast überall, wo
sie angetroffen wird, die Erhabenheit des Gegenstandes schwächt oder
ganz vernichtet. Zwar können wir uns mit merklichem Vergnügen
bey der Betrachtung der menschlichen Geschicklichkeit verweilen, die sich
die wildesten Naturkräfte zu unterwerfen gewußt hat, aber die Quelle
dieses Vergnügens ist *logisch* und nicht *ästhetisch*; es ist eine Wir-
kung des Nachdenkens und wird nicht durch die unmittelbare Vor- 334
stellung eingeflößt.

Praktisch erhaben ist also die Natur nirgends, als wo sie *furchtbar* ist. Aber nun entsteht die Frage: ist dieß auch umgekehrt so? Ist sie überall, wo sie furchtbar ist, auch praktisch erhaben?

Hier müssen wir abermals zum Begriff des Erhabenen zurückgehen. So eine wesentliche Erfoderniß es dazu ist, daß wir uns als Sinnenwesen von dem Gegenstand abhängig fühlen, so wesentlich gehört auf der andern Seite dazu, daß wir uns als Vernunftwesen von demselben unabhängig fühlen. Wo das erste nicht ist, wo der Gegenstand gar nichts furchtbares für unsre Sinnlichkeit hat, da ist keine Erhabenheit möglich. Wo das zweyte fehlt, wo er *bloß* furchtbar ist, wo wir uns ihm als Vernunftwesen nicht überlegen fühlen, da ist sie eben so wenig möglich.

Innre Gemüthsfreyheit gehört schlechterdings dazu, um das
Furchtbare erhaben zu finden, und Wohlgefallen daran zu haben;
denn es kann ja bloß dadurch erhaben seyn, daß es unsre Unab-
hängigkeit, unsre Gemüthsfreyheit zu empfin'den giebt. Nun hebt aber 335
die wirkliche und ernstliche Furcht alle Gemüthsfreyheit auf.

Das erhabene Objekt muß also zwar furchtbar seyn, aber wirkliche Furcht darf es nicht erregen. Furcht ist ein Zustand des *Leidens* und der *Gewalt*; das Erhabene kann allein in der freyen Betrachtung und durch das Gefühl innrer Thätigkeit gefallen. Entweder darf also das furchtbare Objekt seine Macht gar nicht gegen uns richten, oder wenn dieß geschieht, so muß unser Geist frey bleiben, indem unsere Sinnlichkeit überwältigt wird. Dieser letztere Fall ist aber höchst selten und erfodert eine *Erhebung* der menschlichen Natur, die kaum in einem Subjekt als möglich gedacht werden kann. Denn da, wo wir uns wirklich in Gefahr befinden, wo wir selbst der Gegenstand einer feindseligen Naturmacht sind, da ist es um die ästhetische Beurtheilung geschehen. So erhaben ein Meersturm, vom Ufer aus betrachtet, seyn mag, so wenig mögen die, welche sich auf dem Schiff befinden, das von demselben zertrümmert wird, aufgelegt seyn, dieses ästhetische Urtheil darüber zu fällen.

Wir haben es also bloß mit dem ersten Fall zu thun, wo das furchtbare Objekt uns zwar seine Macht sehen läßt, aber sie nicht 336
gegen uns richtet, wo wir uns vor demselben *sicher wissen*. Wir versetzen uns alsdann bloß in der Einbildung in den Fall, wo diese Macht uns selbst treffen könnte und aller Widerstand vergeblich seyn würde. Das Schreckliche ist also bloß in der Vorstellung, aber auch schon die bloße Vorstellung der Gefahr bringt, wenn sie einigermaaßen lebhaft ist, den Erhaltungstrieb in Bewegung, und es erfolgt etwas dem analoges, was die wirkliche Empfindung hervorbringen würde. Ein Schauer ergreift uns, ein Gefühl von Bangigkeit regt sich, unsre Sinnlichkeit wird empört. Und ohne diesen Anfang des wirklichen Leidens, ohne diesen ernstlichen Angriff auf unsre Existenz würden wir bloß mit dem Gegenstande spielen; und es muß *Ernst* seyn, wenigstens in der Empfindung, wenn die Vernunft zur Idee ihrer Freyheit ihre Zuflucht nehmen soll. Auch kann das Bewußtseyn unsrer innern Freyheit nur insofern einen Werth haben und etwas gelten, als es damit Ernst ist, es kann aber nicht damit Ernst seyn, wenn wir mit der Vorstellung der Gefahr bloß spielen.

Ich habe gesagt, daß wir uns in Sicherheit befinden müssen, wenn das *Furchtbare* uns gefallen soll. Nun giebt es aber Un-

22: Gefahr, A.

glücksfälle und ' Gefahren, vor denen sich der Mensch niemals sicher 337 wissen kann, und die in der Vorstellung doch erhaben seyn können und es auch wirklich sind. Der Begriff der Sicherheit kann also nicht darauf eingeschränkt werden, daß man sich der Gefahr physisch entzogen weiß, wie z. B. wenn man von einem hohen und wohlbefestigten Geländer in eine große Tiefe, oder von einer Anhöhe auf die stürmende See hinab sieht. Hier freylich gründet sich die Furchtlosigkeit auf die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß man getroffen werden kann. Aber worauf wollte man seine Sicherheit vor dem Schicksal, vor der allgegenwärtigen Macht der Gottheit, vor schmerzhaften Krankheiten, vor empfindlichen Verlusten, vor dem Tode gründen? Hier ist gar kein physischer Grund der Beruhigung vorhanden; und wenn wir uns das Schicksal in seiner Furchtbarkeit denken, so müssen wir uns zugleich sagen, daß wir derselben nichts weniger als entzogen sind.

Es gibt also einen zweyfachen Grund der Sicherheit. Vor solchen Uebeln, denen zu entfliehen in unserm physischen Vermögen steht, können wir äußere physische Sicherheit haben; vor solchen Uebeln aber, denen wir auf natürlichem Weg nicht zu widerstehen noch auszuweichen im Stande sind, können wir bloß innre oder moralische Sicherheit ' haben. Dieser Unterschied ist, besonders in Beziehung auf das 338 Erhabene, wichtig.

Die physische Sicherheit ist ein unmittelbarer Beruhigungsgrund für unsre Sinnlichkeit ohne alle Beziehung auf unsern innern oder moralischen Zustand. Es wird daher auch gar nichts dazu erfodert, ein Objekt ohne Furcht zu betrachten, vor welchem man sich in dieser physischen Sicherheit befindet. Daher bemerkt man auch unter den Menschen eine bey weitem größere Einstimmigkeit der Urtheile über das Erhabene solcher Objekte, deren Anblick mit dieser physischen Sicherheit verbunden ist, als derjenigen, vor denen man nur moralische Sicherheit hat. Die Ursache ist in die Augen fallend. Physische Sicherheit kommt jedem auf gleiche Art zu gut; moralische hingegen setzt einen Gemüthszustand voraus, der nicht in allen Subjekten sich findet. Aber weil diese physische Sicherheit bloß für die Sinnlichkeit gilt, so hat sie für sich selbst nichts, was der Vernunft gefallen könnte, und ihr Einfluß ist bloß negativ, indem sie bloß ver-

11: gründen. A.

hindert, daß der Selbsterhaltungstrieb nicht aufgeschreckt und die Gemüthsfreyheit aufgehoben wird.

Ganz anders ist es mit der innern oder moralischen Sicherheit. Diese ist zwar auch ein [339] Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit (sonst wäre sie selbst erhaben) aber sie ist es nur mittelbar durch Ideen der Vernunft. Wir sehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir uns der Macht desselben über uns, als Naturwesen, entweder durch das Bewußtseyn unserer Unschuld oder durch den Gedanken an die Unzerstörbarkeit unsers Wesens entzogen fühlen. Diese moralische Sicherheit postulirt also, wie wir sehen, Religionsideen, denn nur die Religion, nicht aber die Moral stellt Beruhigungsgründe für unsere Sinnlichkeit auf. Die Moral verfolgt die Vorschrift der Vernunft unerbittlich und ohne alle Rücksicht auf das Interesse unserer Sinnlichkeit; die Religion aber ist es, die zwischen den Foderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Aussöhnung, eine Uebereinkunft zu stiften sucht. Zur moralischen Sicherheit reicht es also gar nicht hin, daß wir eine moralische Gesinnung besitzen, sondern es wird noch dazu erfodert, daß wir die Natur in Einstimmung mit dem Moralgesetz, oder was hier einerley ist, daß wir sie uns unter dem Einfluß eines reinen Vernunftwesens denken. Der Tod z. B. ist ein solcher Gegenstand, vor dem wir nur moralische Sicherheit haben. Die lebhafte Vorstellung aller Schreknisse des Todes, verbunden [340] mit der Gewißheit, ihm nicht entfliehen zu können, würde es den meisten Menschen, weil die meisten doch weit mehr Sinnenwesen als Vernunftwesen sind, durchaus unmöglich machen, mit dieser Vorstellung so viel Ruhe zu verbinden, als zu einem ästhetischen Urtheil erfodert wird — wenn nicht der Vernunftglaube an eine Unsterblichkeit, auch noch selbst für die Sinnlichkeit, eine leidliche Auskunft wüßte.

Aber man muß dieß nicht so verstehen, als ob die Vorstellung des Todes, wenn sie mit Erhabenheit verbunden ist, diese Erhabenheit durch die Idee der Unsterblichkeit erhielte. — Nichtsweniger! — Die Idee der Unsterblichkeit, so wie ich sie hier annehme, ist ein Beruhigungsgrund für unsern Trieb nach Fortdauer, also für unsere Sinnlichkeit, und ich muß einmal für allemal bemerken, daß bey allem,

11: Religion nicht A. — 16: Aussöhnung eine A.

was einen erhabenen Eindruck machen soll, die Sinnlichkeit mit ihren Foderungen schlechterdings abgewiesen worden seyn, und aller Beruhigungsgrund nur in der Vernunft zu suchen seyn müsse. Diejenige Idee der Unsterblichkeit also, wobey die Sinnlichkeit gewissermaßen noch ihre Rechnung findet (wie sie in allen positiven Religionen aufgestellt ist) kann gar nichts dazu beytragen, die Vorstellung des Todes zu einem erhabenen Ge'genstand zu machen. Vielmehr muß 341
diese Idee nur gleichsam im Hintergrunde stehen, um bloß der Sinnlichkeit zu Hülfe zu kommen, wenn diese sich allen Schrecknissen der Zernichtung trost- und wehrlos bloß gestellt fühlte und unter diesem heftigen Angriff zu erliegen drohte. Wird diese Idee der Unsterblichkeit aber die herrschende im Gemüth, so verliert der Tod das Furchtbare, und das Erhabene verschwindet.

Die Gottheit, vorgestellt in ihrer Allwissenheit, die alle Krümmungen des menschlichen Herzens durchleuchtet, in ihrer Heiligkeit, die keine unreine Regung duldet, und in ihrer Macht, die unser physisches Schicksal in ihrer Gewalt hat, ist eine furchtbare Vorstellung, und kann deßwegen zu einer erhabenen Vorstellung werden. Vor den Wirkungen dieser Macht können wir keine physische Sicherheit haben, weil es uns gleich unmöglich ist, derselben auszuweichen und Widerstand zu thun. Also bleibt uns nur moralische Sicherheit übrig, die wir auf die Gerechtigkeit dieses Wesens und auf unsre Unschuld gründen. Wir sehen die schreckhaften Erscheinungen, durch welche sie ihre Macht zu erkennen giebt, ohne Schrecken an, weil das Bewußtseyn unserer Schuldlosigkeit ' uns davor 342
sicher stellt. Diese moralische Sicherheit macht es uns möglich, bey der Vorstellung dieser grenzenlosen, unwiderstehlichen und allgegenwärtigen Macht unsre Gemüthsfreyheit nicht völlig zu verlieren, denn wo diese dahin ist, da ist das Gemüth zu keiner ästhetischen Beurtheilung aufgelegt. Sie kann aber die Ursache des Erhabenen nicht seyn, weil dieses Gefühl der Sicherheit, ob es gleich auf moralischen Gründen beruht, doch zuletzt nur einen Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit abgiebt, und den Trieb der Selbsterhaltung befriedigt; das Erhabene aber niemals auf Befriedigung unsrer Triebe sich gründet. Soll die Vorstellung der Gottheit praktisch (dynamisch) erhaben werden, so dürfen wir das Gefühl unserer Sicherheit nicht auf unser Da-

seyn sondern *auf unsre Grundsätze* beziehen. Es muß uns gleichgültig seyn, wie wir als Naturwesen dabey fahren, wenn wir uns nur als Intelligenzen von den Wirkungen ihrer Macht unabhängig fühlen. Wir fühlen uns aber als Vernunftwesen selbst von der Allmacht unabhängig, insofern selbst die Allmacht unsre Avtonomie nicht aufheben, unsern Willen nicht gegen unsre Grundsätze bestimmen kann. Nur insofern also, als wir der Gottheit allen *Natureinfluß* auf unsre *Willensbestimmungen* absprechen, ist die Vorstellung 343
ihrer Macht dynamischerhaben.

In seinen Willensbestimmungen sich von der Gottheit unabhängig fühlen, heißt aber nichts anders als sich bewußt seyn, daß die Gottheit nie *als eine Macht* auf unsern Willen wirken könne. Weil aber der reine Wille jederzeit mit dem Willen der Gottheit coincidiren muß, so kann der Fall nie eintreten, daß wir uns aus reiner Vernunft gegen den Willen der Gottheit bestimmen. Wir sprechen ihr also bloß in sofern den Einfluß auf unsern Willen ab, als wir uns bewußt sind, daß *sie durch nichts anders als durch ihre Einstimmigkeit mit dem reinen Vernunftgesetz in uns*, also nicht durch Autorität, nicht durch Belohnung oder Strafe, nicht durch Hinsicht auf ihre Macht, *in unsre Willensbestimmungen einfliessen könne*. Unsre Vernunft verehrt in der Gottheit nichts als ihre Heiligkeit, und fürchtet auch nichts von ihr, als ihre Mißbilligung — und auch diese nur in so fern, als sie in der göttlichen Vernunft ihre eigenen Gesetze erkennt. Es steht aber nicht in der göttlichen *Willkühr*, unsre Gesinnungen zu mißbilligen oder zu billigen, sondern das wird durch unser Betragen bestimmt. In dem einzigen Falle also, wo die Gottheit für uns furchtbar werden könnte, nehmlich in ihrer Mißbilligung, hängen wir nicht von ihr ab. Die 344
Gottheit also, vorgestellt als eine Macht, die unsre *Existenz* zwar aufheben, aber solange wir diese Existenz noch haben, auf die Handlungen unsrer Vernunft keinen Einfluß haben kann, ist dynamischerhaben — und auch nur diejenige Religion, welche uns diese Vorstellung von der Gottheit giebt, trägt das Siegel der Erhabenheit in sich.*

* Wider diese Auflösung des Begriffs vom Dynamischerhabenen, sagt Kant, scheint zu streiten, daß wir Gott im Ungewitter, Erdbeben u. s. f. als eine zürnende Macht und dennoch als erhaben vorzustellen pflegen, wobey es von unsrer Seite

'Der Gegenstand des Praktischerhabenen muß für die Sinnlichkeit 345
furchtbar seyn; unserm physischen Zustand muß ein Uebel drohen, und die Vorstellung der Gefahr muß den Selbsterhaltungstrieb in Bewegung setzen.

'Unser *intelligibles Selbst*, dasjenige in uns, was nicht 346
Natur ist, muß sich bey jener Affektion des Erhaltungstriebs von dem sinnlichen Theil unsers Wesens unterscheiden, und seiner Selbstständigkeit, seiner Unabhängigkeit von allem, was die physische Natur treffen kann, kurz, seiner Freyheit sich bewußt werden.

Diese Freyheit ist aber schlechterdings nur moralisch, nicht physisch. Nicht durch unsre natürliche Kräfte, nicht durch unsern Verstand, nicht als Sinnenwesen, dürfen wir uns dem furchtbaren Gegenstand überlegen fühlen; denn da würde unsre Sicherheit immer nur durch physische Ursachen, also empirisch, bedingt seyn, und also immer noch eine Abhängigkeit von der Natur übrig bleiben. Sondern es muß uns völlig gleichgültig seyn, wie wir als Sinnenwesen dabey fahren, und bloß darinn muß unsre Freyheit bestehen, daß wir unsern physischen Zustand, der durch die Natur bestimmt werden kann, gar nicht zu unserm Selbst rechnen, sondern als etwas auswärtiges und fremdes betrachten, was auf unsre moralische Person keinen Einfluß hat.

Thorheit sowohl als Frevel seyn würde, uns eine Ueberlegenheit des Gemüths über die Wirkungen einer solchen Macht einzubilden. Hier scheint kein Gefühl der Erhabenheit unsrer eignen Natur, sondern vielmehr Niedergeschlagenheit und Unterwerfung die Gemüthsstimmung zu seyn, die sich für die Erscheinung eines solchen Gegenstandes schickt. In der Religion überhaupt scheint Niederwerfen, Anbetung mit zerknirschten angstvollen Geberden das einzig schikliche Benehmen in
Gegenwart der Gottheit zu seyn, welches daher auch die meisten Völker an'genommen 345
haben. Aber, fährt er fort, diese Gemüthsstimmung ist mit der Idee der *Erhabenheit* einer Religion bey weitem nicht so nothwendig verbunden. Der Mensch, der sich seiner Schuld bewußt ist und also Ursache hat, sich zu fürchten, ist in gar keiner Gemüthsstimmung, um die göttliche Größe zu bewundern — nur alsdann, wenn sein Gewissen rein ist, dienen jene Wirkungen der göttlichen Macht dazu, ihm eine erhabene Idee von der Gottheit zu geben, sofern er durch das Gefühl seiner eigenen erhabnen Gesinnung über die *Furcht* vor den Wirkungen dieser Macht erhoben wird. Er hat Ehrfurcht, nicht Furcht, vor der Gottheit, da hingegen die Superstition bloße Furcht und Angst vor der Gottheit fühlt, ohne sie hochzuschätzen, woraus nie eine Religion des guten Wandels, bloß Gunstbewerbung und Einschmeichlung entstehen kann. *Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Analytik des Erhabenen.* [S. 106 ff., von Schiller aber vielfach im Ausdruck geändert.]

Groß ist, wer das Furchtbare überwindet. *Erhaben* ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet.

' Hannibal war theoretischgroß, da er sich über die unwegsamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktischgroß oder erhaben war er nur im Unglück. 347

Groß war Herkules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er am Kaukasus angeschmiedet, seine That nicht bereute und sein Unrecht nicht eingestand.

Groß kann man sich im *Glück*, erhaben nur im Unglück zeigen.

Praktischerhaben ist also jedweder Gegenstand, der uns zwar unsre Ohnmacht, als Naturwesen, zu bemerken giebt — zugleich aber ein Widerstehungsvermögen von ganz andrer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unsrer physischen Existenz die Gefahr *nicht* entfernt, aber (welches unendlich mehr ist) unsre physische Existenz selbst von unsrer Persönlichkeit absondert. Es ist also keine *materiale* und bloß einen einzelnen Fall betreffende, sondern eine *idealische* und über alle möglichen Fälle sich erstreckende Sicherheit, deren wir uns bey Vorstellung des Erhabenen bewußt werden. Dieses gründet sich ' also ganz und gar nicht auf Ueberwindung oder Aufhebung einer 348 uns drohenden Gefahr, sondern auf Wegräumung der letzten Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den sinnlichen Theil unsers Wesens, der allein der Gefahr unterworfen ist, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unsre wahre Person, unser moralisches Selbst, gar nichts angeht.

Nach Festsetzung des Begriffs vom Praktischerhabenen sind wir im Stande, es nach Verschiedenheit der Gegenstände, durch die es erregt wird, und nach Verschiedenheit der Verhältnisse, in welchen wir zu diesen Gegenständen stehen, unter Klassen zu bringen.

In der Vorstellung des Erhabenen unterscheiden wir dreyerley. *Erstlich*: einen Gegenstand der Natur, als Macht: *Zweytens*: eine Beziehung dieser Macht auf unser physisches Widerstehungsvermögen: *Drittens*: eine Beziehung derselben auf unsre moralische Person.

6: Herkules da A.

Das Erhabene ist also die Wirkung dreyer auf einander folgender Vorstellungen: 1) einer objektiven physischen Macht, 2) unsrer subjektiven physischen Ohnmacht 3) unsrer subjektiven moralischen Uebermacht. Ob aber gleich bey jeder Vorstel'lung des Erhabenen diese drey 349
Bestandstücke wesentlich und nothwendig sich vereinigen müssen, so ist es dennoch zufällig, wie wir zu der Vorstellung derselben gelangen, und darauf gründet sich nun ein zweyfacher Hauptunterschied des Erhabenen der Macht.

1.

Entweder wird bloß ein Gegenstand als Macht, die objektive Ursache des Leidens, aber nicht das Leiden selbst in der Anschauung gegeben, und es ist das urtheilende Subjekt, welches die Vorstellung des Leidens in sich erzeugt, und den gegebenen Gegenstand, durch Beziehung auf den Erhaltungstrieb, in ein Objekt der Furcht, und, durch Beziehung auf seine moralische Person, in ein Erhabnes verwandelt.

2.

Oder ausser dem Gegenstand als Macht wird zugleich seine Furchtbarkeit für den Menschen, das Leiden selbst objektiv vorgestellt, und dem beurtheilenden Subjekt bleibt nichts übrig, als die Anwendung davon auf seinen moralischen Zustand zu machen, und aus dem Furchtbaren das Erhabene zu erzeugen.

Ein Objekt der ersten Klasse ist *kontemplativ=*, ein Objekt der zweyten *pathetischerhaben*.

I. 350

Das Kontemplativerhabene der Macht.

Gegenstände welche uns weiter nichts als eine Macht der Natur zeigen, die der unsrigen weit überlegen ist, im übrigen aber es uns selbst anheim stellen, ob wir eine Anwendung davon auf unsern physischen Zustand oder auf unsre moralische Person machen wollen, sind bloß kontemplativerhaben. Ich nenne sie deßwegen so, weil sie das Gemüth nicht so gewaltsam ergreifen, daß es nicht in einem Zustand ruhiger Betrachtung dabey verharren könnte. Bey dem Kontemplativerhabenen kommt auf die Selbstthätigkeit des Gemüths das meiste an, weil von aussen nur Eine Bedingung gegeben wird, die zwey andern aber von dem Subjekt selbst erfüllt werden müssen. Aus

18: Menschen das A. — 22: *kontemplativ=* ein A.

diesem Grund ist das Kontemplativerhabene weder von so intensiv-starker noch von so ausgebreiteter Wirkung als das Pathetischerhabene. *Nicht von so ausgebreiteter*: weil nicht alle Menschen Einbildungskraft genug haben, um eine lebhafte Vorstellung der Gefahr in sich hervorzubringen, nicht alle selbstständige moralische Kraft genug haben, um einer solchen Vorstellung nicht lieber auszuweichen. *Nicht von so starker Wirkung*: weil die Vorstellung der Gefahr, auch wenn sie noch so lebhaft erweckt wird, in diesem Falle doch immer 351
freywillig ist, und das Gemüth leichter über eine Vorstellung Meister bleibt, die es selbstthätig erzeugte. Das Kontemplativerhabene verschafft daher einen geringern, aber auch weniger gemischten Genuß.

Die Natur giebt zum Kontemplativerhabenen nichts her, als einen Gegenstand als Macht, aus dem etwas furchtbares für die Menschheit zu machen, der Einbildungskraft überlassen bleibt. Je nachdem nun der Antheil groß oder klein ist, den die Phantasie an Hervorbringung dieses Furchtbaren hat, je nachdem sie ihr Geschäft aufrichtiger oder verdeckter verwaltet, muß auch das Erhabene verschieden ausfallen.

Ein Abgrund, der sich zu unsern Füßen aufthut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felsenmasse, die über uns herabhängt, als wenn sie eben niederstürzen wollte, ein Sturm auf dem Meere, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heißen Zone, reissende oder giftige Thiere, eine Ueberschwemmung u. d. gl. sind solche Mächte der Natur, gegen welche unser widerstehendes Vermögen für nichts zu rechnen ist, und die mit unsrer physischen Existenz doch im Widerspruche stehen. Selbst gewisse idealische Gegenstände wie 352
z. B. die *Zeit*, als eine Macht betrachtet, die still aber unerbittlich wirkt, die *Nothwendigkeit*, deren strengem Gesetze kein Naturwesen sich entziehen kann, selbst die moralische Idee der *Pflicht*, die sich nicht selten gegen unsre physische Existenz als eine feindliche Macht verhält, sind furchtbare Gegenstände, sobald die *Einbildungskraft* sie auf den Erhaltungstrieb bezieht; und sie werden erhaben, sobald die *Vernunft* sie auf ihre höchsten Gesetze anwendet. Weil aber in allen diesen Fällen die Phantasie erst das Furchtbare hinzuthut, und es ganz bey uns steht eine Idee zu unterdrücken, die unser eigenes Werk ist, so gehören diese Gegenstände in die Klasse des Kontemplativerhabenen.

23: Widerstehendes A.

Aber die Vorstellung der Gefahr hat hier doch einen realen Grund, und es bedarf bloß der einfachen Operation: die Existenz dieser Dinge mit unserer physischen Existenz in eine Vorstellung zu verknüpfen, so ist das Furchtbare da. Die Phantasie braucht aus ihrem eigenen Mittel nichts hinein zu legen, sondern sie hält sich nur an das, was ihr gegeben ist.

Aber nicht selten werden an sich gleichgültige Gegenstände der Natur, durch Dazwischenkunft der Phantasie, subjektiv in furchtbare 353
Mächte verwandelt, und es ist die Phantasie selbst, die das Furchtbare nicht bloß durch Vergleichung entdeckt, sondern es ohne einen hinreichenden objektiven Grund dazu zu haben, eigenmächtig erschafft. Dieß ist der Fall beym Ausserordentlichen und beym Unbestimmten.

Dem Menschen, im Zustand der Kindheit, wo die Einbildungskraft am ungebundensten wirkt, ist alles schreckhaft was ungewöhnlich ist. In jeder unerwarteten Erscheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen sein Daseyn gerüstet ist, und der Erhaltungstrieb ist sogleich geschäftig, dem Angriff zu begegnen. Der Erhaltungstrieb ist in dieser Periode sein unumschränkter Gebieter, und weil dieser Trieb ängstlich und feig ist, so ist die Herrschaft desselben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieser Epoche sich bildet, ist daher schwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen diesen feindseligen finstern Karakter. Man findet den Menschen früher bewaffnet als bekleidet, und sein erster Griff ist an das Schwerdt, wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küste führte, der Diana zu opfern, hat schwerlich einen 354
andern Ursprung als die Furcht; denn so verwildert ist nur der schiefgebildete, nicht der ungebildete Mensch, daß er gegen dasjenige wüthete, was ihm nicht schaden kann.

Diese Furcht vor allem, was ausserordentlich ist, verliert sich nun zwar im Zustand der Kultur, aber nicht so ganz, daß in der ästhetischen Betrachtung der Natur, wo sich der Mensch dem Spiel der Phantasie freywillig hingiebt, nicht eine Spur davon übrig bleiben sollte. Das wissen die Dichter sehr gut, und unterlassen daher nicht, das

29: schiefgebildete nicht A.

ausserordentliche wenigstens als ein Ingrediens des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit sind an sich sehr gleichgültige Dinge, die sich durch nichts als das Ausserordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen sie ein Gefühl des Schreckens, oder verstärken wenigstens den Eindruck desselben, und sind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grausen über das Höllenreich erfüllen will, so macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille desselben aufmerksam. Er nennt es loca nocte late tacentia ' weitschweigende 355
Gefilde der Nacht, domos vacuas Ditis et inania regna leere Behausungen und hohle Reiche des Pluto.

Bey den Einweihungen in die Mysterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren feyerlichen Eindruck gesehen, und dazu bediente man sich besonders auch des Stillschweigens. Eine tiefe Stille giebt der Einbildungskraft einen freyen Spielraum, und spannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen soll. Bey Uebungen der Andacht ist das Stillschweigen einer ganzen versammelten Gemeine ein sehr wirksames Mittel, der Phantasie einen Schwung zu geben und das Gemüth in eine feyerliche Stimmung zu setzen. Selbst der Volksaberglaube macht bey seinen Träumereyen davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Pallästen, die in Feenmährchen vorkommen, herrscht ein todtes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeschichte der bezauberten Wälder, daß nichts lebendiges sich darinn regt. Auch die Einsamkeit ist etwas furchtbares, sobald sie anhaltend und unfreiwillig ist, wie z. B. die Verbannung in eine unbewohnte Insel. Eine weitausgebreitete Wüste, ein einsamer, viele ' Meilen langer Wald, 356
das Herumirren auf der gränzenlosen See, sind lauter Vorstellungen, welche Grauen erregen, und in der Dichtkunst zum Erhabenen zu gebrauchen sind. Hier aber (bey der Einsamkeit) ist doch schon ein objektiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einsamkeit auch die Idee der Hülflosigkeit mit sich führt.

Noch weit geschäftiger beweißt sich die Phantasie, aus dem geheimen unbestimmten und undurchdringlichen einen Gegenstand des Schreckens zu machen. Hier ist sie eigentlich in ihrem Element,

denn da ihr die Wirklichkeit keine Gränzen setzt, und ihre Operationen auf keinen besondern Fall eingeschränkt werden, so steht ihr das weite Reich der Möglichkeiten offen. Daß sie sich aber gerade zum Schrecklichen hinneigt und von dem unbekannten mehr fürchtet als hofft, liegt in der Natur des Erhaltungstriebs, der sie leitet. Die Verabscheuung wirkt ungleich schneller und mächtiger als die Begierde, und daher kommt es, daß wir hinter dem Unbekannten mehr Schlimmes vermuthen, als Gutes erwarten.

Die Finsterniß ist schrecklich und eben darum zum Erhabenen tauglich. Sie ist aber nicht an sich selbst schrecklich, sondern weil 357
sie uns die Gegenstände verbirgt, und uns also der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert. Sobald die Gefahr deutlich ist, verschwindet ein großer Theil der Furcht. Der Sinn des Gesichts, der erste Wächter unsers Daseyns, versagt uns in der Dunkelheit seine Dienste, und wir fühlen uns der verborgenen Gefahr wehrlos bloß gestellt. Darum setzt der Aberglaube alle Geistererscheinungen in die Mitternachtstunde, und das Reich des Todes wird vorgestellt als ein Reich der ewigen Nacht. In den Dichtungen Homers, wo die Menschheit noch ihre natürlichste Sprache redet, wird die Dunkelheit als eins der größten Uebel dargestellt.

> Allda liegt das Land und die Stadt der cimmerischen Männer.
> Diese tappen beständig in Nacht und Nebel, und niemals
> Schauet stralend auf sie der Gott der leuchtenden Sonne,
> Sondern schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen.
>
> Odyßee eilfter Gesang.
>
> [V. 14—16 und 19. Aus der Voßischen Uebers.]

> „Jupiter, ruft der tapfre Ajax im Dunkel der Schlacht aus, befreye die Griechen von dieser Finsterniß. Laß es Tag werden, laß diese Augen sehen, und dann, wenn du willst, laß mich im 358
> Lichte fallen."
>
> Ilias. [XVII, 645—647.]

Auch das unbestimmte ist ein Ingrediens des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freyheit giebt, das Bild nach ihrem eigenen Gutdünken auszumahlen. Das bestimmte hingegen führt zu deutlicher Erkenntniß, und entzieht den Gegenstand dem willkührlichen Spiel der Phantasie, indem es ihn dem Verstand unterwirft.

Homers Darstellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß sie gleichsam in einem Nebel schwimmt, desto furchtbarer, und die Geistergestalten im Oßian sind nichts als luftige Wolkengebilde, denen die Phantasie nach Willkühr den Umriß giebt.

Alles was verhüllt ist, alles Geheimnißvolle, trägt zum Schrecklichen bey, und ist deßwegen der Erhabenheit fähig. Von dieser Art ist die Aufschrift, welche man zu Sais in Egypten über dem Tempel der Isis las. „Ich bin alles was ist, was gewesen ist, und was seyn wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleyer aufgehoben.“ — Eben dieses Ungewisse und Geheimnißvolle giebt den
Vorstellungen der Menschen von der Zukunft nach dem Tode etwas 359
grauenvolles; diese Empfindungen sind in dem bekannten Selbstgespräch Hamlets sehr glücklich ausgedrückt.

Die Beschreibung, die uns Tacitus von dem feyerlichen Aufzug der Göttin Hertha macht, wird durch das Dunkel, das er darüber verbreitet, furchtbar erhaben. Der Wagen der Göttinn verschwindet im Innersten des Waldes, und keiner von denen, die zu diesem geheimnißvollen Dienst gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauder fragt man sich, was das wohl seyn möge, welches dem der es sieht, das Leben kostet, quod tantum morituri vident.

Alle Religionen haben ihre Mysterien, welche ein heiliges Grauen unterhalten, und so wie die Majestät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligsten wohnet, so pflegt sich auch die Majestät der Könige mit Geheimniß zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Unterthanen durch diese künstliche Unsichtbarkeit in fortdauernder Spannung zu erhalten.

Dieß sind die vorzüglichsten Unterarten des Kontemplativerhabenen der Macht, und da sie in der moralischen Bestimmung des Menschen
gegründet sind, welche allen Menschen gemein ist, so ist man berechtigt, 360
eine Empfänglichkeit dafür bey allen menschlichen Subjekten vorauszusetzen, und der Mangel derselben kann nicht wie bey bloß sinnlichen Rührungen durch ein Spiel der Natur entschuldigt, sondern darf als eine Unvollkommenheit dem Subjekt zugerechnet werden. Zuweilen findet man das Erhabene der Erkenntniß mit dem Erhabenen der Macht verbunden, und die Wirkung ist um so größer, wenn nicht

2: schwimmt desto A. — 20: (Vgl. Theil 4, S. 293, 21.)

bloß das sinnliche Widerstehungsvermögen, sondern auch selbst das Darstellungsvermögen, an einem Objekt seine Schranken findet, und die Sinnlichkeit mit ihrer doppelten Foderung abgewiesen wird.

II.
Das Pathetischerhabene.

Wenn uns ein Gegenstand nicht bloß als Macht überhaupt, sondern zugleich als eine dem Menschen verderbliche Macht objektiv gegeben wird — wenn er also seine Gewalt nicht bloß *zeigt*, sondern sie wirklich feindlich *äußert*, so steht es der Einbildungskraft nicht
mehr frey, ihn ′ auf den Erhaltungstrieb zu beziehen, sondern sie 361
muß, sie wird objektiv dazu genöthigt. Wirkliches Leiden aber gestattet kein ästhetisches Urtheil, weil es die Freyheit des Geistes aufhebt. Also darf es nicht das urtheilende Subjekt seyn, an welchem der furchtbare Gegenstand seine zerstörende Macht beweißt d. i. wir dürfen nicht *selbst* sondern bloß *sympathetisch* leiden. Aber auch das sympathetische Leiden ist für die Sinnlichkeit schon zu angreifend, wenn das Leiden *ausser* uns Existenz hat. Der theilnehmende Schmerz überwiegt allen ästhetischen Genuß. Nur alsdann, wenn das Leiden entweder bloße Illusion und Erdichtung ist, oder (im Fall, daß es in der Wirklichkeit statt gefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, sondern der Einbildungskraft vorgestellt wird, kann es ästhetisch werden, und ein Gefühl des Erhabenen erregen. Die Vorstellung eines fremden Leidens, verbunden mit Affekt und mit dem Bewußtseyn unsrer innern moralischen Freyheit, ist *Pathetischerhaben*.

Die Sympathie oder der theilnehmende (mitgetheilte) Affekt ist keine freye Aeußerung unsers Gemüths, die wir erst selbstthätig in uns hervorbringen müßten, sondern eine unwillkührliche, durch das
Naturgesetz bestimmte, Affektion ′ des Gefühlvermögens. Es kommt 362
gar nicht auf unsern Willen an, ob wir das Leiden eines Geschöpfs mit empfinden wollen. Sobald wir eine Vorstellung davon haben, *müssen* wir es. Die *Natur*, nicht unsre *Freyheit* handelt, und die Gemüthsbewegung eilt dem Entschluß zuvor.

Sobald wir also objektiv die Vorstellung eines Leidens erhalten,

so muß, vermöge des unveränderlichen Naturgesetzes der Sympathie,
in uns selbst ein Nachgefühl dieses Leidens erfolgen. Dadurch machen
wir es gleichsam zu dem unsrigen. *Wir leiden mit.* Nicht bloß
die theilnehmende Betrübniß, das Gerührtseyn über fremdes Unglück,
heißt *Mitleiden*, sondern jeder traurige Affekt ohne Unterschied,
den wir einem andern nachempfinden; also giebt es so viele Arten
des Mitleidens, als es verschiedene Arten des ursprünglichen Leidens
giebt: mitleidende Furcht, mitl. Schrecken, mitl. Angst, mitl. Entrüstung, mitl. Verzweiflung.

Wenn aber das Affekt erregende (oder Pathetische) einen Grund
des Erhabenen abgeben soll, so darf es nicht bis zum wirklichen
Selbstleiden getrieben werden. Auch mitten im heftigsten Affekt
müssen wir uns von dem selbstleidenden Subjekt *unterscheiden*,
denn es ist um die Freyheit des Geistes geschehen, sobald die Täuschung 363
sich in völlige Wahrheit verwandelt.

Wird das Mitleiden zu einer solchen Lebhaftigkeit erhöht, daß wir uns mit dem Leidenden ernstlich verwechseln, so beherrschen wir den Affekt nicht mehr, sondern er beherrscht uns. Bleibt hingegen die Sympathie in ihren ästhetischen Gränzen, so vereinigt sie zwey Hauptbedingungen des Erhabenen: sinnlichlebhafte Vorstellung des Leidens mit dem Gefühl eigner Sicherheit verbunden.

Aber dieses Gefühl der Sicherheit bey der Vorstellung fremder
Leiden ist ganz und gar nicht der *Grund* des Erhabenen, und überhaupt nicht die *Quelle* des Vergnügens, das wir aus dieser Vorstellung schöpfen. Erhaben wird das Pathetische bloß allein durch das
Bewußtseyn unsrer moralischen, nicht unsrer physischen Freyheit. Nicht
weil wir uns durch unser gutes Geschick diesem Leiden entzogen sehen
(denn da würden wir noch immer einen sehr schlechten Gewährsmann
für unsre Sicherheit haben) sondern weil wir unser moralisches Selbst
der Kausalität dieses Leidens, nehmlich seinem Einfluß auf unsre
Willensbestimmung entzogen fühlen, *erhebt* es unser Gemüth und 364
wird *pathetisch* erhaben.

Es ist nicht schlechterdings nöthig, daß man die Seelenstärke wirklich in sich fühle, bey ernstlich eintretender Gefahr seine moralische Freyheit zu behaupten. Nicht von dem was *geschieht*, sondern von dem was geschehen *soll* und *kann*, ist hier die Rede; von unsrer

Bestimmung, nicht von unserm wirklichen Thun, von der Kraft, nicht von Anwendung derselben. Indem wir ein schwerbeladnes Frachtschiff im Sturm untergehen sehen, so können wir uns an der Stelle des Kaufmanns, dessen ganzer Reichthum hier von dem Wasser verschlungen wird, recht sehr unglücklich fühlen. Aber zugleich fühlen wir doch auch, daß dieser Verlust nur zufällige Dinge betrifft und daß es Pflicht ist, sich darüber zu erheben. Es kann aber nichts Pflicht seyn, was unerfüllbar ist, und was geschehen soll, muß nothwendig geschehen können. Daß wir uns aber über einen Verlust hinwegsetzen können, der uns als Sinnenwesen mit Recht so empfindlich ist, beweißt ein Vermögen in uns, welches nach ganz andern Gesetzen handelt, als das sinnliche, und mit dem Naturtrieb nichts gemein hat. Erhaben aber ist alles, was dieses Vermögen in uns zum Bewußtseyn bringt.

'Man kann sich also recht gut sagen, daß man den Verlust 365
dieser Güter nichts weniger als gelassen ertragen werde, dieses hindert das Gefühl des Erhabenen gar nicht — wenn man nur fühlt, daß man sich darüber hinwegsetzen sollte und daß es Pflicht ist, ihnen keinen Einfluß auf die Selbstbestimmung der Vernunft zu gestatten. Wer freylich auch nicht einmal dafür Sinn hat; an dem ist alle ästhetische Kraft des Großen und Erhabenen verloren.

Es erfodert also doch wenigstens eine Fähigkeit des Gemüths, sich seiner Vernunftbestimmung bewußt zu werden, und eine Empfänglichkeit für die Idee der Pflicht, wenn man auch gleich die Schranken erkennt, welche die schwache Menschheit ihrer Ausübung setzen dürfte. Es würde überhaupt um das Wohlgefallen am Guten sowohl als am Erhabenen mißlich stehen, wenn man nur Sinn für das haben könnte, was man selber erreicht hat oder zu erreichen sich zutraut. Aber es ist ein achtungswerther Karakterzug der Menschheit, daß sie sich wenigstens in ästhetischen Urtheilen zu der guten Sache bekennt, auch wenn sie gegen sich selbst sprechen müßte, und daß sie den reinen Ideen der Vernunft in der Empfindung wenigstens huldigt, wenn sie gleich nicht immer Stärke genug hat, wirklich darnach zu handeln.

'Zum Pathetischerhabenen werden also zwey Hauptbedin- 366
gungen erfodert. Erstlich eine lebhafte Vorstellung des Leidens,

1: Bestimmung nicht A.

um den mitleidenden Affekt in der gehörigen Stärke zu erregen. *Zweytens* eine Vorstellung des *Widerstandes* gegen das Leiden, um die innre Gemüthsfreyheit ins Bewußtseyn zu rufen. Nur durch das erste wird der Gegenstand *pathetisch*, nur durch das zweyte wird das pathetische zugleich *erhaben*.

Aus diesem Grundsatz fließen die beiden Fundamentalgesetze aller tragischen Kunst. Diese sind *erstlich*: Darstellung der leidenden Natur; *zweytens*: Darstellung der moralischen Selbstständigkeit im Leiden.

Ueber das Pathetische.

Darstellung des Leidens — als bloßen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zweck ist sie derselben äusserst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen und die tragische Kunst insbesondere bewerkstelligt dieses dadurch, daß sie uns die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustand des Affekts versinnlicht. Nur der Widerstand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das freye 367
Princip in uns kenntlich; der Widerstand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geschätzt werden. Soll sich also die *Intelligenz* im Menschen als eine, von der Natur unabhängige, Kraft offenbaren, so muß die Natur ihre ganze Macht erst vor unsern Augen bewiesen haben. Das *Sinnenwesen* muß tief und heftig *leiden*; Pathos muß da seyn, damit das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kund thun und sich *handelnd* darstellen könne.

Man kann niemals wissen, ob die *Fassung des Gemüths* eine Wirkung seiner moralischen Kraft ist, wenn man nicht überzeugt worden ist, daß sie keine Wirkung der Unempfindlichkeit ist. Es ist keine Kunst, über Gefühle Meister zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig bestreichen, aber in einem Sturm, der die ganze sinnliche Natur aufregt, seine Gemüthsfreyheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerstandes, das über alle Natur=

A: Neue Thalia, Bd. 3, S. 366—394 und 4, S. 52—73. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 3 (1801), S. 310—372. — b: Dieselben, anderer Druck. — K: Werke 1813. 8, 1, 99 ff. — W: Werke 1844. 10, 68 ff. — M: Werke 1860. 11, 361 ff. — 9: (Ueberschrift fehlt A.) — 12: äußerst B b.

macht unendlich erhaben ist. Man gelangt also zur Darstellung der moralischen Freyheit nur durch die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, und der tragische Held muß sich erst als empfindendes Wesen bey uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftwesen huldigen, und an seine Seelenstärke glauben.

Pathos ist also die erste und unnachlaßliche Foderung an den 368
tragischen Künstler, und es ist ihm erlaubt, die Darstellung des Leidens so weit zu treiben, als es, *ohne Nachtheil für seinen letzten Zweck*, ohne Unterdrückung der moralischen Freyheit, geschehen kann. Er muß gleichsam seinem Helden oder seinem Leser die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es sonst immer problematisch bleibt, ob sein Widerstand gegen dasselbe eine Gemüthshandlung (etwas *positives*) und nicht vielmehr bloß etwas *negatives* und ein Mangel ist.

Dieß letztere ist der Fall bey dem Trauerspiel der ehemaligen Franzosen, wo wir höchst selten oder nie die *leidende Natur* zu Gesicht bekommen, sondern meistens nur den kalten, deklamatorischen Poeten oder auch den auf den Stelzen gehenden Komödianten sehen. Der frostige Ton der Deklamation erstickt alle wahre Natur, und den französischen Tragikern macht es ihre angebetete *Dezenz* vollends ganz unmöglich, die Menschheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die *Dezenz* verfälscht überall, auch wenn sie an ihrer rechten Stelle ist, den Ausdruck der Natur, und doch fodert diesen die Kunst unnachlaßlich. Kaum können wir es einem französischen Trauerspielhelden glauben, daß er *leidet*, denn er läßt sich über seinen Gemüths- 369
zustand heraus wie der ruhigste Mensch, und die unaufhörliche Rücksicht auf den Eindruck, den er auf andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in sich ihre Freyheit zu lassen. Die Könige, Prinzeßinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren *Rang* auch im heftigsten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre *Menschheit* als ihre *Würde* aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, die sich mit samt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders sind die *Griechen* und diejenigen unter den

6: unnachläßliche K W M. (Vgl. Z. 24 und oben S. 92, 29.) — Forderung K W M (und so immer: fordern u. s. w.). — 12–13: Gemüthshandlung, etwas *positives*, Vb. — 18: auf Stelzen Vb K W M. — 23–24: unnachlaßlich] (Vgl. 6.) — 28–29: Prinzessinnen, Vb.

Neuern, die in ihrem Geiste gedichtet haben. Nie schämt sich der Grieche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und ist dennoch sicher, daß er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verstand läßt ihn das Zufällige, das der schlechte Geschmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterscheiden; alles aber, was nicht Menschheit ist, ist zufällig an dem Menschen. Der Griechische Künstler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzustellen hat, weiß von keiner Prinzeßin, keinem König und keinem Königsohn; er hält sich nur an den Menschen. Deßwegen wirft ' der weise Bildhauer die Bekleidung weg, und zeigt 370
uns bloß nackende Figuren; ob er gleich sehr gut weiß, daß dieß im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider sind ihm etwas zufälliges, dem das nothwendige niemals nachgesetzt werden darf, und die Gesetze des Anstands oder des Bedürfnisses sind nicht die Gesetze der Kunst. Der Bildhauer soll und will uns den *Menschen* zeigen, und Gewänder verbergen denselben; also verwirft er sie mit Recht.

Eben so wie der griechische Bildhauer die unnütze und hinderliche Last der Gewänder hinwegwirft, um der *menschlichen Natur* mehr Platz zu machen, so entbindet der griechische Dichter seine Menschen von dem eben so unnützen und eben so hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen frostigen Anstandsgesetzen, die an dem Menschen nur künsteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur spricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unserm Herzen in der homerischen Dichtung und in den Tragikern: alle Leidenschaften haben ein freyes Spiel, und die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden sind für alle Leiden der Menschheit so gut empfindlich als andere, und eben das macht sie zu Helden, daß sie das Leiden stark und innig fühlen, und ' doch nicht davon über- 371
wältigt werden. Sie lieben das Leben so feurig wie wir andern, aber diese Empfindung beherrscht sie nicht so sehr, daß sie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menschlichkeit es fodern. Philoktet erfüllt die griechische Bühne mit seinen Klagen, selbst der wüthende Herkules unterdrückt seinen Schmerz nicht. Die zum Opfer bestimmte Iphigenia gesteht mit rührender Offenheit, daß sie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen scheide. Nirgends sucht

7: griechische B b. — 8: Prinzessin, B b. — 9: Königssohn; W M.

der Grieche in der Abstumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden seinen Ruhm, sondern in *Ertragung* desselben bey allem Gefühl für dasselbe. Selbst die Götter der Griechen müssen der Natur einen Tribut entrichten, sobald sie der Dichter der Menschheit näher bringen will. Der verwundete *Mars* schreyt vor Schmerz so laut auf, wie zehentausend Mann, und die von einer Lanze gerizte Venus steigt *weinend* zum Olymp, und verschwört alle Gefechte.

Diese zarte Empfindlichkeit für das Leiden, diese warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechischen Kunstwerken so tief und lebendig rührt, ist ein Muster der Nachahmung für alle Künstler, und ein Gesetz, das der Griechische Genius der Kunst ' vorgeschrieben hat. Die erste Foderung an den 372
Menschen macht immer und ewig die *Natur*, welche niemals darf abgewiesen werden; denn der Mensch ist — ehe er etwas anders ist — ein empfindendes Wesen. Die zweite Foderung an ihn macht die *Vernunft*, denn er ist ein vernünftig empfindendes Wesen, eine moralische Person, und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht über sich herrschen zu lassen, sondern sie zu beherrschen. Erst alsdann, wenn *erstlich* der *Natur* ihr Recht ist angethan worden, und wenn *zweytens* die *Vernunft* das ihrige behauptet hat, ist es dem *Anstand* erlaubt, die *dritte* Foderung an den Menschen zu machen, und ihm, im Ausdruck, sowohl seiner Empfindung als seiner Gesinnungen, Rücksicht gegen die Gesellschaft aufzulegen, und sich — als ein *civilisirtes* Wesen zu zeigen.

Das erste Gesetz der tragischen Kunst war Darstellung der leidenden Natur. Das zweyte ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, ist etwas gleichgültiges, und die Darstellung desselben würde, für sich allein betrachtet, ohne allen ästhetischen Werth seyn; denn, um es noch einmal zu wiederhohlen, ' nichts 373
was bloß die sinnliche Natur angeht, ist der Darstellung würdig. Daher sind nicht nur alle bloß erschlaffende (schmelzende) Affekte, son-

6: zehntausend B b. — geritzte B b. — 11: ein Gesetz das A. — 19: NATUR A B b. — worden und A. — 20: VERNUNFT A B b. — 20–21: ANSTAND A B b. — 21: erlaubt die A. — 23: und sich] um sich K. — 30: wiederholen, B b. — 32: erschlaffenden (schmelzenden) W M.

dern überhaupt auch alle höchsten Grade von was für Affekten es auch sey, unter der Würde tragischer Kunst.

Die schmelzenden Affekte, die bloß zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die schöne Kunst nichts zu thun hat. Sie ergötzen bloß den Sinn durch Auflösung oder Erschlaffung, und beziehen sich bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zustand des Menschen. Viele unsrer Romane und Trauerspiele, besonders der sogenannten Dramen (Mitteldinge zwischen Lustspiel und Trauerspiel) und der beliebten Familiengemählde gehören in diese Klasse. Sie bewirken bloß Ausleerungen des Thränensacks und eine wollüstige Erleichterung der Gefäße; aber der Geist geht leer aus, und die edlere Kraft im Menschen wird ganz und gar nicht dadurch gestärkt. Eben so, sagt Kant, fühlt sich Mancher durch eine Predigt erbaut, wobey doch gar nichts in ihm aufgebaut worden ist. Auch die Musik der Neuern scheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und schmeichelt dadurch dem herrschenden Geschmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht ' kräftig 374
gerührt, nicht erhoben seyn will. Alles schmelzende wird daher vorgezogen, und wenn noch so großer Lerm in einem Concertsaal ist, so wird plötzlich alles Ohr, wenn eine schmelzende Passage vorgetragen wird. Ein bis ins thierische gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Augen schwimmen, der offene Mund ist ganz Begierde, ein wollüstiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem ist schnell und schwach, kurz alle Symptome der Berauschung stellen sich ein: zum deutlichen Beweise, daß die Sinne schwelgen, der Geist aber oder das Princip der Freyheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird. * Alle diese Rührungen, sage ich, sind ' durch einen 375

* Ich kann hier nicht unbemerkt lassen (wie sehr ich es auch dadurch mit dem Modegeschmack verderben mag), daß die beliebten Zeichnungen unsrer Angelika Kaufmann zu der nehmlichen Klasse d. i. zum bloß angenehmen zu rechnen sind,

1: Grade, B b. — 13: Kant,] (Critik der Urtheilskraft S. 122: Da glaubt sich nun mancher durch eine Predigt erbaut, in dem doch nichts aufgebauet (kein System guter Maximen) ist, oder durch ein Trauerspiel gebessert, der blos über glücklich vertriebene lange Weile froh ist.) — 17: gekitzelt nicht A B b. — 18: gerührt nicht A. — 19: Lärm B. — 21: Thierische B. — 28: Rührungen sage A b. — 29 ff.: (Die Anmerkung fehlt in B b.)

edeln und männlichen Geschmack von der Kunst ausgeschlossen, weil sie bloß allein dem *Sinne* gefallen, mit dem die Kunst nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite sind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeschlossen, die den Sinn bloß *quälen*, ohne zugleich den Geist dafür zu entschädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreyheit durch *Schmerz* nicht weniger als jene durch *Wollust* und können deßwegen bloß Verabscheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunst würdig wäre. Die Kunst muß den Geist ergötzen und der Freyheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, ist bloß ein gequältes Thier, kein leidender Mensch mehr; denn von dem ' Menschen wird schlechterdings ein moralischer Widerstand gegen das 376
Leiden gefodert, durch den allein sich das Princip der Freyheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos, durch die bloße *sinnliche* Kraft des Affekts und die höchstlebendigste Schilderung des Leidens, zu erreichen glauben. Sie vergessen, daß das Leiden selbst nie der *lezte Zweck* der Darstellung und nie die *unmittelbare* Quelle des Vergnügens seyn kann, das wir am tragischen empfinden. Das Pathetische ist nur ästhetisch, in so fern es erhaben ist. Wirkungen aber, welche bloß auf eine sinnliche Quelle schließen lassen, und bloß in der Affektion des Gefühlvermögens gegründet sind, sind niemals erhaben, wieviel Kraft sie auch verrathen mögen: denn alles Erhabene stammt *nur* aus der Vernunft.

Eine Darstellung der bloßen Paßion (sowohl der wollüstigen als der peinlichen) ohne Darstellung der übersinnlichen Widerstehungskraft

und sich selten oder nie zum Schönen erheben. Weit mehr hat es die Künstlerinn auf unsern *Sinn* als auf unsern *Geschmack angelegt*, und sie verfehlt lieber die Wahrheit, vernachläßigt lieber die Zeichnung, opfert lieber ' die Kraft auf, 375
als daß sie dem weichlichen Sinn durch eine etwas harte oder auch nur kühne Andeutung wahrer Natur zu nahe treten sollte. Eben so ist die Magie des Kolorits und der Schattierung oft *bloß angenehme* Kunst, und man darf sich daher nicht wundern, wenn der *erste Blick* und der *große Haufe* vorzüglich dadurch gewonnen werden; denn der Sinn urtheilt immer *zuerst* auch bey dem Kenner, und er urtheilt *allein* bey dem Nichtkenner.

19: *lezte* B b. — 20: Tragischeu B b. — 26: Passion B b. — 27: übersinnlicheu b.

heißt *gemein*, das Gegentheil heißt *edel*. *Gemein* und *edel* sind
Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf
den ' Antheil oder Nichtantheil der übersinnlichen Natur des Menschen 377
an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist *edel*
als was aus der Vernunft quillt; alles was die Sinnlichkeit für sich
hervorbringt, ist *gemein*. Wir sagen von einem Menschen, er handle
gemein, wenn er bloß den Eingebungen seines sinnlichen Triebes
folgt, er handle *anständig*, wenn er seinem Trieb nur mit Rück-
sicht auf Gesetze folgt, er handle *edel*, wenn er bloß der Ver-
nunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe folgt. Wir nennen eine Ge-
sichtsbildung *gemein*, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch
gar nichts kenntlich macht, wir nennen sie *sprechend*, wenn der
Geist die Züge bestimmte, und *edel*, wenn ein reiner Geist die Züge
bestimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur *gemein*, wenn es
uns keine andre als physische Zwecke zeigt; wir nennen es *edel*,
wenn es, unabhängig von allen physischen Zwecken, zugleich Dar-
stellung von Ideen ist.

Ein guter Geschmack also, sage ich, gestattet keine, wenn gleich
noch so kraftvolle Darstellung des Affekts, die bloß physisches Leiden
und physischen Widerstand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Mensch-
heit, die Gegenwart eines übersinnlichen Vermögens, sichtbar zu ma-
chen — und ' zwar aus dem schon entwickelten Grunde, weil nie 378
das Leiden an sich, nur der Widerstand gegen das Leiden pathetisch
und der Darstellung würdig ist. Daher sind alle absolut höchsten
Grade des Affekts dem Künstler sowohl als dem Dichter untersagt;
denn alle unterdrücken die innerlich widerstehende Kraft, oder setzen
vielmehr die Unterdrückung derselben schon voraus, weil kein Affekt
seinen absolut höchsten Grad erreichen kann, solange die Intelligenz
im Menschen noch einigen Widerstand leistet.

Jetzt entsteht die Frage: wodurch macht sich diese übersinnliche
Widerstehungskraft in einem Affekte kenntlich? Durch nichts anders,
als durch Beherrschung oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des
Affekts. Ich sage des *Affekts*, denn auch die Sinnlichkeit kann
kämpfen, aber das ist kein Kampf mit dem Affekt, sondern mit der
Ursache, die ihn hervorbringt — kein moralischer sondern ein physi-

9: auf Gesetze] an Gesetze K. — 15: andern W M. — 35: moralischer, B.

scher Widerstand, den auch der Wurm äußert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deßwegen Pathos zu erregen. Daß der leidende Mensch seinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, daß er seinen Feind zu entfernen, daß er das leidende Glied in Sicherheit zu bringen suchte, hat er mit jedem Thiere gemein, und schon der In'stinkt übernimmt dieses, ohne erst bey seinem 379
Willen anzufragen. Das ist also noch kein Aktus seiner Humanität, das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals sich selbst bekämpfen.

Der Kampf mit dem Affekt hingegen ist ein Kampf mit der Sinnlichkeit, und setzt also etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterschieden ist. Gegen das Objekt· das ihn leiden macht, kann sich der Mensch mit Hülfe seines Verstandes und seiner Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden selbst hat er keine andre Waffen als Ideen der Vernunft.

Diese müssen also in der Darstellung vorkommen, oder durch sie erweckt werden, wo Pathos statt finden soll. Nun sind aber Ideen im eigentlichen Sinn und positiv nicht darzustellen, weil ihnen nichts in der Anschauung entsprechen kann. Aber negativ und indirekt sind sie allerdings darzustellen, wenn in der Anschauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens aufsuchen. Jede Erscheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann abgeleitet werden, ist eine indirekte Darstellung des Uebersinnlichen.

'Wie gelangt nun die Kunst dazu, etwas vorzustellen, was über 380
der Natur ist, ohne sich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erscheinung muß das seyn, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn sonst wäre sie keine Erscheinung) und dennoch ohne Widerspruch aus physischen Ursachen nicht kann hergeleitet werden? Dieß ist die Aufgabe; und wie lößt sie nun der Künstler?

Wir müssen uns erinnern, daß die Erscheinungen, welche im Zustand des Affekts an einem Menschen können wahrgenommen werden, von zweyerley Gattung sind. Entweder es sind solche, die ihm bloß als Thier angehören und als solche bloß dem Naturgesetz folgen, ohne daß sein Wille sie beherrschen oder überhaupt die selbstständige

14: andern W M. — 17: Statt B. — 30: lößt B b. — 32–33: werden von A b.

Kraft in ihm unmittelbaren Einfluß darauf haben könnte. Der Instinkt erzeugt sie unmittelbar und blind gehorchen sie seinen Gesetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens, und die ganze Oberfläche der Haut. Aber auch diejenigen Werkzeuge die dem Willen unterworfen sind, warten nicht immer die Entscheidung des Willens ab; sondern der Instinkt sezt sie oft unmittelbar in Bewegung, da besonders, wo dem physischen Zustand Schmerz oder Gefahr droht. So steht ' zwar unser Arm unter der 381
Herrschaft des Willens, aber wenn wir unwissend etwas heisses angreifen, so ist das Zurückziehen der Hand gewiß keine Willenshandlung, sondern der Instinkt allein vollbringt sie. Ja noch mehr. Die Sprache ist gewiß etwas, was unter der Herrschaft des Willens steht, und doch kann auch der Instinkt sogar über dieses Werkzeug und Werk des Verstandes nach seinem Gutdünken disponiren, ohne erst bey dem Willen anzufragen, sobald ein großer Schmerz oder nur ein starker Affekt uns überrascht. Man lasse den gefaßtesten Stoiker auf einmal etwas höchst wunderbares oder unerwartet schreckliches erblicken; man lasse ihn dabey stehen, wenn jemand ausglitscht und in einen Abgrund fallen will, so wird ein lauter Ausruf und zwar kein bloß unartikulirter Ton, sondern ein ganz bestimmtes Wort, ihm unwillkührlich entwischen und die *Natur* in ihm wird früher als der *Wille* gehandelt haben. Dieß dient also zum Beweis, daß es Erscheinungen an dem Menschen giebt, die nicht seiner Person als Intelligenz sondern bloß seinem Instinkt als einer Naturkraft können zugeschrieben werden.

Nun giebt es aber auch *zweytens* Erscheinungen an ihm, die unter dem Einfluß und unter ' der Herrschaft des Willens stehen, oder die man wenigstens als solche betrachten kann, die der Wille 382
hätte *verhindern können*; welche also die Person und nicht der *Instinkt* zu verantworten hat. Dem Instinkt kommt es zu, das Interesse der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu besorgen, aber der Person kommt es zu, den Instinkt durch Rücksicht auf Gesetze zu beschränken. Der Instinkt achtet an sich selbst auf kein Gesetz, aber die Person hat dafür zu sorgen, daß den Vorschriften der Vernunft durch keine Handlung des Instinkts Eintrag geschehe. Soviel ist also gewiß, daß der Instinkt allein nicht alle Erscheinungen am Menschen im

5: Werkzeuge, Bb. — 6: sezt Bb. — 9: heißes B. — 23: Intelligenz, B.

Affekt unbedingter weise zu bestimmen hat, sondern daß ihm durch den Willen des Menschen eine Grenze gesetzt werden kann. Bestimmt der Instinkt allein alle Erscheinungen am Menschen, so ist nichts mehr vorhanden, was an die Person erinnern könnte, und es ist bloß ein Naturwesen, also ein Thier, was wir vor uns haben; denn Thier heißt jedes Naturwesen unter der Herrschaft des Instinkts. Soll also die Person dargestellt werden, so müssen einige Erscheinungen am Menschen vorkommen, die entweder gegen den Instinkt oder doch nicht durch den Instinkt bestimmt worden sind. Schon daß sie nicht durch den Instinkt bestimmt wurden, ist hinreichend, uns ' auf 383
eine höhere Quelle zu leiten, sobald wir nur einsehen, daß der Instinkt sie schlechterdings hätte anders bestimmen müssen, wenn seine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jetzt sind wir im Stande, die Art und Weise anzugeben, wie die übersinnliche selbstständige Kraft im Menschen, sein moralisches Selbst, im Affekt zur Darstellung gebracht werden kann. — Dadurch nehmlich, daß alle bloß der Natur gehorchende Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigstens unter gewissen Umständen nicht disponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen — diejenigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Instinkts entzogen sind, und dem Naturgesetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieses Leidens zeigen, also in einem gewissen Grad frey erscheinen. An dieser Disharmonie nun zwischen denjenigen Zügen, die der animalischen Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwischen denen, die der selbstthätige Geist bestimmt, erkennt man die Gegenwart eines übersinnlichen Princips im Menschen, welches den Wirkungen der Natur eine Gränze setzen kann, und sich also eben dadurch als von derselben unterschieden kenntlich macht. Der bloß ' thierische Theil 384
des Menschen folgt dem Naturgesetz, und darf daher von der Gewalt des Affekts unterdrückt erscheinen. An diesem Theil also offenbart sich die ganze Stärke des Leidens, und dient gleichsam zum Maaß, nach welchem der Widerstand geschäzt werden kann; denn man kann

2: unbedingterweise B. — 3: Gränze B. — 5: blos Naturwesen, K. — 17: gehorchenden WM. — 23: frey scheinen. K. — 25: denen die A b. — 32: Maß, B. — 33: geschäzt B b.

die Stärke des Widerstandes, oder die moralische Macht in dem Menschen, nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je entscheidender und gewaltsamer nun der Affekt in dem Gebiet der Thierheit sich äußert, ohne doch im Gebiet der Menschheit dieselbe Macht behaupten zu können, desto mehr wird diese letztere kenntlich, desto glorreicher offenbart sich die moralische Selbstständigkeit des Menschen, desto pathetischer ist die Darstellung und desto erhabener das Pathos.*

'In den Bildsäulen der Alten findet man diesen ästhetischen 385
Grundsatz anschaulich gemacht, aber es ist schwer, den Eindruck, den der sinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu bringen, und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und seiner Kinder ist ohngefähr ein Maaß für das, was die bildende Kunst der Alten im Pathetischen zu leisten vermochte. „Laokoon, sagt uns Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst (S. 699 der Wiener Quartausgabe), ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke ' des Geistes gegen den- 386
selben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausdruks

* Unter dem Gebiet der Thierheit begreife ich das ganze System derjenigen Erscheinungen am Menschen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes stehen und ohne Voraussetzung einer Freyheit des Willens vollkommen erklärbar sind; unter dem Gebiet der Menschheit aber diejenigen, welche ihre Gesetze von der Freyheit empfangen. Mangelt nun bey einer Darstellung der Affekt im Gebiet der Thierheit, so läßt uns dieselbe kalt; herrscht er hingegen 'im Gebiet der Menschheit, so ekelt sie uns an und empört. Im Gebiet der 385
Thierheit muß der Affekt jederzeit unaufgelößt bleiben, sonst fehlt das Pathetische; erst im Gebiet der Menschheit darf sich die Auflösung finden. Eine leidende Person, klagend und weinend vorgestellt, wird daher nur schwach rühren, denn Klagen und Thränen lösen den Schmerz schon im Gebiet der Thierheit auf. Weit stärker ergreift uns der verbissene stumme Schmerz, wo wir bey der Natur keine Hülfe finden, sondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, unsre Zuflucht nehmen müssen; und eben in dieser Hinweisung auf das Uebersinnliche liegt das Pathos und die tragische Kraft.

4: äußert ohne A. — 13: ungefähr W M. — 15 ff.: (Schiller hat den Text der Wiener Ausgabe nicht buchstäblich treu wiedergegeben. — 18: suchet; Wi. — 20: erhebet W i. — 21: Othem, Wi. — Ausbruchs Wi, Ausdrucks B b. — 29: unaufgelöst B b.

der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich und den Odem an sich ziehet, erschöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zum Vater wenden und um Hülfe schreyen; denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Duft auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreyend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischet, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwellen macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüßen of'fenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz 387
und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Wahrheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, so drücket das Sträuben gegen denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beynahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgießet, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum

[2]: in sich, Wi. — Othem Wi. — zieht, Wi. — [3]: erschöpfet Wi. — machet Wi. — [6]: zu ihrem Vater wenden, Wi. — [7]: schreyen: Wi. — offenbaret Wi. — [8]: Dufte Wi. — [9]: klagend aber A B b. — [11]: Wehmuth, Wi. — derselben: B b. — [14—15]: dieselbe schwülstig macht, Wi. — [16]: Nüssen Wi. (So schon die Dresdener Ausgabe. Das Wort kömmt auch in der Beschreibung des Apollo im Belvedere vor, Dresdener Ausg. II, 349, Wiener II, 815: 'Der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüssen seiner Nase.' In der Ausgabe von H. Meyer und J. Schulze beidemale: 'Nüstern.') Nüstern W (1835. 1840. 1844) M. — [17]: vereiniget, Wi. — Wahrheit] Weisheit Wi. — [18]: gebildet: Wi. — Augenbrauen K. — [19]: treibet, Wi. — wider denselben Wi. — [20]: niederwärts, Wi. — [21]: bedecket Wi. — [23]: gesuchet: Wi. — [24]: geleget Wi. — zeiget Wi. — [25]: wütenden Wi. — ihren Gift Wi. — [26]: diejenige welche A.

Herzen am heftigsten zu leiden scheint. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe, ja die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut."

Wie wahr und fein ist in dieser Beschreibung der Kampf der Intelligenz mit dem Leiden der sinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erscheinungen angegeben, in denen sich Thierheit und Menschheit, Naturzwang und Vernunftfreyheit offenbaren! Virgil schilderte bekanntlich denselben Auftritt in seiner Aeneis, ' aber es 388 lag nicht in dem Plan des epischen Dichters, sich bey dem Gemüthszustand des Laokoon, wie der Bildhauer thun mußte, zu verweilen. Bey dem Virgil ist die ganze Erzählung bloß Nebenwerk, und die Absicht, wozu sie ihm dienen soll, wird hinlänglich durch die bloße Darstellung des Physischen erreicht, ohne daß er nöthig gehabt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu lassen, da er uns nicht sowohl zum Mitleid bewegen als mit Schrecken durchdringen will. Die Pflicht des Dichters war also in dieser Hinsicht bloß negativ, nehmlich die Darstellung der leidenden Natur nicht soweit zu treiben, daß aller Ausdruck der Menschheit oder des moralischen Widerstandes dabey verloren gieng, weil sonst Unwille und Abscheu unausbleiblich erfolgen müßten. Er hielt sich daher lieber an Darstellung der Ursache des Leidens, und fand für gut, sich umständlicher über die Furchtbarkeit der beiden Schlangen und über die Wuth, mit der sie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen desselben zu verbreiten. An diesen eilt er nur schnell vorüber, weil ihm daran liegen mußte, die Vorstellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeschwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Person soviel wissen lassen, als der Bildhauer, so ' würde nicht mehr die strafende Gottheit, sondern der leidende 389 Mensch der Held in der Handlung gewesen seyn, und die Episode ihre Zweckmäßigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die Virgilische Erzählung schon aus Leßings vortreflichem Kommentar. Aber die Absicht, wozu Leßing sie gebrauchte,

1: scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genennet werden. Wi. — 1–2: erheben um A B b. — 2: Ruhe: Wi. — 3: Meißelstreiche Wi. — erstarreten Wi. — 14: lassen; B b. — 29: seyn und A. — 31: Virgil'sche K. — Lessings B b. — 31–32: vortrefflichem B b. — 32: Lessing B b.

war bloß, die Gränzen der poetischen und mahlerischen Darstellung an diesem Beyspiel anschaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetischen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck scheint sie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, sie in dieser Hinsicht noch einmal zu durchlaufen.

Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
(horresco referens) immensis orbibus angues
incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
sanguineae exsuperant undas, pars caetera pontum
pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
ardenteis oculos suffecti sanguine et igni,
sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erste von den drey oben angeführten Bedingungen des Erhabenen der Macht ist hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nehm- 390
lich, die zur Zerstörung bewaffnet ist, und jedes Widerstandes spottet. Daß aber dieses Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwey verschiedenen Operationen des Gemüths, d. i. auf zwey Vorstellungen, die wir selbstthätig in uns erzeugen. Indem wir erstlich diese unwiderstehliche Naturmacht mit dem schwachen Widerstehungsvermögen des physischen Menschen zusammenhalten, erkennen wir sie als furchtbar, und indem wir sie zweytens auf unsern Willen beziehen und uns die absolute Unabhängigkeit desselben von jedem Natureinfluß ins Bewußtseyn rufen, wird sie uns zu einem erhabenen Objekt. Diese beiden Beziehungen aber stellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit starker Macht bewaffneten und nach Aeusserung derselben strebenden Gegenstand. Wenn wir davor zittern, so geschieht es bloß, weil wir uns selbst oder ein uns ähnliches Geschöpf im Kampf mit demselben denken. Wenn wir uns bey diesem Zittern erhaben fühlen, so ist es, weil wir uns bewußt werden, daß wir, auch selbst als ein Opfer dieser Macht, für unser freies Selbst, für die Autonomie unserer

15—16: des Erhabenen, der Macht, KWM. — 20: Vorstellungen die A b. — 28: Aeußerung B b. — 33: freyes B b. — Autonomie W M.

Willensbestimmungen nichts zu fürchten haben würden. Kurz, ′ die 391
Darstellung ist bis hieher bloß kontemplativerhaben.

Diffugimus visu exsangues, illi agmine certo
Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar gegeben, und das Kontemplativerhabene geht ins Pathetische über. Wir sehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menschen in Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt bloß dem Grad nach verschieden. Der sympathetische Trieb schreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer schiessen los auf — uns, und alles Entrinnen ist vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir diese Macht mit der unsrigen messen und auf unsre Existenz beziehen wollen. Dieß geschieht ohne unser Zuthun in dem Objekte selbst. Unsre Furcht hat also nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen bloß subjektiven Grund in unserm Gemüthe, sondern einen objektiven Grund in dem Gegenstand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine bloße Fiction der Einbildungskraft, so unterscheiden wir doch auch in dieser Fiction eine Vorstellung, die uns von aussen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir selbstthätig in uns hervorbringen.

′ Das Gemüth verliert also einen Theil seiner Freyheit, weil es 392
von aussen empfängt, was es vorher durch seine Selbstthätigkeit erzeugte. Die Vorstellung der Gefahr erhält einen Anschein objektiver Realität und es wird Ernst mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenwesen, die keinem andern als dem Erhaltungstriebe folgen, so würden wir hier stille stehen, und im Zustand des bloßen Leidens verharren. Aber etwas ist in uns, was an den Affektionen der sinnlichen Natur keinen Theil nimmt, und dessen Thätigkeit sich nach keinen physischen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieses selbstthätige Princip (die moralische Anlage) in einem Gemüth sich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelassen seyn, und mehr oder weniger Selbstthätigkeit im Affekt übrig bleiben.

In moralischen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) schnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freyheit verliert, so macht die Vernunft die ihrige geltend; und

9: schießen B b. — 18: außen B b. — 21: außen B b.

das Gemüth erweitert sich nur desto mehr nach innen, indem es nach aussen Gränzen findet. ′ Herausgeschlagen aus 393
allen Verschanzungen, die dem Sinnenwesen einen physischen Schutz verschaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unsrer moralischen Freyheit, und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloß komparative und prekäre Schutzwehre im Feld der Erscheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu diesem physischen Bedrängniß gekommen seyn muß, ehe wir bey unsrer moralischen Natur Hülfe suchen, so können wir dieses hohe Freyheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bloß bey diesem Leiden stehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein selbstständiges Gemüth hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Uebergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

Laocoonta petunt, ac primum parva duorum
corpora gnatorum serpens amplexus uterque
implicat, ac miseros morsu depascitur artus.

Es thut eine große Wirkung, daß der moralische Mensch (der Vater) eher als der physische angefallen wird. Alle Affekte sind ästhetischer aus der zweyten Hand und keine Sympathie ist stärker als die wir mit der Sympathie empfinden.

′ *Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem* 394
corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moralische Person bey uns in Achtung zu setzen, und der Dichter ergriff diesen Augenblick. Wir kennen aus seiner Beschreibung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer, und wissen, wie vergeblich aller Widerstand ist. Wäre nun Laokoon bloß ein gemeiner Mensch, so würde er seines Vortheils wahrnehmen, und wie die übrigen Trojaner in einer schnellen Flucht seine Rettung suchen. Aber er hat ein Herz in seinem Busen, und die Gefahr seiner Kinder hält ihn zu seinem eigenen Verderben zurück. Schon dieser einzige Zug macht ihn unsers ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Moment auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und er-

2: außen B b.

schüttert haben. Daß es aber gerade in dem Momente geschieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, daß sein Untergang gleichsam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmerniß für seine Kinder vorgestellt wird — dieß entflammt unsre Theilnahme aufs höchste. Er ist es jetzt gleichsam selbst, der sich aus freyer Wahl dem Verderben hingiebt, und sein Tod wird eine Willenshandlung.

'Bey allem Pathos muß also der Sinn durch Leiden, der Geist 52
durch Freyheit interessiert seyn. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bey aller sinnlichen Kraft nie pathetisch seyn, und wird unausbleiblich unsre Empfindung empören. Aus aller Freyheit des Gemüths muß immer der leidende Mensch, aus allem Leiden der Menschheit muß immer der selbstständige oder der Selbstständigkeit fähige Geist durchscheinen.

'Auf zweyerley Weise aber kann sich die Selbstständigkeit des 53
Geistes im Zustand des Leidens offenbaren. Entweder negativ: wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt, und dem Zustand keine Kausalität für die Gesinnung gestattet wird; oder positiv: wenn der ethische Mensch dem physischen das Gesetz giebt, und die Gesinnung für den Zustand Kausalität erhält. Aus dem ersten entspringt das Erhabene der Fassung, aus dem zweyten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Fassung ist jeder vom Schicksal unabhängige Charakter. „Ein tapfrer Geist, im Kampf mit der Widerwärtigkeit, „sagt Seneka, ist ein anziehendes Schauspiel selbst für die Götter." Einen solchen Anblick gibt uns der römische Senat nach dem Unglück bey Kannä. Selbst Miltons Lucifer, wenn er sich in der Hölle, seinem künftigen Wohnort, zum erstenmal umsieht, durchdringt uns,

2: sein] kein b. — 6: hingibt, B. — 7: (In A ist dieser Abschnitt mit S. unterzeichnet und mit dem Zusatz versehen: „(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)") — 8: (In A mit der Ueberschrift: „Fortgesetzte Entwicklung des Erhabenen. (Siehe das dritte Stück der neuen Thalia 1793.)") — 9: interessirt B. — 22: gibt, B. — 25: ieder A. — 29: Miltons] (Verlorenes Paradies I, 250 ff.)

dieser Seelenstärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. „Schrecken, ich grüße euch, ruft er aus, und dich unterirrdische Welt „und dich tiefste Hölle. Nimm auf deinen neuen Gast. Er kommt „zu dir mit einem Gemüthe, das weder Zeit noch Ort umgestalten „soll. In seinem Gemüthe wohnt er. Das wird ihm in der 54 „Hölle selbst einen Himmel erschaffen. Hier endlich sind wir frey „u. s. f.“ Die Antwort der Medea im Trauerspiel gehört in die nämliche Klasse.

Das Erhabene der Fassung läßt sich anschauen, denn es beruht auf der Coexistenz; das Erhabene der Handlung hingegen läßt sich bloß denken, denn es beruht auf der Succession, und der Verstand ist nöthig, um das Leiden von einem freien Entschluß abzuleiten. Daher ist nur das erste für den bildenden Künstler, weil dieser nur das Coexistente glücklich darstellen kann, der Dichter aber kann sich über beides verbreiten. Selbst, wenn der bildende Künstler eine erhabene Handlung darzustellen hat, muß er sie in eine erhabene Fassung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfodert, daß das Leiden eines Menschen auf seine moralische Beschaffenheit nicht nur keinen Einfluß habe, sondern vielmehr umgekehrt das Werk seines moralischen Charakters sey. Dieß kann auf zweyerley Weise seyn. Entweder mittelbar und nach dem Gesetz der Freyheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorstellung der 55 Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Motiv, und sein Leiden ist eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moralisch büßt. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Macht, und sein Leiden ist bloß eine Wirkung. Ein Beyspiel des ersten gibt uns Regulus, wenn er um Wort zu halten, sich der Rachbegier der Karthaginienser ausliefert; zu einem Beyspiel des zweyten würde er uns dienen, wenn er sein Wort gebrochen und das Bewußtseyn dieser Schuld ihn elend gemacht hätte. In beyden Fällen hat das Leiden einen moralischen Grund, nur mit dem Unterschied, daß er uns in dem ersten Fall seinen moralischen Charakter, in dem andern

2: unterirdische B. — 7: der] des b. — 12: freyen B b. — 21: Dieses kann B. — 26: büßt. B.

bloß seine Bestimmung dazu zeigt. In dem ersten Fall erscheint er als eine moralisch große Person, in dem zweyten bloß als ein ästhetisch großer Gegenstand.

Dieser letzte Unterschied ist wichtig für die tragische Kunst und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Objekt, bloß in der ästhetischen Schätzung, ist schon derjenige Mensch, ' der uns die Würde der menschlichen Be= 56
stimmung durch seinen *Zustand* vorstellig macht, gesetzt auch, daß wir diese Bestimmung in seiner *Person* nicht realisiert finden sollten. Erhaben in der moralischen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er sich zugleich als Person jener Bestimmung gemäß verhält, wenn unsre Achtung nicht bloß seinem Vermögen, sondern dem Gebrauch dieses Vermögens gilt, wenn nicht bloß seiner Anlage, sondern seinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es ist ganz etwas anders, ob wir bey unserm Urtheil auf das moralische Vermögen überhaupt, und auf die Möglichkeit einer absoluten Freyheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieses Vermögens und auf die Wirklichkeit dieser absoluten Freyheit des Willens unser Augenmerk richten.

Es ist etwas ganz anders, sage ich, und diese Verschiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenständen, sondern sie liegt in der verschiedenen Beurtheilungsweise. Der nämliche Gegenstand kann uns in der moralischen Schätzung mißfallen, und in der ästhetischen sehr anziehend für uns seyn. Aber wenn er uns auch in beyden Instanzen der Beurtheilung Genüge leistete, so thut er diese Wirkung bey beyden auf eine ganz verschiedene Weise. Er wird ' da= 57
durch, daß er ästhetisch brauchbar ist, nicht moralisch befriedigend, und dadurch, daß er moralisch befriedigt, nicht ästhetisch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbstaufopferung des Leonidas bey Thermopylä. Moralisch beurtheilt ist mir diese Handlung Darstellung des, bey allem Widerspruch der Instinkte erfüllten, Sittengesetzes; ästhetisch beurtheilt ist sie mir Darstellung des, von allem Zwang der Instinkte unabhängigen, sittlichen Vermögens. Meinen moralischen Sinn (die Vernunft) *befriedigt* diese Handlung; meinen ästhetischen Sinn (die Einbildungskraft) *entzückt* sie.

2: Person in A b. — 9: realisirt B. — 13: Anlage sondern A b. — 29: Termopylä. b K. — 33: Handlung, B b.

Von dieser Verschiedenheit meiner Empfindungen bey dem nämlichen Gegenstande gebe ich mir folgenden Grund an.

Wie sich unser Wesen in zwey Principien oder Naturen theilt, so theilen sich, diesen gemäß, auch unsre Gefühle in zweyerley ganz verschiedene Geschlechter. Als Vernunftwesen empfinden wir Beyfall oder Mißbilligung; als Sinnenwesen empfinden wir Lust oder Unlust. Beyde Gefühle, des Beyfalls und der Lust, gründen sich auf eine Befriedigung: jenes auf Befriedigung eines Anspruchs: denn die Vernunft ' fodert bloß, aber bedarf nicht; dieses auf Befriedigung 58
eines Anliegens: denn der Sinn bedarf bloß, und kann nicht fodern. Beyde, die Foderungen der Vernunft und die Bedürfnisse des Sinnes, verhalten sich zu einander wie Nothwendigkeit zu Nothdurft, sie sind also beyde unter dem Begriff von Necessität enthalten; bloß mit dem Unterschied, daß die Necessität der Vernunft ohne Bedingung, die Necessität der Sinne bloß unter Bedingungen statt hat. Bey beyden aber ist die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Lust sowohl als des Beyfalls, gründet sich also zuletzt auf Uebereinstimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Ist das Nothwendige ein Imperativ, so wird Beyfall, ist es eine Nothdurft, so wird Lust die Empfindung seyn; beyde in desto stärkerem Grade, je zufälliger die Befriedigung ist.

Nun liegt bey aller moralischen Beurtheilung eine Foderung der Vernunft zum Grunde, daß moralisch gehandelt werde, und es ist eine unbedingte Necessität vorhanden, daß wir wollen, was recht ist. Weil aber der Wille frey ist, so ist es (physisch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, so erhält diese Uebereinstimmung des Zufalls im Gebrauche der Freyheit mit dem Imperativ der ' Vernunft Billigung oder Beyfall, und zwar in desto höherem 59
Grade, als der Widerstreit der Neigungen diesen Gebrauch der Freyheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bey der ästhetischen Schätzung hingegen wird der Gegenstand auf das Bedürfniß der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, bloß verlangen kann, daß das Zufällige mit ihrem Interesse übereinstimmen möge. Das Interesse der Einbildungskraft aber ist: sich frey von Gesetzen im Spiele zu erhalten. Diesem Hange

15: Statt B. — 20: Grade je A.

zur Ungebundenheit ist die sittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm sein Objekt auf das strengste bestimmt wird, nichts weniger als günstig; und da die sittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenstand des moralischen Urtheils ist, so sieht man leicht, daß bey dieser Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine sittliche Verbindlichkeit des Willens läßt sich nur unter Voraussetzung einer absoluten Independenz desselben vom Zwang der Naturtriebe denken; die *Möglichkeit* des Sittlichen postuliert also Freyheit, und stimmt folglich mit dem Interesse der Phantasie hierinn auf das vollkommenste zusammen. Weil aber die Phantasie durch ihr Bedürfniß nicht so vorschreiben kann, wie die Vernunft durch 60
ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorschreibt, so ist das Vermögen der Freyheit, auf die Phantasie bezogen, etwas zufälliges, und muß daher, als Uebereinstimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweise) Nothwendigen Lust erwecken. Beurtheilen wir also jene That des Leonidas *moralisch*, so betrachten wir sie aus einem Gesichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir sie hingegen *ästhetisch*, so betrachten wir sie aus einem Standpunkt, wo sich uns weniger ihre Nothwendigkeit als ihre Zufälligkeit darstellt. Es ist *Pflicht* für jeden Willen, so zu handeln, sobald er ein freyer Wille ist; daß es aber überhaupt eine Freyheit des Willens gibt, welche es möglich macht, so zu handeln, dieß ist eine *Gunst* der Natur in Rücksicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freyheit Bedürfniß ist. Beurtheilt also der moralische Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte Handlung, so ist Billigung das höchste, was erfolgen kann; weil die Vernunft nie *mehr* und selten nur *soviel* finden kann, als sie fodert. Beurtheilt hingegen der ästhetische Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, so erfolgt eine positive Lust, weil die Einbildungskraft niemals Einstimmigkeit mit ihrem Bedürfnisse fodern kann, und sich also von 61
der wirklichen Befriedigung desselben, als von einem glücklichen Zufall, überrascht finden muß. Daß Leonidas die heldenmüthige Entschließung *wirklich faßte*, billigen wir; daß er sie fassen *konnte*, darüber frohlocken wir, und sind entzückt.

Der Unterschied zwischen beyden Arten der Beurtheilung fällt

8: postulirt B. — 10: hierin B. — 21: so B b.

noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moralische und das ästhetische Urtheil verschieden ausfallen. Man nehme die Selbstverbrennung des Peregrinus Proteus zu Olympia. Moralisch beurtheilt kann ich dieser Handlung nicht Beyfall geben, insofern ich unreine Triebfedern dabey wirksam finde, um derentwillen die *Pflicht* der Selbsterhaltung hintan gesetzt wird. Aesthetisch beurtheilt gefällt mir aber diese Handlung, und zwar deßwegen gefällt sie mir, weil sie von einem Vermögen des Willens zeugt, selbst dem mächtigsten aller Instinkte, dem *Triebe* der Selbsterhaltung zu widerstehen. Ob es eine rein moralische Gesinnung oder ob es bloß eine mächtigere sinnliche Reizung war, was den Selbsterhaltungstrieb bey dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bey der ästhe'tischen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlasse, 62 von dem Verhältniß *seines* Willens zu dem Willensgesetz abstrahiere, und mir den menschlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältniß zu der ganzen Naturgewalt denke. Bey der moralischen Schätzung, hat man gesehen, wurde die Selbsterhaltung als eine *Pflicht* vorgestellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bey der ästhetischen Schätzung hingegen wurde sie als ein *Interesse* angesehen, daher gefiel ihre Hintansetzung. Bey der letztern Art des Beurtheilens wird also die Operation gerade umgekehrt, die wir bey der erstern verrichten. Dort stellen wir das sinnlich beschränkte Individuum und den pathologischafficierbaren Willen dem absoluten Willensgesetz und der unendlichen Geisterpflicht, hier hingegen stellen wir das absolute Willens*vermögen* und die unendliche Geister*gewalt* dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher läßt uns das ästhetische Urtheil frey, und erhebt und begeistert uns, weil wir uns schon durch das bloße Vermögen, absolut zu wollen, schon durch die bloße Anlage zur Moralität, gegen die Sinnlichkeit in augenscheinlichem Vortheil befinden, weil schon durch die bloße Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur loszusagen, ' unserm Freiheitsbedürfniß geschmeichelt wird. 63 Daher beschränkt uns das moralische Urtheil, und demüthigt uns, weil wir uns bey jedem besondern Willensakt gegen das absolute Willensgesetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die

3: Protheus A B b, von K W M corrigiert. — 14: abstrahire, B. — 22–23: pathologisch-afficirbaren B. — 31: Freyheitsbedürfniß B.

Einschränkung des Willens auf eine einzige Bestimmungsweise, welche die Pflicht schlechterdings fodert, dem Freyheitstriebe der Phantasie widersprochen wird. Dort schwingen wir uns von dem Wirklichen zu dem Möglichen, und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen steigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter, und schließen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder also, wenn wir uns bey ästhetischen Urtheilen erweitert, bey moralischen hingegen eingeengt und gebunden fühlen. *

'Aus diesem allen ergiebt sich denn, daß die moralische und die 64
ästhetische Beurtheilung, weit 'entfernt einander zu unterstützen, ein- 65
ander vielmehr im Wege stehen, weil sie dem Gemüth zwey ganz entgegengesetzte Richtungen geben; denn die Gesetzmäßigkeit, welche die Vernunft als moralische Richterinn fodert, besteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als ästhetische Richterinn verlangt. Daher wird ein Objekt zu einem ästhetischen Gebrauch ge-

* Diese Auflösung, erinnre ich beyläufig, erklärt uns auch die Verschiedenheit des ästhetischen Eindrucks, den die Kantische Vorstellung der Pflicht auf seine verschiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil des Publikums findet diese Vorstellung der Pflicht sehr demüthigend; ein andrer findet sie unendlich erhebend für das Herz. Beyde haben Recht, und der Grund dieses
Wider'spruchs liegt bloß in der Verschiedenheit des Standpunkts, aus welchem 64
beyde diesen Gegenstand betrachten. Seine bloße Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts großes, und insofern das beßte, was wir zu leisten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung, unserer Pflicht ist, liegt in der höchsten Tugend nichts begeisterndes. Aber bey allen Schranken der sinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich seine Schuldigkeit thun, und in den Fesseln der Materie dem heiligen Geistergesetz unwandelbar folgen, dieß ist allerdings erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geisterwelt gehalten ist an unsrer Tugend freilich nichts verdienstliches, und wieviel wir es uns auch kosten lassen mögen, wir werden immer unnütze Knechte seyn; gegen die Sinnenwelt gehalten ist sie hingegen ein desto erhabeneres Objekt. Insofern wir also Handlungen moralisch beurtheilen, und sie auf das Sittengesetz beziehen, werden wir wenig Ursache haben, auf unsere Sittlichkeit stolz zu seyn; insofern wir aber auf die Möglichkeit dieser Handlungen sehen, und das Vermögen unsers Gemüths, das denselben zum Grund liegt, auf die Welt der Erscheinungen beziehen, d. h. insofern wir sie ästhetisch beurtheilen, ist uns ein gewisses Selbstgefühl erlaubt,
ja es ist sogar nothwendig, weil wir ein Principium in uns aufde'cken, das über 65
alle Vergleichung groß und unendlich ist.

9: ergibt B. — 13: Richterin B. — 14: Einbildungskraft, A B b. — Richterin B. — 19: Publikum K. — 23: beste, B. — 29: freylich B. — 35: beziehen d. h. A.

rade um soviel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen qualifiziert; und wenn der Dichter es dennoch erwählen müßte, so wird er wohl thun, es so zu behandeln, daß nicht sowohl unsre Vernunft auf die *Regel* des Willens, als vielmehr unsre Phantasie auf das *Vermögen* des Willens hingewiesen werde. Um seiner selbst willen muß der Dichter diesen Weg einschlagen, denn mit unserer Freyheit ist sein Reich zu Ende. Nur solange wir ausser uns anschauen, sind wir *sein*; er hat uns verloren, sobald wir in unsern eigenen Busen greifen. Dieß erfolgt aber unausbleiblich, sobald ein Gegenstand nicht mehr als *Erscheinung von uns betrachtet* wird, sondern als *Gesetz über uns richtet*.

Selbst von den Aeusserungen der erhabensten Tugend kann der 66
Dichter nichts für *seine* Absichten brauchen, als was an denselben der *Kraft* gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er sich nichts. Der Dichter, auch wenn er die vollkommensten sittlichen Muster vor unsre Augen stellt, hat keinen andern Zweck, *und darf keinen andern haben*, als uns durch Betrachtung derselben zu ergötzen. Nun kann uns aber nichts ergötzen, als was unser Subjekt verbessert, und nichts kann uns geistig ergötzen, als was unser geistiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäßigkeit eines Andern *unser* Subjekt verbessern und unsere geistige Kraft vermehren? Daß er seine Pflicht *wirklich* erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den *er* von seiner Freyheit macht, und der eben darum für *uns* nichts beweisen kann. Es ist bloß das *Vermögen* zu einer ähnlichen Pflichtmäßigkeit, was wir mit ihm theilen, und indem wir in seinem Vermögen auch das unsrige wahrnehmen, fühlen wir unsere geistige Kraft erhöht. Es ist also bloß die vorgestellte Möglichkeit eines absolut freyen Wollens, wodurch die wirkliche Ausübung desselben unserm ästhetischen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man sich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetische Kraft des Eindrucks, den sittliche 67
Karaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer *historischen Realität* abhängt. Unser Wohlgefallen an idealischen Karakteren verliert nichts durch die Erinnerung, daß sie poetische Fictionen sind,

2: qualifizirt; B. — 7: außer Bb. — 12: Aeußerungen Bb. — 15: nicht. K. — 28: wirtlich A.

denn es ist die poetische, nicht die historische Wahrheit, auf welche alle ästhetische Wirkung sich gründet. Die poetische Wahrheit besteht aber nicht darinn, daß etwas wirklich geschehen ist, sondern darinn, daß es geschehen konnte, also in der innern Möglichkeit der Sache. Die ästhetische Kraft muß also schon in der vorgestellten Möglichkeit liegen.

Selbst an wirklichen Begebenheiten historischer Personen ist nicht die Existenz, sondern das durch die Existenz kund gewordene Vermögen das poetische. Der Umstand, daß diese Personen wirklich lebten, und daß diese Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar sehr oft unser Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zusatz, der dem poetischen Eindruck vielmehr nachtheilig als beförderlich ist. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunst unsers Vaterlands einen Dienst zu erweisen, wenn man den Dichtern Nationalgegenstände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hieß es, wurde die griechische Poesie so bemächtigend für das Herz, weil sie einheimi'sche Scenen 68
mahlte, und einheimische Thaten verewigte. Es ist nicht zu läugnen, daß die Poesie der Alten, dieses Umstandes halber, Wirkungen leistete, deren die neuere Poesie sich nicht rühmen kann — aber gehörten diese Wirkungen der Kunst und dem Dichter? Wehe dem griechischen Kunstgenie, wenn es vor dem Genius der neuern nichts weiter als diesen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechischen Kunstgeschmack, wenn er durch diese historische Beziehungen in den Werken seiner Dichter erst hätte gewonnen werden müssen! Nur ein barbarischer Geschmack braucht den Stachel des Privatinteresse, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poesie soll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtnisses nehmen, soll nie die Gelehrsamkeit zu ihrer Auslegerinn, nie den Eigennutz zu ihrem Fürsprecher machen. Sie soll das Herz treffen, weil sie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.

Es ist ein Glück, daß das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht

3: darin, B. — 10: lebten und A. — daß] das b. — 15: Berarbeitung b. — 23: historischen B b K W M. — 24: müssen. A. — 25: Privatinteresses, W. — 29: Auslegerin, B. — 31: in den Menschen, A b.

viel achtet, die man ihm, aus besserer Meinung als Befugniß, zu ertheilen ' sich sauer werden läßt; sonst würden Sulzer und seine 69 Nachfolger der deutschen Poesie eine sehr zweydeutige Gestalt gegeben haben. Den Menschen moralisch auszubilden, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Musen wissen es am beßten, wie nahe die Künste des Erhabenen und Schönen damit zusammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortreflich macht, würde ihr, unmittelbar, nur sehr schlecht gelingen. Die Dichtkunst führt bey dem Menschen nie ein besondres Geschäft aus, und man könnte kein ungeschickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut besorgt zu sehen. Ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur, und bloß, insofern sie auf den Karakter einfließt, kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehn, zu Thaten kann sie ihn rufen, und zu allem, was er seyn soll, ihn mit Stärke ausrüsten.

Die ästhetische Kraft, womit uns das Erhabene der Gesinnung und Handlung ergreift, be'ruht also keineswegs auf dem Interesse der Vernunft, daß recht gehandelt *werde*, sondern auf dem Interesse der 70 Einbildungskraft, daß recht Handeln *möglich sey*, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig sie auch sey, die Freyheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Diese Möglichkeit liegt aber in jeder starken Aeusserung von Freyheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter diese antrift, da hat er einen zweckmäßigen Gegenstand für seine Darstellung gefunden. Für *sein* Interesse ist es eins, aus welcher Klasse von Karakteren, der schlimmen oder guten, er seine Helden nehmen will, da das nämliche Maaß von Kraft, welches zum Guten nöthig ist, sehr oft zur Consequenz im Bösen erfodert werden kann. Wie viel mehr wir in ästhetischen Urtheilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freyheit als auf Gesetzmäßigkeit sehen, wird schon daraus hinlänglich offenbar, daß wir Kraft und Freyheit lieber auf Kosten der Gesetzmäßigkeit geäußert, als die Gesetzmäßigkeit auf Kosten der Kraft und Freyheit beobachtet

6: besten, B. — 8: vortrefflich Bb. — 26: antrifft, Bb. — 29: Maß B.

sehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moralische Gesetz sich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureissen drohen, so gewinnt der Karakter ästhetisch, wenn er diesen Antrieben widerstehen kann. Ein Lasterhaf'ter fängt an, uns zu interessieren, 71
sobald er Glück und Leben wagen muß, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demselben Verhältniß unsre Aufmerksamkeit, als seine Glückseligkeit selbst ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beyspiel, ist unstreitig ein unedler und selbst niedriger Affekt. Nichts desto weniger wird sie ästhetisch, sobald sie dem, der sie ausübt, ein schmerzhaftes Opfer kostet. Medea, indem sie ihre Kinder ermordet, zielt bey dieser Handlung auf Jasons Herz, aber zugleich führt sie einen schmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird ästhetisch erhaben, sobald wir die zärtliche Mutter sehen.

Das ästhetische Urtheil enthält hierinn mehr wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laster, welche von Willensstärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moralischen Freyheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem consequenten Bösewicht nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maximen kostet, um die ganze Consequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher sonst ' kann es kommen, daß wir 72
den halbguten Karakter mit Widerwillen von uns stoßen, und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen? Daher unstreitig, weil wir bey jenem auch die Möglichkeit des absolut freyen Wollens aufgeben, diesem hingegen es in jeder Aeusserung anmerken, daß er durch einen einzigen Willensakt sich zur ganzen Würde der Menschheit aufrichten kann.

In ästhetischen Urtheilen sind wir also nicht für die Sittlichkeit an sich selbst, sondern bloß für die Freyheit interessiert, und jene kann nur insofern unsrer Einbildungskraft gefallen, als sie die letztere sichtbar macht. Es ist daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zweckmäßigkeit in ästhetischen Dingen fodert,

2: Antreiben K. — fortzureißen B b. — 3: diesem Antreiben K. — 4: interessiren, B. — 15: hierin B. — 26: Aeußerung B b. — 30: interessirt, B. — 32: Gränzen, B.

und um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man sie ganz unterjochen müssen, und dann ist es um alle ästhetische Wirkung geschehen, oder sie wird mit der Vernunft ihre Herrschaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen seyn. Indem man zwey verschiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beyde zu verfehlen. Man wird ' die Freyheit der Phantasie durch moralische 73
Gesetzmäßigkeit fesseln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkühr der Einbildungskraft zerstören.

1: erweitern die E. A B b. — 9: (Die Abhandlung ist in A unterzeichnet: S. und die Bemerkung: „(Die Fortsetzung künftig.)“ beigefügt.)

VII.

Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände.

Alle Eigenschaften der Dinge, wodurch sie ästhetisch werden können, lassen sich unter viererley Klassen bringen, die sowohl nach ihrer *objectiven* Verschiedenheit, als nach ihrer verschiednen *subjectiven* Beziehung auf unser leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht bloß der *Stärke* sondern auch dem *Werth* nach verschiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der schönen Künste auch von ungleicher Brauchbarkeit sind; nämlich das *Angenehme*, das *Gute*, das *Erhabe'ne* und das *Schöne*. Unter diesen ist das Erhabene 116 und Schöne allein der Kunst *eigen*. Das Angenehme ist ihrer nicht *würdig*, und das Gute ist wenigstens nicht ihr *Zweck*; denn der Zweck der Kunst ist zu vergnügen, und das Gute, sey es theoretisch oder practisch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das *Angenehme* vergnügt bloß die *Sinne*, und unterscheidet sich darinn von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficieren, und alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das *Schöne* gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet, aber es gefällt durch seine Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Das *Gute*, kann man sagen, gefällt durch die bloße *vernunftgemäße* Form, das ' Schöne durch *vernunftähnliche* Form, 117

A: Neue Thalia, Bd. 4 (1793), St. 5, S. 115—180. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 28—74. — b: Dieselben, anderer Druck. — K: Werke 1813. 8, 1, 203 ff. — W: Werke 1844. 10, 131 ff. — M: Werke 1860. 11, 433 ff. — [2]: vielerley b. — [6]: Stärke, B. — [15]: darin B (und so stets). — [17]: afficiren, B. — [18]: Das Schöne B b.

das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme bloß gefühlt. Jenes gefällt im Begriff, das zweyte in der Anschauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abstand zwischen dem Guten und dem Angenehmen fällt am meisten in die Augen. Das Gute erweitert unsre Erkenntniß, weil es einen Begriff von seinem Object verschafft, und voraussetzt: der Grund unsers Wohlgefallens liegt in dem Gegenstand, wenn gleich das Wohlgefallen selbst ein Zustand ist, in dem wir uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniß seines Objectes hervor und gründet sich auch auf keines. Es ist bloß dadurch angenehm, daß es empfunden wird, und sein Begriff verschwindet gänzlich, sobald wir uns die Affectibilität der Sinne hinwegdenken, oder sie auch nur verändern. Einem Menschen, der Frost empfindet, ist eine war'me Luft angenehm: eben dieser Mensch aber wird in der 118
Sommerhitze einen kühlenden Schatten suchen. In beyden Fällen aber, wird man gestehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objective ist von uns völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmäßig, vernünftig vorkommt, wird uns (vorausgesetzt, daß wir heute richtig geurtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben so erscheinen. Unser Urtheil über das Angenehme ändert sich ab, so wie sich unsere Lage gegen sein Object verändert. Es ist also keine Eigenschaft des Objects, sondern entsteht erst aus dem Verhältniß eines Objects zu unsern Sinnen — denn die Beschaffenheit des Sinns ist eine nothwendige Bedingung desselben.

Das Gute hingegen ist schon gut, ehe es vorgestellt und empfunden wird. Die Eigenschaft, durch die es gefällt, besteht vollkommen für sich selbst, ohne unser Subject nöthig zu haben, wenn gleich unser Wohlgefallen an demselben auf einer Empfänglichkeit unsers Wesens ruht. Das Angenehme, kann man daher sagen, ist nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfun- 119
den, weil es ist.

Der Abstand des Schönen von dem Angenehmen fällt, so groß er auch übrigens ist, weniger in die Augen. Es ist darinn dem Angenehmen gleich, daß es immer den Sinnen muß vorgehalten werden,

16: beiden B b. — 16—17: aber wird A B b. — 24: Sinnes B b. — 32: ist. B b.

daß es nur in der Erscheinung gefällt. Es ist ihm ferner darinnen gleich, daß es keine Erkenntniß von seinem Object verschafft, noch voraus setzt. Es unterscheidet sich aber wieder sehr von dem Angenehmen, weil es durch die Form seiner Erscheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subject bloß insofern dasselbe zugleich sinnlich ist, aber es gefällt auch dem sinnlichen nur, insofern dasselbe zugleich vernünftig ist. Es gefällt nicht bloß dem Individuum, sondern der Gattung, und ob es gleich nur durch seine Beziehung auf sinnlich-vernünftige Wesen Existenz erhält, so ist es doch von allen empirischen Bestimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und ' es bleibt dasselbe, auch wenn sich die 120 Privatbeschaffenheit der Subjecte verändert. Das Schöne hat also eben das mit dem Guten gemein, worinn es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem Guten ab, wo es sich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten ist dasjenige zu verstehen, worinn die Vernunft eine Angemessenheit zu ihren, theoretischen oder practischen Gesetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenstand mit der theoretischen Vernunft vollkommen zusammenstimmen, und doch der practischen im höchsten Grad widersprechend seyn. Wir können den Zweck einer Unternehmung mißbilligen und doch die Zweckmäßigkeit in derselben bewundern. Wir können die Genüße verachten, die der Wollüstling zum Ziel seines Lebens macht, und doch seine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Konsequenz seiner Grundsätze loben. Was uns bloß durch seine Form gefällt ist gut, und es ist absolut und ' ohne 121 Bedingung gut, wenn seine Form zugleich auch sein Innhalt ist. Auch das Gute ist ein Object der Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch keiner gemischten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erste, und nicht Neigung, wie das zweyte. Die reine Vorstellung des Guten kann nur Achtung einflößen.

Nach Festsetzung des Unterschiedes zwischen dem Angenehmen,

1: darin B. — 2: seinen A. — 6: bloß, B b. — 11: unabhängig und es A. — 12: Subjekte B. — 13: worin B (und so stets). — 21: mißbilligen, b, mißbillgen, B. — 22: Genüsse B b. — 25: gefällt, B b. — 26: Inhalt B. — 27: Objekt B. — 28–29: gemischten wie das Sch. A. — 29–30: Neigung wie das zweyte. A.

dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, daß ein Gegenstand häßlich,
unvollkommen, ja sogar moralisch verwerflich und doch angenehm seyn,
doch den Sinnen gefallen könne; daß ein Gegenstand die Sinne em-
pören und doch gut seyn, doch der Vernunft gefallen könne; daß ein
Gegenstand seinem innern Wesen nach das moralische Gefühl empören,
und doch in der Betrachtung gefallen, doch schön seyn könne. Die
Ursache ist, weil bey allen diesen verschiedenen Vorstellungen ein an-
deres Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art interessiert ist.

'Aber hiermit ist die Klassifikation der ästhetischen Prädikate noch 122
nicht erschöpft; denn es giebt Gegenstände, die zugleich häßlich, den
Sinnen widrig und schrecklich, unbefriedigend für den Verstand und
in der moralischen Schätzung gleichgültig sind, und die doch gefallen,
ja die in so hohem Grad gefallen, daß wir gern das Vergnügen der
Sinne, und des Verstandes aufopfern, um uns den Genuß derselben
zu verschaffen.

Nichts ist reizender in der Natur als eine schöne Landschaft in der Abendröthe. Die reiche Mannichfaltigkeit und der milde Umriß der Gestalten, das unendlich wechselnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objecte umkleidet, alles wirkt zusammen, unsere Sinne zu ergötzen. Das sanfte Geräusch eines Wasserfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Musik soll dazu kommen, unser Vergnügen zu vermehren. Wir sind aufgelößt in süße Empfin-
dungen von Ruhe, und indem unsere Sinne von der ' Harmonie der 123
Farben, der Gestalten und Töne auf das angenehmste gerührt werden, ergötzt sich das Gemüth an einem leichten und geistreichen Ideengang, und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf einmal erhebt sich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landschaft verfinstert, der alle andere Töne überstimmt oder schweigen macht, und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Pechschwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerschläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz, und unser Gesicht wie unser Gehör wird auf das widrigste gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das schreckliche der Nacht desto sichtbarer zu machen; wir sehen wie er einschlägt, ja wir fangen an zu fürchten, daß er auch

8: interessirt Bb. — 19: Flor der A. — Objekte B. — 22: aufgelöst Bb. — 28: andern WM. — 33–34: wir sehen, Bb.

uns treffen möchte. Nichts destoweniger werden wir glauben, bey dem Tausch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Personen ausgenommen, denen die Furcht alle Freyheit des Urtheils raubt. Wir werden von diesem furchtba'ren Schauspiel, das unsere Sinne 124 zurückstößt, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bey demselben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche Lust nennen kann, aber der Lust oft weit vorzieht. Nun ist aber dieses Schauspiel der Natur eher verderblich als gut (wenigstens hat man gar nicht nöthig an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieser Naturerscheinung Gefallen zu finden) es ist eher häßlich als schön, denn Finsterniß kann als Beraubung aller Vorstellungen, d'e das Licht verschafft, nie gefallen, und die plötzliche Lufterschütterung durch den Donner, so wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz widersprechen einer nothwendigen Bedingung aller Schönheit, die nichts abruptes, nichts gewaltsames verträgt. Ferner ist diese Naturerscheinung den bloßen Sinnen eher schmerzhaft als annehmlich, weil die Nerven des Gesichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechselung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille ' peinlich angespannt und dann eben so ge- 125 waltsam wieder erschlafft werden. Und trotz allen diesen Ursachen des Mißfallens ist ein Gewitter, für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erscheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene soll ein unbewachsener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Theil der Aussicht entzieht. Jeder wird diesen Erdhaufen hinweg wünschen, als etwas, das die Schönheit der ganzen Landschaft verunstaltet. Nun lasse man in Gedanken diesen Hügel immer höher und höher werden, ohne das geringste an seiner übrigen Form zu verändern, so daß dasselbe Verhältniß zwischen seiner Breite und Höhe auch noch im Großen beybehalten wird. Anfangs wird das Mißvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn seine zunehmende Größe nur bemerkbarer, nur störender macht. Man fahre aber fort ihn bis über die doppelte Höhe eines Thurmes zu vergrößern, so wird das Mißvergnügen über ihn sich unmerklich verlieren, und einem ' ganz andern Gefühle Platz 126 machen. Ist er endlich so hoch hinaufgestiegen, daß es dem Auge

11–12: Vorstellungen die A. — 21: Gewitter für B. — 32: fort, Bb.

beynahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zusammen zu faßen, so ist er uns mehr werth, als die ganze schöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch so schönen vertauschen. Nun gebe man in Gedanken diesem Berg eine solche Neigung, daß es aussieht, als wenn er alle Augenblicke herabstürzen wollte, so wird das vorige Gefühl sich mit einem andern vermischen; Schrecken wird sich damit verbinden, aber der Gegenstand selbst wird nur desto anziehender seyn. Gesetzt aber, man könnte diesen sich neigenden Berg durch einen andern unterstützen, so würde sich der Schrecken und mit ihm ein großer Theil unsers Wohlgefallens verlieren. Gesetzt ferner, man stellte dicht an diesen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächst auf ihn folgende, so würde das erste Gefühl, das uns seine Größe einflößte, ' merklich 127
geschwächt werden — etwas ähnliches würde geschehen, wenn man den Berg selbst in zehn oder zwölf gleichförmige Absätze theilte; auch wenn man ihn durch künstliche Anlagen verzierte. Mit diesem Berge haben wir nun anfangs keine andere Operation vorgenommen, als daß wir ihn, ganz wie er war, ohne seine Form zu verändern, *größer* machten, und durch diesen einzigen Umstand wurde er aus einem gleichgültigen, ja sogar widerwärtigen Gegenstand in einen Gegenstand des Wohlgefallens verwandelt. Bey der zweyten Operation haben wir diesen großen Gegenstand zugleich in ein Object des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an seinem Anblick vermehrt. Bey den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende seines Anblicks vermindert und dadurch das Vergnügen geschwächt. Wir haben die Vorstellung seiner Größe *subjectiv* verringert, theils dadurch, daß wir die Aufmerksamkeit des Auges zertheilten, theils dadurch, daß wir ' demselben 128
in den daneben gestellten kleineren Bergen ein Maaß verschafften, womit es die Größe des Berges desto leichter beherrschen konnte. *Größe* und *Schreckbarkeit* können also in gewissen Fällen für sich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es giebt in der griechischen Fabellehre kein fürchterlicheres und

2: fassen, B. — 14: einflößte merklich A. — 23: Objekt B. — 26: vermindert, Bb. — 28: *subjektiv* B.

zugleich häßlicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn sie aus dem Orcus hervorsteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein scheußlich verzerrtes Gesicht, hagre Figuren, ein Kopf, der statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist, empören unsre Sinne eben so sehr, als sie unsern Geschmack beleidigen. Wenn aber diese Ungeheuer vorgestellt werden, wie sie den Muttermörder Orestes verfolgen, wie sie die Fakel in ihren Händen schwingen und ihn rastlos von einem Orte zum andern jagen, bis sie endlich, wenn die zürnende Gerechtigkeit versöhnt ist, in den Abgrund der Hölle verschwinden, so verweilen wir mit einem angeneh'men Grausen bey dieser Vorstellung. Aber 129 nicht bloß die Gewissensangst eines Verbrechers, welche durch die Furien versinnlicht wird, selbst seine pflichtwidrige Handlungen, der wirkliche Aktus eines Verbrechens, kann uns in der Darstellung gefallen. Die Medea des griechischen Trauerspiels, Clytemnestra, die ihren Gemahl ermordet, Orest, der seine Mutter tödet, erfüllen unser Gemüth mit einer schauerlichen Lust. Selbst im gemeinen Leben entdecken wir, daß uns gleichgültige, ja selbst widrige und abschreckende Gegenstände zu interessieren anfangen, sobald sie sich entweder dem *ungeheuren* oder dem *schrecklichen* nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Mensch fängt an, uns zu gefallen, sobald eine heftige Leidenschaft, die seinen Werth nicht im geringsten erhöht, ihn zu einem Gegenstand der Furcht und des Schreckens macht; so wie ein gemeiner nichts sagender Gegenstand für uns eine Quelle der Lust wird, sobald wir ihn so vergrößern, daß er unser Fassungsvermögen zu über'schreiten droht. Ein häßlicher Mensch wird noch häßlicher 130 durch den Zorn, und doch kann er im Ausbruch dieser Leidenschaft, sobald sie nicht ins Lächerliche, sondern ins Furchtbare verfällt, gerade noch den meisten Reiz für uns haben. Selbst bis zu den Thieren herab gilt diese Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein Pferd am Karren, ein Hund, sind gemeine Gegenstände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, setzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder sehen wir einen *wüthenden* Hund, so erheben sich diese Thiere zu ästhetischen Gegenständen, und wir fangen an, sie mit einem Ge-

3: Kopf der A. — 7: Fackel B b. — 12: pflichtwidrigen B b K W M. — 14: Clytemnestra die A. — 15: Orest der A b. — tödtet, B b. — 18: interessiren B b. — 19: *Ungeheuren* B b. — *Schrecklichen* B b. — 23: gemeiner, B b.

fühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt. Der allen Menschen gemeinschaftliche Hang zum Leidenschaftlichen, die Macht der sympathetischen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entsetzens hintreibt, die in der Kunst soviel Reiz für uns hat, die uns in das Schauspielhaus lockt, die uns an den Schilderungen großer Unglücksfälle soviel Geschmack finden ' läßt, alles dieß beweißt für eine vierte Quelle 131
von Lust, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stand sind.

Alle bisher angeführten Beyspiele haben etwas objectives in der Empfindung, die sie bey uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorstellung von Etwas, „das entweder unsere „sinnliche Fassungskraft oder unsere sinnliche Widerstehungskraft „überschreitet, oder zu überschreiten droht,“ jedoch ohne diese Ueberlegenheit bis zur Unterdrückung jener beyden Kräfte zu treiben, und ohne die Bestrebung zum Erkenntniß oder zum Widerstand in uns niederzuschlagen. Ein Mannichfaltiges wird uns dort gegeben, welches in Einheit zusammen zu fassen unser anschauendes Vermögen bis an seine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgestellt, gegen welche die unsrige verschwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genöthigt werden. Entweder ist es ein Gegenstand, der sich unserm Anschauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht, 132
und das Bestreben zur Vorstellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen zu lassen, oder es ist ein Gegenstand, der gegen unser Daseyn selbst feindlich aufzustehen scheint, uns gleichsam zum Kampf herausfodert und für den Ausgang besorgt macht. Eben so ist in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen sichtbar. Alle setzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und spannen es an. Ein gewisser Ernst, der bis zur Feyerlichkeit steigen kann, bemächtigt sich unserer Seele, und indem sich in den sinnlichen Organen deutliche Spuren von Beängstigung zeigen, sinkt der nachdenkende Geist in sich selbst zurück, und scheint sich auf ein erhöhtes Bewußtseyn seiner selbstständigen Kraft und Würde zu stützen. Dieses

1: gränzt. B (und so hat B auch stets: Gränze). — 7: beweist B b. — 9: Stande B b. — 10: objektives B. — 12: Etwas „das A. — 14: droht, A. — 15: Überlegenheit, biß A, Überlegenheit, bis b. — 24: lassen; B b. — 25–26: herausfodert, B b.

Bewußtseyn muß schlechterdings überwiegend seyn, wenn das Große
oder das Schreckliche einen ästhetischen Werth für uns haben soll. Weil
sich nun das Gemüth bey solchen ' Vorstellungen begeistert und über 133
sich selbst gehoben fühlt, so bezeichnet man sie mit dem Namen des
Erhabenen, ob gleich den Gegenständen selbst objektiv nichts Erhabenes zukommt, und es also wohl schicklicher wäre, sie *erhebend* zu
nennen.

Wenn ein Objekt erhaben heißen soll, so muß es sich unseren
sinnlichen Vermögen *entgegensetzen*. Es lassen sich aber überhaupt
zwey verschiedene Verhältnisse denken, in welchen die Dinge zu unsrer
Sinnlichkeit stehen können, und diesen gemäß muß es auch zwey verschiedene Arten des Widerstandes geben. Entweder werden sie als
Objecte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntniß verschaffen
wollen, oder sie werden als eine *Macht* angesehen, mit der wir
die unsrige vergleichen. Nach dieser Eintheilung giebt es auch zwey
Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniß und das
Erhabene der Kraft. *

'Nun tragen aber die sinnlichen Vermögen nichts weiter zur Er- 134
kenntniß bey, als daß sie den gegebenen Stoff auffassen und das
Mannichfaltige desselben im Raum und in der Zeit aneinander setzen.
Dieses Mannichfaltige zu unterscheiden und zu sortieren ist das Geschäft des Verstandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verstand
allein giebt es ein *Verschiedenes*, für die Einbildungskraft (als
Sinn) bloß ein *Gleichartiges*, und es ist also bloß die Menge
des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Qualität), was bey der
sinnlichen Auffassung der Erscheinungen einen Unterschied machen
kann. Soll also das sinnliche Vorstellungsvermögen an einem Gegenstand erliegen, so muß dieser Gegenstand durch seine Quantität für
die Einbildungskraft übersteigend seyn. Das Erhabene der Erkenntniß beruht demnach auf der Zahl oder der Größe, und kann darum
auch das mathematische heißen. **

* Man sehe die Abhandlung im dritten Band, dritten Stück der neuen Thalia.
** Siehe Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. 134

5: objectiv b. — 8: Object b. — 13: Objekte B. — 16: des Erhabenen das Erhabene A. — 21: unterscheiden, A. — sortiren, B b. — 25: die Quantität nicht die A b. — Qualität) was A. — 32: Man sehe u. s. w.] fehlt in B b K W M.

Von der ästhetischen Größenschätzung. 135

Jch kann mir von der Quantität eines Gegenstandes vier, von einander ganz verschiedene, Vorstellungen machen.

Der Thurm, den ich vor mir sehe, ist eine Größe.

Er ist zweyhundert Ellen hoch.

Er ist hoch.

Er ist ein hoher (erhabener) Gegenstand.

Es leuchtet in die Augen, daß durch jedes dieser viererley Urtheile, welche sich doch sämmtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz verschiedenes ausgesagt wird. Jn den beyden ersten Urtheilen wird der Thurm bloß als ein Quantum (als eine Größe), in den zwey übrigen wird er als ein *magnum* (als etwas Großes) betrachtet.

Alles, was Theile hat, ist ein Quantum. Jede Anschauung, jeder Verstandesbegriff ' hat eine Größe, so gewiß dieser eine Sphäre 136
und jene einen Jnnhalt hat. Die Quantität überhaupt kann also nicht gemeint seyn, wenn man von einem Größenunterschied unter den Objekten redet. Die Rede ist hier von einer solchen Quantität, die einem Gegenstande vorzugsweise zukommt, d. h. die nicht bloß ein *quantum* sondern zugleich ein *magnum* ist.

Bey jeder Größe denkt man sich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden sind. Soll also ein Unterschied zwischen Größe und Größe statt finden, so kann er nur darinn liegen, daß in der Einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind, oder, daß die Eine nur einen Theil in der andern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes Quantum als Theil in sich enthält, ist gegen dieses Quantum ein *magnum*.

Untersuchen, wie oft ein bestimmtes Quantum in einem andern enthalten ist, ' heißt dieses Quantum *messen* (wenn es stetig) oder 137
es zählen (wenn es nicht stetig ist). Auf die zum Maaß genommene Einheit kommt es also jederzeit an, ob wir einen Gegenstand als ein Magnum betrachten sollen, d. h. alle Größe ist ein Verhältnißbegriff.

Gegen ihr Maaß gehalten ist jede Größe ein Magnum, und noch

13: Größe) in A b. — 17: Jnhalt B. — 20: zukommt d. h. A. — 21: *quantum*, B b.

mehr ist sie es gegen das Maaß ihres Maaßes, mit welchem verglichen dieses selbst wieder ein Magnum ist. Aber so wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum ist wieder klein, sobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch so große Zahlreyhe mit sich selbst wieder multiplizieren können?

Auf dem Wege der Messung können wir also zwar auf die *komparative*, aber nie auf die *absolute* Größe stoßen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten seyn kann, ' sondern alle andre Größen unter sich befaßet. Nichts würde uns 138 ja hindern, daß dieselbe Verstandeshandlung, die uns eine solche Größe lieferte, uns auch das *Duplum* derselben lieferte, weil der Verstand successiv verfährt, und von Zahlbegriffen geleitet seine Synthese ins Unendliche fortsetzen kann. So lange sich noch bestimmen läßt, *wie groß* ein Gegenstand sey, ist er noch nicht (schlechthin) groß, und kann durch dieselbe Operation der Vergleichung zu einem sehr kleinen herabgewürdiget werden. Diesem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Größe per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur selbst, dem aber nie eine Anschauung entsprechen, und dessen Synthesis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da sich das Reich der Zahl nie erschöpfen läßt, so müßte es der Verstand seyn, der seine Synthesis endigt. Er selbst müßte irgend eine Einheit als höchstes und äusserstes Maaß aufstellen, und was darüber hinausragt, schlechthin für groß erklären.

Dieß geschieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, ' der vor 139 mir steht, sage, *er sey hoch*, ohne seine Höhe *zu bestimmen*. Ich gebe hier kein Maaß der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die absolute Größe nicht zuschreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch größer anzunehmen. Mir muß also schon durch den bloßen Anblick des Thurmes ein äusserstes Maaß gegeben seyn, und ich muß mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: *dieser Thurm ist hoch*, auch jedem andern dieses äusserste Maaß vorgeschrieben zu haben. Dieses Maaß liegt also schon in dem Begriffe

4: giebt B. — 5: Zahlreihe B b. — 6: multiplizieren B. — 7–8: *komparative* aber A. — 10: andern B b W M, andere K. — befasset. B b. — 23: äußerstes B b (und so auch Z. 30 und 32). — 25: Thurm der A. — 26: sage *er* A. — 30: sey, B.

eines Thurmes, und es ist kein andres, als der Begriff seiner Gattungsgröße.

Jedem Dinge ist ein gewisses Maximum der Größe entweder durch seine Gattung (wenn es ein Werk der Natur ist) oder (wenn es ein Werk der Freyheit ist) durch die Schranken der ihm zu Grunde liegenden Ursache und durch seinen Zweck vorgeschrieben. Bey jeder Wahrnehmung ′ von Gegenständen wenden wir, mit mehr oder 140 weniger Bewußtseyn, dieses Größenmaaß an, aber unsre Empfindungen sind sehr verschieden, je nachdem das Maaß, welches wir zum Grund legen, zufälliger oder nothwendiger ist. Ueberschreitet ein Objekt den Begriff seiner Gattungsgröße, so wird es uns gewissermaasen in Verwunderung setzen. Wir werden überrascht, und unsre Erfahrung erweitert sich, aber in sofern wir an dem Gegenstand selbst kein Interesse nehmen, bleibt es bloß bey diesem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Maaß nur aus einer Reyhe von Erfahrungen abgezogen, und es ist gar keine Nothwendigkeit vorhanden, daß es immer zutreffen muß. Ueberschreitet hingegen ein Erzeugniß der Freyheit den Begriff, den wir uns von den Schranken seiner Ursache machten, so werden wir schon eine gewisse Bewunderung empfinden. Es ist hier nicht bloß die übertroffene Erwartung, es ist zugleich eine Entledigung von Schranken, was uns bey einer solchen Erfahrung überrascht. Dort blieb unsre ′ Aufmerksamkeit 141 bloß bey dem Produkte stehen, das an sich selbst gleichgültig war; hier wird sie auf die hervorbringende Kraft hingezogen, welche moralisch oder doch einem moralischen Wesen angehörig ist, und uns also nothwendig interessieren muß. Dieses Interesse wird in eben dem Grade steigen, als die Kraft, welche das wirkende Principium ausmachte, edler und wichtiger, und die Schranke, welche wir überschritten finden, schwerer zu überwinden ist. Ein Pferd von ungewöhnlicher Größe wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geschickte und starke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit diesem Pferd über einen breiten und tiefen Graben setzen, so erstaunen wir, und ist es eine feindliche Fronte, gegen welche wir ihn lossprengen sehen, so gesellt sich zu diesem Erstaunen Achtung,

8: an; B b. — unsere B b. — 11: Object B b. — 11–12: gewissermaßen B b. — 16: Reihe B b. — 26: interessiren B.

und es geht in Bewunderung über. In dem letztern Fall behandeln wir seine Handlung als eine dynamische Größe, und wenden unsern Begriff von menschlicher Tapferkeit als Maaßstab dar'auf an, 142 wo es nun darauf ankommt, wie wir uns selbst fühlen, und was wir als äuserste Grenze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es sich, wenn der Größenbegriff des Zwecks überschritten wird. Hier legen wir keinen empirischen und zufälligen, sondern einen rationalen und also nothwendigen Maaßstab zum Grunde, der nicht überschritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenstandes zu vernichten. Die Größe eines Wohnhauses ist einzig durch seinen Zweck bestimmt, die Größe eines Thurms kann bloß durch die Schranken der Architektur bestimmt seyn. Finde ich daher das Wohnhaus für seinen Zweck zu groß, so muß es mir nothwendig misfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmeshöhen übersteigend, so wird er mich nur desto mehr ergötzen. Warum? Jenes ist ein Widerspruch, dieses nur eine unerwartete Uebereinstimmung mit dem was ich suche. Ich kann es mir sehr wohl gefallen lassen, daß eine Schranke erweitert, ' aber nicht, daß 143 eine Absicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenstand schlechtweg sage, er sey groß, ohne hinzuzusetzen, wie groß er sey, so erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas absolut großes, dem kein Maaßstab gewachsen ist; ich verschweige bloß das Maaß, dem ich ihn unterwerfe, in der Voraussetzung, daß es in seinem bloßen Begriff schon enthalten sey. Ich bestimme seine Größe zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbaren Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewisse Klasse von Dingen, also doch immer objektiv und logisch, weil ich ein Verhältniß aussage, und nach einem Begriffe verfahre.

Dieser Begriff kann aber empirisch, also zufällig seyn, und mein Urtheil wird in diesem Fall nur subjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgröße, was nur die Größe gewisser Arten ist, ich erkenne vielleicht für eine objektive Gren'ze, was nur 144 die Grenze meines Subjektes ist, ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zweck eines Dinges

5: äußerste B b. — Gränze B. — 14: mißfallen. B b. — 18: das eine Schranke b. — 20: er B.— 22: Maasßstab b.

unter. Der Materie nach kann also meine Größenschätzung ganz subjektiv seyn, ob sie gleich der Form nach objektiv d. i. wirkliche Verhältnißbestimmung ist. Der Europäer hält den Patagonen für einen Riesen, und sein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bey demjenigen Völkerstamm, von dem er seinen Begriff menschlicher Größe entlehnte; in Patagonien hingegen wird es Widerspruch finden. Nirgends wird man den Einfluß subjektiver Gründe auf die Urtheile der Menschen mehr gewahr, als bey ihrer Größenschätzung, sowohl bey körperlichen als bey unkörperlichen Dingen. Jeder Mensch, kann man annehmen, hat ein gewisses Kraft- und Tugendmaaß in sich, wornach er sich bey der Größenschätzung moralischer Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Geschenk eines Guldens für eine sehr große Anstrengung seiner Freygebigkeit halten, wenn ' der Großmüthige mit 145
der dreyfachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Mensch von gemeinem Schlag hält schon das Nichtbetrügen für einen großen Beweis seiner Ehrlichkeit; ein anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen diesen Fällen das Maaß subjektiv ist, so ist die Messung selbst immer objektiv; denn man darf nur das Maaß allgemein machen, so wird die Größenbestimmung allgemein eintreffen. So verhält es sich wirklich mit den objektiven Maaßen, die im allgemeinen Gebrauche sind, ob sie gleich alle einen subjektiven Ursprung haben, und von dem menschlichen Körper hergenommen sind.

Alle vergleichende Größenschätzung aber, sie mag nun idealisch oder körperlich, sie mag ganz oder nur zum Theil bestimmend seyn, führt nur zur relativen und niemals zur absoluten Größe; denn wenn ein Gegenstand auch wirklich das ' Maaß übersteigt, welches wir als 146
ein höchstes und äuserstes annehmen, so kann ja immer noch gefragt werden, um wieviel mal er es übersteige. Er ist zwar ein Großes gegen seine Gattung, aber noch nicht das Größtmögliche, und wenn die Schranke einmal überschritten ist, so kann sie ins Unendliche fort überschritten werden. Nun suchen wir aber die absolute Größe, weil diese allein den Grund eines Vorzugs in sich enthalten kann; da alle komparativen Größen, als solche betrachtet, einander gleich sind.

2: objektiv, Bb. — 9: Jeder Mensch kann A. — 18: subjektiv ist: A. — 28: äußerstes Bb. — 34: komparative K.

Weil nichts den Verstand nöthigen kann, in seinem Geschäft still zu stehen, so muß es die Einbildungskraft seyn, welche demselben eine Grenze setzt. Mit andern Worten: Die Größenschätzung muß aufhören logisch zu seyn, sie muß ästhetisch verrichtet werden. Die ganze Form dieses Geschäfts muß sich also verändern.

Wenn ich eine Größe logisch schätze, so beziehe ich sie immer auf mein Erkenntnißvermögen; wenn ich sie ästhetisch schä'tze, so beziehe 147 ich sie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenstand, hier hingegen erfahre ich bloß an mir selbst etwas, auf Veranlassung der vorgestellten Größe des Gegenstandes. Dort erblicke ich etwas ausser mir, hier etwas in mir. Ich messe also auch eigentlich nicht mehr, ich schätze keine Größe mehr, sondern ich selbst werde mir augenblicklich zu einer Größe, und zwar zu einer unendlichen. Derjenige Gegenstand, der mich mir selbst zu einer unendlichen Größe macht, heißt *erhaben*.

Die Einbildungskraft, als Spontaneität des Gemüths, verrichtet bey Vorstellung der Größen ein doppeltes Geschäft. Sie faßt erstlich jedweden Theil des gegebenen Quantums in einem empirischen Bewußtseyn auf, welches die *Apprehension* ist; zweytens faßt sie die *nach einander aufgefaßten* Theile in einem reinen Selbstbewußtseyn *zusammen*, in welchem letzten Geschäft, der *Comprehension*, sie ganz als reiner Verstand ' wirkt. Mit jedem Theile 148 des Quantums nämlich verbindet sich die Vorstellung meines Ich (empirisches Bewußtseyn); und durch Reflexion über diese succeßiv angestellten Synthesen erkenne ich die Identität meines Ich in der ganzen Reyhe derselben (reines Selbstbewußtseyn): dadurch erst wird das Quantum ein Gegenstand für mich. Ich reyhe A an B und B an C u. s. f. und indem ich diesem meinem Geschäft gleichsam zusehe, sage ich mir: sowohl in A als in B und in C bin Ich das handelnde Subjekt.

Die Auffassung geschieht *succeßiv*, und ich ergreife eine Theilvorstellung nach der andern. Da nun nach jedem Zeitmoment stets

4—5: Die ganze ... verändern.] fehlt in B b K W M. — 11: außer B b. — 16 ff.: Die Einbildungskraft, als ...] (Die folgende Auseinandersetzung bis S. 200, Z. 27: „so gewiß *mein Gedanke* der meinige ist.“ steht nur in A.) — 16: Spontanietät A. — 31: succesiv, A.

wieder ein anderes folgt, und so fort bis ins Unendliche, so ist auf
diesem Weg keine Gefahr, daß ich nicht auch das zahlreichste Quantum
zu Ende bringen könnte. Man gebe mir bloß Zeit, so soll keine
Zahl für mich, in der Apprehension, überschwenglich seyn. Die Zu-
sammenfassung hingegen geschieht simul'tan, und durch die Vor- 149
stellung der Identität meines Ichs in allen vorhergegangenen Syn-
thesen hebe ich die Zeitbedingung wieder auf, unter welcher sie vor
sich gegangen waren. Alle jene verschiedenen empirischen Vorstellungen
meines Ich verlieren sich in das einzige reine Selbstbewußtseyn: das
Subjekt, welches in A und B und C u. s. f. gehandelt hat, bin Ich,
das ewig identische Selbst.

Für diese zweyte Handlung, nämlich für die Reduktion der ver-
schiedenen empirischen Apperceptionen auf das reine Selbstbewußtseyn
ist es nun ganz und gar nicht gleichgültig, wie viele solcher empi-
rischer Apperceptionen es sind, die in das reine Selbstbewußtseyn sich
auflösen sollen. Die Erfahrung wenigstens lehrt: daß die Einbildungs-
kraft hier eine Grenze hat, wie schwer auch der nothwendige Grund
derselben sich möchte auffinden lassen. Diese Grenze kann in ver-
schiedenen Subjekten verschieden, und vielleicht durch Uebung und
Anstrengung zu 'erweitern seyn, aber nie wird sie aufgehoben werden. 150
Wenn das Reflexionsvermögen diese Grenze überschreitet, und Vor-
stellungen, welche schon darüber hinausliegen, in Ein Selbstbewußt-
seyn versammeln will, so verliert es eben soviel an Klarheit als es
an Ausbreitung gewinnt. Zwischen dem Umfang des Ganzen einer
Vorstellung und der Deutlichkeit ihrer Theile ist ein ewig unüber-
schreitbares bestimmtes Verhältniß, daher wir bey jeder Aufnehmung
eines großen Quantums in die Einbildungskraft eben soviel rückwärts
verlieren, als wir vorwärts gewinnen, und, wenn wir nun das Ende
erreicht haben, den Anfang verschwunden sehen.

Diejenige Anzahl von Vorstellungen, mit welcher die Deutlichkeit
der einzelnen Theile noch vollkommen bestehen kann, wäre also das
Maximum des menschlichen Comprehensionsvermögens. Es kann,
und zwar sehr beträchtlich, von der Einbildungskraft überschritten
werden, aber jederzeit auf Kosten der Deutlichkeit; und 'zum Nach- 151
theile des Verstandes, der sich streng darinn halten muß. Weniger
als drey kann diese Zahl nicht wohl seyn, weil der ursprüngliche

Akt des Entgegensetzens, auf dem doch alles bestimmte Denken ruht, diese Dreyheit nothwendig macht. Ob es über diese Dreyheit hinausgehe, läßt sich bezweifeln, und die Erfahrung liefert wenigstens nichts, woraus es bewiesen werden könnte. Und so könnte denn allerdings die Zahl drey die heilige Zahl genannt werden, weil uns durch sie unser ganzer Denkkreis bestimmt seyn würde.

Nach diesem logischen Grundmaaße richtet sich nun auch das ästhetische, in Schätzung der Größen, welches zwar nicht ganz so eng kann angenommen werden. Es ist ausgemacht, daß wir wenigstens mehr als drey Einheiten zugleich übersehen und unterscheiden können, wenn gleich, je weiter wir die Zusammenfassung treiben, je mehr und mehr die Deutlichkeit abnimmt. Weil aber bey der Größenschätzung alle Theile als gleichartig ange'nommen werden, so ist hier 152
die Foderung der Deutlichkeit auch schon etwas weniger strenge. Wir werden vielleicht mit einem Blick zwanzig Personen übersehen können, aber mehr als drey darunter in Einem Zeitmoment zu erkennen wird schwer seyn. Ueberhaupt müssen wir uns hier in Acht nehmen, daß wir das nicht für simultan halten, was bloß eine schnelle Succeßion ist. Die Rapidität, womit der Verstand aus dreymal drey Neune macht, läßt uns nicht mehr unterscheiden, ob diese Neun Einheiten auf einmal oder in einer Folge von drey Momenten vor unserer Seele schweben. Wir bilden uns oft ein, mit dem Sinn zu fassen, wo wir bloß mit dem Verstande begreifen. Aber wir dürfen nur das Experiment machen, ob das, was wir bei einer geschickten Anordnung auf einmal übersehen, auch noch dann, wenn es in Unordnung ist, diese Wirkung thut. Eintheilung und Ordnung können nur den Verstand, aber nie die Einbildungskraft, unterstützen; was wir also nur unter dieser Bedingung ' leicht übersehen, das haben wir nicht 153
auf einmal angeschaut, sondern gezählt oder gemessen.

Dieses durch die Schranken unsers Subjekts bestimmte Maximum der Comprehension ist es, was uns bey aller Größenschätzung, auch der mathematischen, als letztes Grundmaaß leitet. Weil jede Größe nur komparativ zu bestimmen ist, so würde es dem Verstand ohne ein solches äuserstes Grundmaaß an einem festen Punkte fehlen, auf welchem er zuletzt nothwendig ruhen muß, um nur irgend eine Größe bestimmen zu können. Nach diesem subjektiven Grundmaaße nun

wird jedes Quantum in der Natur geschätzt, und die Einerleyheit desselben in allen Menschen ist auch allein Ursache, daß in den Urtheilen der Menschen über Größe eine Uebereinstimmung statt finden kann. Würde dieses Grundmaaß erweitert, so würden alle Gegenstände, wenigstens ästhetisch, in ein anderes Größenverhältniß zu uns treten, Berechnungen, die jetzt nur diskur'siv nach Begriffen von Statten 154 gehen, würden das Werk eines Blickes seyn, und Objekte, die uns jetzt durch Erhabenheit rühren, würden ihren ganzen Zauber ablegen, und in der gemeinen Klasse verschwinden.

Man nehme einstweilen an, daß dieses Maximum der sinnlichen Zusammenfassung *zehen* sey. Zehen Einheiten kann also die Einbildungskraft in Eine begreifen, ohne daß eine einzige darunter fehle. Nun sind aber in einer gegebenen Größe tausend solcher Einheiten enthalten, und das ganze tausend soll in das Bewußtseyn aufgenommen werden. Das Quantum zu apprehendiren, d. h. jede dieser tausend Einheiten ins Bewußtseyn einzeln aufzunehmen, hat ganz und gar keine Schwierigkeit, weil dazu nichts als Zeit erfodert wird; aber es zu comprehendieren, d. h. das in allen diesen tausend vorgestellten Einheiten zerstreute Bewußtseyn als identisch zu erkennen, tausend verschiedene Apperceptionen in einer einzigen zu begreifen, das ist die schwere Aufgabe, die gelößt werden soll. Nun giebt es dazu keinen 155 andern Ausweg, als diesen, diese tausend Einheiten auf zehen zu reducieren, weil zehen das höchste ist, was die Einbildungskraft zusammen fassen kann.

Wie können aber tausend Einheiten durch zehen repräsentiert werden? Nicht anders als durch Begriffe, welche die einzigen und beständigen Repräsentanten der Anschauungen sind. Die Einbildungskraft legt also ihr intuitives Geschäft nieder, und der Verstand fängt sein diskursives (hier eigentlich symbolisches) an. Die Zahl muß aushelfen, wo die Anschauung nicht mehr zureicht, und der Gedanke sich unterwerfen, worüber der Blick nicht mehr Meister werden kann.

Aus jenen zehen Einheiten, welche das Maximum sinnlicher Zusammenfassung sind, bildet der Verstand eine neue logische Einheit, den Zahlbegriff 10. Nun kann aber, wie wir annehmen, die Einbildungskraft zehen Einheiten zugleich zu'sammenfassen; jener Zahl- 156

7: Objekte die A. — 30: Anschaung A.

begriff 10, als Einheit gedacht, kann also, zehenmal genommen, in Eine Intuition der Einbildungskraft zusammenfließen. Freilich werden jene logischen Einheiten, die der Verstand bildet, in dieser zweyten Comprehension nicht als Vielheiten sondern als Einheiten aufgenommen, und die zehen Einheiten, welche jede derselben in sich begreift, kommen einzeln nicht mehr in Betrachtung. Bloß der Begriff als Repräsentant gilt, und das repräsentierte verliert sich in Dunkelheit oder verschwindet. Diese zehen logische Einheiten faßt nun der Verstand in eine neue Einheit, die Zahl 100 zusammen, welche, zehenmal wiederhohlt, von der Einbildungskraft abermals zugleich vorgestellt werden kann, und die Zahl 1000 giebt, die das gegebene Quantum vollständig ausmißt. Bey diesem dritten Akt der Comprehension müssen nun jene ursprünglichen Einheiten noch weit mehr erlöschen, weil selbst ihre unmittelbaren Repräsentanten, die Zahlbegriffe zehen durch andere repräsentirt wor'den sind, und selbst in Dunkelheit verschwinden. 157

Bey dieser ganzen Operation hat die Einbildungskraft das Maaß ihrer Zusammenfassung keineswegs erweitert, und es war immer nur dasselbe Quantum von zehen Einheiten, welches ihr in Einem Zeitmoment vorschwebte. Dadurch aber, daß der Verstand, in drey succeßiven Operationen, jene sinnlichen Einheiten mit logischen austauschte, und diese immer wieder unter andere und höhere logische brachte, unterwarf er der Einbildungskraft das ganze Quantum jener 1000, und verbarg ihr auf diese Art ihre ästhetische Armuth in einem logischen Reichthum.

Um jedoch zu wissen, daß man nicht zehen sondern tausend zählt, und daß jede der letzten zehen Einheiten hundert andere in sich faßt, muß das Gemüth sich mit Schnelligkeit der vorhergegangenen Synthesen erinnern, durch welche es diese Einheiten erzeugt. Wenigstens eine dunkle' Intuition des Gehaltes, der in diesen Zahlbegriffen 158 liegt, muß die fortschreitende Synthesis begleiten, wie auch jeder, der sich beym Rechnen beobachtet, in sich wahr nehmen kann. Nur kann es nicht fehlen, daß je mehr die Zahlbegriffe wachsen, das Verfahren des Gemüths immer mehr logisch werden, und die Anschaulichkeit abnehmen muß; daher es auch kommt, daß uns die höchsten Zahlbegriffe zuletzt weit weniger sagen, als die niedrigern,

23: Armuht A.

weil wir mit diesen doch noch einen Gehalt verbinden. Um von dem Begriff einer Million Goldstücke gerührt zu werden, muß man sich wenigstens dunkel erinnern, was für ein großer Gehalt schon in der Zahl tausend liegt, und wieviele Scheidemünzen schon ein einzelnes Goldstück enthalte.

Ein Regiment von 2000 Mann stehe in langer Fronte, drey Mann hoch da, und von der Größe desselben wollen wir uns schnell eine Vorstellung machen. Ich will zu Erleichterung der Uebersicht annehmen, daß alles nach der Decadik gestellt sey. Ein kleiner Ab- 159
schnitt a soll also nach jedem 10, und ein größerer aa nach jedem 100 angebracht seyn, und unser Auge soll durch die ganze Länge der Fronte tragen. Den ersten Abschnitt bis a werden wir also, der Annahme gemäß, in Einem simultanen Blick übersehen, worinn noch jeder einzelne Mann unterschieden werden kann. Dieser Abschnitt nun ist zugleich eine Einheit für den reflektirenden Verstand; und wenn also der Blick an zehen solchen Abschnitten hinunter gegleitet ist, und die Einbildungskraft ihre Comprehension zehenmal nach einander verrichtet hat, so versucht der Verstand abermals, sich die Identität des Bewußtseyns in diesen zehen Comprehensionen zu denken, d. h. aus diesen zehen logischen Einheiten eine neue zu machen. Es gelingt ihm auch, aber auf Kosten der ersten Intuition, welche in demselben Verhältniß ihre Theile verbirgt, als sie sich selbst in den Theil eines andern Ganzen verwandelt. So wie die successiven Zusammenfassungen durch den reflektirenden Verstand simultan gemacht werden, so verlieren die simultanen Intuitionen der Einbildungskraft 160
ihre Deutlichkeit, und schweben nun bloß noch als Massen vor der Seele. Wird nun diese Synthesis noch höher gesteigert, und aus den erzeugten Einheiten wieder neue erzeugt, so verschwindet das einzelne ganz, und die ganze Fronte verliert sich bloß in eine stetige Länge, worinn sich nicht einmal mehr ein Abschnitt, vielweniger ein einzelner Kopf unterscheiden läßt. Es ergiebt sich also daraus, daß die Deutlichkeit der Intuition immer nur in eine bestimmte Zahl eingeschlossen bleibt, daß bey allem diskursiven Fortschritt des Verstandes die Einbildungskraft ihren realen Reichthum (was die Simultaneität der Anschauung betrift) niemals erweitert, und daß, wenn auch die Be-

6: Mann, A. — 22: selbst, in A.

rechnung in Millionen geht, immer nur eine bestimmte Zahl darinn die herrschende seyn wird, in welcher die übrigen gleichsam untergehn. Will man nun von einem großen Quantum einen ästhetischen Eindruck erhalten, so muß man die ursprünglichen Einheiten ′ aus dem sie 161 repräsentierenden Begriff schnell wieder herzustellen suchen, welches in dem angeführten Fall z. B. dadurch geschehen wird, daß man immer den ersten Abschnitt in dem Auge zu behalten sucht, während daß man an der ganzen Fronte hinunter siehet.

Eben hier aber, bey diesem Versuche der Einbildungskraft, die Sinnlichkeit der Vorstellung aus der logischen Repräsentation durch Zahlbegriffe wieder herzustellen, und so die Länge mit der Breite, die Simultaneität mit der Succession in Eine Intuition zu begreifen, kommt die Grenze dieses Vermögens, zugleich aber auch die Stärke eines andern an das Licht, durch welche letztere Entdeckung uns jener Mangel überwiegend ersetzt wird.

Die Vernunft dringt, ihren nothwendigen Gesetzen nach, auf absolute Totalität der Anschauung, und ohne sich durch die nothwendige Begrenzung der Einbildungskraft abweisen zu lassen, fordert sie von ′ ihr eine vollständige Comprehension aller Theile des gegebenen 162 Quantums in eine simultane Vorstellung. Die Einbildungskraft wird also genöthigt, das ganze Maaß ihres comprehensiven Vermögens auszubieten, aber weil sie mit dieser Aufgabe dennoch nicht zu Ende kommen, dennoch aller Anstrengung ungeachtet ihren Kreis nicht erweitern kann, sinkt sie erschöpft in sich selbst zurück, und der sinnliche Mensch empfindet mit peinlicher Unruhe seine Schranken.

Aber ist es eine äussere Gewalt, die ihm diese Erfahrung seiner Schranken giebt? Ist der unmeßbare Ocean, oder der sternenbesäete unendliche Himmel Schuld, daß ich mir meiner Ohnmacht bey Darstellung ihrer Größe bewußt werde? Woher weiß ich denn, daß sie für meine Darstellung überschwengliche Größen sind, und daß ich mir keine Totalität ihres Bildes verschaffen kann? Weiß ich es etwa von diesen Objekten, daß sie ein Ganzes der Vorstellung ausmachen sollten; ich könnte ′ dies ja nicht anders als durch meine Vorstellung von ihnen 163 wissen, und doch wird vorausgesetzt, daß ich mir dieselbe nicht als

8: hinunter] hin-|ter A. — 22: auszubieten,] (= aufzubieten. Vgl. S. 201, Z. 21.)

ein Ganzes vorstellen kann? Sie sind mir also nicht gegeben als ein Ganzes, und ich selbst bin es, der den Begriff der Totalität zuerst in sie hineinlegt. Ich habe also diesen Begriff schon in mir, und ich selbst, das denkende Wesen, bin es, an dem ich, das darstellende Wesen, erliege. Ich erfahre zwar bey Betrachtung dieser großen Gegenstände meine *Ohnmacht*, aber ich erfahre sie durch meine *Kraft*. Ich bin nicht durch die Natur, *ich bin durch mich selbst überwunden*.

Indem ich alle einzelnen Theile eines aufgefaßten Quantums zumal zusammenfassen will, was will ich eigentlich thun? Ich will die Identität meines Selbstbewußtseyns in allen diesen Theilvorstellungen erkennen, ich will in allen mich Selbst finden. Ich will zu mir sagen: „Alle diese Theile sind vorgestellt worden durch mich, das immer einerley bleibende Subjekt.“ 'Man muß sich wohl erinnern, daß die 164
Vernunft immer nur Zusammenfassung derjenigen Theile fordert, die schon aufgefaßt, also schon im empirischen Bewußtseyn vorgestellt sind; denn nur alsdann fängt eine Größe an mich zu rühren, wenn ich sie mit meiner Einbildungskraft durchlaufen, also ihre Theile aufgefaßt habe, aber sie nicht zusammen fassen kann.

Ich will also Vorstellungen, die ich schon gehabt, in eine einzige auflösen, und dieses kann ich nicht, und peinlich empfinde ich, daß ich es nicht kann. Um aber zu empfinden, daß ich eine Forderung nicht erfüllen kann, muß ich zugleich die Vorstellung dieser Forderung und die meines Unvermögens haben. Diese Forderung aber ist hier: Allheit der Theile in der Comprehension, oder Einheit meines Ichs in einer gewissen Reyhe von Veränderungen meines Ichs. Ich muß mir also vorstellen, daß ich die Einheit meines Ichs in allen diesen Veränderungen nicht zur Vorstellung bringen kann; aber eben dadurch
'stelle ich mir ja dieselbe vor. Eben dadurch denke ich mir ja schon 165
die Totalität der ganzen Reyhe, daß ich sie denken *will*, da ich nichts wollen kann, als wovon ich schon eine Vorstellung habe. Ich trage also schon diese Allheit in mir, die ich darzustellen suche, eben weil ich sie darzustellen suche. Das Große also ist in mir, nicht außer mir. Es ist mein ewig identisches, in jedem Wechsel bestehendes, in jeder Verwandlung sich selbst wiederfindendes Subjekt. Ich kann die Auffassung ins Unendliche fortsetzen: heißt also nichts anders, als: in

31: mir die A. — 35: als in A.

unendlichen Veränderungen meines Bewußtseyns ist mein Bewußtseyn identisch, die ganze Unendlichkeit liegt in der Einheit meines Ichs.

Diese Auflösung läßt sich noch in eine andere Formel fassen.
Bey allen Vorstellungen von Objekten, mithin auch der Größe, ist
das Gemüth nie bloß das, was bestimmt wird, sondern es ist
immer zugleich das, was bestimmt. Es ist zwar das Objekt, welches
mich verändert, aber ʹ Ich, das vorstellende Subjekt, bin es, der das 166
Objekt zum Objekte macht, und durch sein Produkt also sich selbst
verändert. In allen diesen Veränderungen aber muß etwas seyn,
was sich nicht verändert, und dieses ewig unwandelbare Principium
ist eben das reine und identische Ich, der Grund der Möglichkeit aller
Objekte, in sofern sie vorgestellt werden. Was also nur immer in
den Vorstellungen Großes liegt, liegt in uns, die wir diese Vorstellungen erzeugen. Welches Gesetz uns auch für unser Denken oder
Handeln gegeben werden mag, es wird uns gegeben durch uns;
und auch wenn wir als sinnlich beschränkte Wesen es unerfüllt lassen
müssen, wie hier im theoretischen das Gesetz der Totalität in der
Größendarstellung, oder wenn wir als freye Wesen mit Willen es
brechen, wie das Gesetz der Sitten im praktischen, so sind wir es
doch immer, die es aufgestellt haben. Ich mag also in der schwindelnden Vorstellung des allgegenwärtigen Raums, oder der nimmerendenden Zeit mich verlieren, oder ich mag in ʹ der Vorstellung der 167
absoluten Vollkommenheit meine eigene Nichtigkeit fühlen — ich selbst
bin es doch nur, der dem Raum seine unendliche Weite und der
Zeit ihre ewige Länge giebt, ich selbst bin es, der die Idee des Allheiligen in sich trägt, weil ich sie aufstelle, und die Gottheit, die ich mir
vorstelle, ist meine Schöpfung, so gewiß mein Gedanke der meinige ist.

Das erhabene der Größe ist also keine objektive Eigenschaft des Gegenstandes, dem es beygelegt wird; es ist bloß die Wirkung unsers eigenen Subjekts auf Veranlassung jenes Gegenstandes. Es entspringt eines Theils aus dem vorgestellten Unvermögen der Einbildungskraft, die, von der Vernunft als Foderung aufgestellte Totalität in Darstellung der Größe zu erreichen, andern Theils aus dem vorgestellten Vermögen der Vernunft, eine solche Foderung aufstellen zu können. Auf das erste gründet sich die zurückstoßende, auf das

6: Objekt welches A. — 28: Erhabene B b.

zweyte die *anziehende* Kraft des Großen und des Sinnlich-unendlichen.

'Obgleich aber das Erhabene eine Erscheinung ist, welche erst in 168
unserm Subjekt erzeugt wird, so muß doch in den Objekten selbst der Grund enthalten seyn, warum gerade nur diese und keine andern Objekte uns zu diesem Gebrauch Anlaß geben. Und weil wir ferner bey unserm Urtheil das Prädikat des Erhabenen *in den Gegenstand* legen, (wodurch wir andeuten, daß wir diese Verbindung nicht bloß willkührlich vornehmen, sondern dadurch ein Gesetz für Jedermann aufzustellen meynen) so muß in unserm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten seyn, warum wir von einer gewissen Klasse von Gegenständen gerade diesen und keinen andern Gebrauch machen.

Es giebt demnach *innere* und giebt *äussere* nothwendige Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen. Zu jenen gehört ein gewisses bestimmtes Verhältniß zwischen Vernunft und Einbildungskraft, zu diesen ein bestimmtes Verhältniß des angeschauten Gegenstandes zu unserm ästhetischen Größenmaaß.

'Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müssen sich mit 169
einem gewissen Grad von Stärke äussern, wenn das Große uns rühren soll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daß sie ihr ganzes Comprehensionsvermögen zu Darstellung der Idee des Absoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachlaßlich dringt. Ist die Phantasie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anschauungen, so bleibt auch der erhabenste Gegenstand bloß ein logisches Objekt, und wird gar nicht vor das ästhetische Forum gezogen. Dieß ist der Grund, warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das ästhetisch große selten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft ist entweder nicht lebhaft genug, sich auf Darstellung des Absoluten der Vernunft auch nur einzulassen, oder ihr Verstand zu geschäftig, den Gegenstand *sich* zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in sein diskursives Gebiet hinüber zu spielen.

'Ohne eine gewisse Stärke der Phantasie wird der große Gegen- 170
stand gar nicht ästhetisch, ohne eine gewisse Stärke der Vernunft hin-

5: andere K. — 10: meinen) B. — 13: *äußere* Bb. — 19: äußern, Bb. — 22: unnachläßlich Bb K W M. (Vgl. oben zu S. 92, Z. 29.) — 32: diskursives B.

gegen wird der ästhetische nicht erhaben. Die Idee des Absoluten erfodert schon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewissen Reichthum an Ideen, und eine genauere Bekanntschaft des Menschen mit seinem edelsten Selbst. Wessen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Großen der Sinne nie einen übersinnlichen Gebrauch zu machen wissen. Die Vernunft wird sich in das Geschäft gar nicht mischen; und es wird der Einbildungskraft allein oder dem Verstand allein überlassen bleiben. Die Einbildungskraft für sich selbst ist aber weit entfernt, sich auf eine Zusammenfassung einzulassen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt sich also mit der bloßen Auffassung und es fällt ihr gar nicht ein ihren Darstellungen Allheit geben zu wollen. Daher die stupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schooß der erhabensten Natur und mitten ' unter den Symbolen des Unendlichen 117
wohnen kann, ohne dadurch aus seinem thierischen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von weitem den großen Naturgeist zu ahnden, der aus dem Sinnlich=Unermeßlichen zu einer fühlenden Seele spricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühllosigkeit anstarrt, das flieht der entnervte Weichling als einen Gegenstand des Grauens, der ihm nicht seine Kraft, nur seine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt sich von großen Vorstellungen peinlich auseinander gespannt. Seine Phantasie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellung des Sinnlich=Unendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft nicht selbstständig genug, dieses Unternehmen mit Erfolge zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege sinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genius, aber nur mit irrdischen, nicht mit unsterblichen Waffen. Dieser Schwäche sich bewußt entzieht er sich lieber einem Anblick, ' der ihn niederschlägt, und sucht Hülfe 172
bei der Trösterinn aller Schwachen, der Regel. Kann er sich selbst nicht aufrichten zu dem Großen der Natur, so muß die Natur zu seiner kleinen Fassungskraft herunter steigen. Ihre kühnen Formen muß sie mit künstlichen vertauschen, die ihr fremd, aber seinem ver=

8: allein, oder B b. — 11: Auffassung, B. — 12: ein, B b. — 17: ahnen, K M. — Sinnlich Unermeßlichen A. — 21: Kraft nur A. — 24: Sinnlich Unendlichen A b. — 27: irdischen, B b. — 30: Tröſterin B b. — 33: fremd aber A b.

zärtelten Sinne Bedürfniß sind. Ihren Willen muß sie seinem eisernen Joch unterwerfen, und in die Fesseln mathematischer Regelmäßigkeit sich schmiegen. So entsteht der ehemalige französische Geschmack in Gärten, der endlich fast allgemein dem englischen gewichen ist, aber ohne dadurch dem wahren Geschmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur ist eben so wenig bloße Mannichfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr gesetzter ruhiger Ernst verträgt sich eben so wenig mit diesen schnellen und leichtsinnigen Uebergängen, mit welchen man sie in dem neuen Gartengeschmack von einer Dekoration zur andern hinüber hüpfen läßt. Sie legt, indem sie sich verwandelt, ihre harmonische Einheit nicht ab, in bescheidener Einfalt 173
verbirgt sie ihre Fülle, und auch in der üppigsten Freyheit sehen wir sie das Gesetz der Stetigkeit ehren. *

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen gehört fürs erste, daß der Gegenstand, den wir dafür erkennen sollen, ein Ganzes ausmache und also Einheit zeige; fürs zweyte, daß er uns das höchste sinnliche Maaß, womit wir alle Größen zu messen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das erste würde die Ein- 174
bildungskraft gar nicht aufgefodert werden, eine Darstellung seiner Totalität zu versuchen, ohne das zweyte würde ihr dieser Versuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrift jede Größe, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgrößen müssen ja in demselben liegen. Nichts destoweniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der sich darinn erhebt, uns einen weit stärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stand ist, als der ganze Gesichtskreis, der nicht nur diesen Berg, sondern noch tausend andere Größen in sich befaßt. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erscheint,

* Die Gartenkunst und die dramatische Dichtkunst haben in neuern Zeiten ziemlich dasselbe Schicksal, und zwar bey denselben Nationen, gehabt. Dieselbe Tyranney der Regel in den französischen Gärten und in den französischen Tragödien; dieselbe bunte und wilde Regellosigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Shakespear; und so wie der deutsche Geschmack von jeher das Gesetz von den Ausländern empfangen, so mußte er auch in diesem Stück zwischen jenen beiden Extremen hin und her schwanken.

5: Geschmack, A. — 14: objectiven B b. — 16: zweite, B. — 20: zweite B. — 22: übertrifft B b — Größe die A. — 26: Stande B. — 30: Schicksal und A. 33: Schakespear; K, Shakspeare; W M. — 35: herschwanken B b.

und wir also nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darstellung zusammen zu fassen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenstände, welche den Blick insbesondere auf sich ziehen, denkt man sich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder ' auf die 175
offenbare See, so wird der Horizont selbst zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabensten, was dem Aug je erscheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu diesem Eindruck besonders viel bey, weil sie an sich selbst so leicht zu fassen ist, und die Einbildungskraft sich um so weniger erwehren kann, die Vollendung derselben zu versuchen.

Der ästhetische Eindruck der Größe beruht aber darauf, daß die Einbildungskraft die Totalität der Darstellung an dem gegebenen Gegenstande **fruchtlos** versucht, und dieß kann nur dadurch geschehen, daß das höchste Größenmaaß, welches sie auf einmal deutlich fassen kann, sovielmal zu sich selbst addiert, als der Verstand deutlich zusammen denken kann, für den Gegenstand zu klein ist. Daraus aber scheint zu folgen, daß Gegenstände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen Eindruck machen müßten, und daß der mindergroße diesen Eindruck weniger werde hervor bringen können, wogegen ' doch 176
die Erfahrung spricht. Denn nach dieser erscheint der Theil nicht selten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, dessen Wellen ihn umspühlen. Man muß sich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der ästhetische Eindruck nur dann erfolgt, wenn sich die Imagination auf Allheit des Gegenstandes einläßt. Unterläßt sie dieses bey dem weit größeren Gegenstand, und beobachtet es hingegen bey dem mindergroßen, so kann sie von dem letztern ästhetisch gerührt, und doch gegen den ersten unempfindlich seyn. Denkt sie sich aber diesen als eine Größe, so denkt sie ihn zugleich als Einheit, und dann muß er nothwendig einen verhältnißmäßig stärkeren Eindruck machen, als er jenen an Größe übertrift.

Alle sinnliche Größen sind entweder im Raum (ausgedehnte Größen) oder in der Zeit (Zahlgrößen). Ob nun gleich je'de aus- 177

6: Auge K. — 14: so vielmal B b. — addirt, B. — 15: denken B. — 18: hervorbringen B. — 21: Himmel in A. — 26: Mindergroßen, A B b. — 31: übertrifft. B b. — 32: sinnliche W M.

gedehnte Größe zugleich eine Zahlgröße ist, (weil wir auch das im Raum gegebene in der Zeit auffassen müssen) so ist dennoch die Zahlgröße selbst nur in sofern als ich sie in eine Raumgröße verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius ist zwar ein ungeheures Quantum in der Zeit, und wenn ich sie in Allheit begreifen will, für meine Phantasie überschwenglich; aber ich lasse mich auch nimmermehr darauf ein, diese Zeitgröße anzuschauen, sondern helfe mir durch Zahlen, und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, daß die höchste Raumgröße, die ich in Einheit zusammen fassen kann, z. B. ein Gebirge, dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maaß für diese Entfernung ist, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maaß für dieselbe nehme ich also doch von ausgedehnten Größen, und auf das Maaß kommt es ja eben an, ob ein Objekt uns groß erscheinen soll.

Das Große im Raum zeigt sich entweder in Längen oder in Höhen, wo'zu auch die Tiefen gehören: denn die Tiefe ist nur 178 eine Höhe unter uns, so wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die Lateinischen Dichter auch keinen Anstand nehmen, den Ausdruck profundus auch von Höhen zu gebrauchen:

ni faceret, maria ac terras coelumque profundum
quippe ferant rapidi secum. —

Höhen erscheinen durchaus erhabener, als gleich große Längen, wovon der Grund zum Theil darinn liegt, daß sich das dynamisch-erhabene mit dem Anblick der erstern verbindet. Eine bloße Länge, wie unabsehlich sie auch sey, hat gar nichts furchtbares an sich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieser herab stürzen können. Aus demselben Grund ist eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren sie unmittelbarer begleitet. Soll eine große Höhe schreckhaft für uns seyn, so müssen wir uns erst hinaufdenken, und sie also in eine Tiefe verwan'deln. Man kann diese Erfahrung 179 leicht machen, wenn man einen mit blau untermischten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder sonst in einem dunkeln Wasser betrachtet, wo seine unendliche Tiefe einen ungleich schauerlicheren An-

2: Gegebene B. — 3: in sofern, B b. — 10: Gebirge dennoch A b. — 16: (wozu A b. — 20. 21: (Die Verse sind aus Virgils Aeneide I, 58.) — 23–24: Dynamischerhabene B. — 28: unmittelbar B b K W.

blick als seine Höhe giebt. Dasselbe geschieht in noch höherem Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Objekt ist, das in das Auge fällt, unsre Einbildungskraft zu Darstellung seiner Totalität unwiderstehlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch schon deßwegen stärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Größe durch keine Vergleichung geschwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maaßstab, unter welchem sie verliert, denn soweit sich eine Länge erstreckt, soweit erstreckt sich auch der Himmel. Zwar ist auch das höchste Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt bloß der Verstand, nicht das Auge, und es ist nicht der Himmel, der durch seine Höhe die Berge niedrig macht, sondern die 180 Berge sind es, die durch ihre Größe die Höhe des Himmels zeigen.

Es ist daher nicht bloß eine optisch richtige, sondern auch eine symbolisch wahre Vorstellung, wenn es heißt, daß der Atlas den Himmel stütze. So wie nämlich der Himmel selbst auf dem Atlas zu ruhen scheint, so ruht unsere Vorstellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt also, in figürlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denselben für unsre sinnliche Vorstellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel fallen, d. h. er würde optisch von seiner Höhe sinken und erniedriget werden.

S.

Die Fortsetzung folgt.

11: Verstand nicht A. — 18: also in A. — 22. 23: fehlen B b K W M.

VIII.

Gedanken 310

über den

Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst.

Gemein ist alles, was nicht zu dem Geiste spricht, und kein anderes als ein sinnliches Interesse erregt. Es gibt zwar tausend Dinge, die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind, aber weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden kann, so ist in der Kunst nur vom Gemeinen in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung ' verunehren, ein großer Kopf und ein edler Geist hinge- 311
gen wird selbst das Gemeine zu adeln wissen und zwar dadurch, daß er es an etwas Geistiges anknüpft und eine große Seite daran entdeckt. So wird uns ein Geschichtschreiber von gemeinem Schlage die unbedeutendsten Verrichtungen eines Helden eben so sorgfältig als seine erhabensten Thaten berichten und sich eben so lang bey seinem Stammbaum, seiner Kleidertracht, seinem Hauswesen als bey seinen Entwürfen und Unternehmungen verweilen. Seine größten Thaten wird er so erzählen, daß kein Mensch es ihnen ansieht, was sie sind. Umgekehrt wird ein Geschichtschreiber von Geist und eignem Seelenadel auch in das Privatleben und in die unwichtigsten Handlungen seines Helden ein Interesse und einen Gehalt legen, der sie wichtig macht. Einen gemeinen Geschmack haben in der bildenden Kunst die

b: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 310–325. — B: Dieselben, andrer Druck. — K: Werke 1813. 8, 2, 238 ff. — W: Werke 1844. 10, 396 ff. — M: Werke 1860. 12, 280 ff.

Niederländischen Mahler, einen edlen und großen Geschmack die Ita-
liener, noch mehr aber die Griechen bewiesen. Diese gingen immer
auf das Ideal, ' verwarfen jeden gemeinen Zug, und wählten auch 312
keinen gemeinen Stoff.

Ein Portraitmahler kann seinen Gegenstand gemein und kann
ihn groß behandeln. Gemein, wenn er das Zufällige eben so
sorgfältig darstellt als das nothwendige, wenn er das Große vernach-
läßigt, und das Kleine sorgfältig ausführt: Groß, wenn er das In-
teressanteste heraus zu finden weiß, das Zufällige von dem Noth-
wendigen scheidet, das Kleine nur andeutet und das Große ausführt.
Groß aber ist nichts, als der Ausdruck der Seele in Handlungen,
Gebärden und Stellungen.

Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige
Handlungen ausführt, und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er be-
handelt ihn groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet. Homer
wußte den Schild des Achilles sehr geistreich zu behandeln, obgleich
die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas sehr gemeines ist.

'Noch eine Stuffe unter dem Gemeinen steht das Niedrige, 313
welches von jenem darinn unterschieden ist, daß es nicht bloß etwas
negatives, nicht bloß Mangel des Geistreichen und Edeln, sondern
etwas positives, nämlich Roheit des Gefühls, schlechte Sitten
und verächtliche Gesinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt bloß von
einem fehlenden Vorzug, der sich wünschen läßt, das Niedrige von
dem Mangel einer Eigenschaft, die von jedem gefordert werden kann.
So ist z. B. die Rache an sich, wo sie sich auch finden und wie sie
sich auch äußern mag, etwas gemeines, weil sie einen Mangel von
Edelmuth beweist. Aber man unterscheidet noch besonders eine nie-
drige Rache, wenn der Mensch, der sie ausübt, sich verächtlicher
Mittel bedient, sie zu befriedigen. Das Niedrige bezeichnet immer
etwas Grobes und Pöbelhaftes; gemein aber kann auch ein Mensch
von Geburt und beßren Sitten denken und handeln, wenn er mittel-
mäßige Gaben besitzt. Ein Mensch handelt gemein, der nur auf
seinen Nu'tzen bedacht ist, und in sofern steht er dem edeln Men- 314
schen entgegen, der sich selbst vergessen kann, um einem andern einen

15: großen b. — 19: darin B. — 25: an sich wo b. — wie B. — 33: Edeln b.

Genuß zu verschaffen. Derselbe Mensch aber würde niedrig handeln, wenn er seinem Nutzen auf Kosten seiner Ehre nachginge und auch nicht einmal die Gesetze des Anstandes dabey respectiren wollte. Das Gemeine ist also dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anständigen zugleich entgegen gesetzt. Jeder Leidenschaft ohne allen Widerstand nachgeben, jeden Trieb befriedigen, ohne sich auch nur von den Regeln des Wohlstands, vielweniger von denen der Sittlichkeit zügeln zu lassen, ist niedrig, und verräth eine niedrige Seele.

Auch in Kunstwerken kann man in das Niedrige verfallen, nicht bloß indem man niedrige Gegenstände wählt, die der Sinn für Anstand und Schicklichkeit ausschließt, sondern auch indem man sie *niedrig behandelt*. *Niedrig behandelt* man einen Gegenstand, wenn man entweder diejenige Seite an ihm, welche der gute An'stand 315
verbergen heißt, bemerklich macht, oder wenn man ihm einen Ausdruck gibt, der auf niedrige Nebenvorstellungen leitet. In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmahlen.

Man findet Gemählde aus der heiligen Geschichte, wo die Apostel, die Jungfrau und Christus selbst einen Ausdruck haben, als wenn sie aus dem gemeinsten Pöbel wären aufgegriffen worden. Alle solche Ausführungen beweisen einen niedrigen Geschmack, der uns ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künstlers selbst zu schließen.

Es gibt zwar Fälle, wo das *Niedrige* auch in der Kunst gestattet werden kann; da nämlich wo es Lachen erregen soll. Auch ein Mensch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verderbten Geschmack zu verrathen, an dem rohen aber wahren Ausdruck der Natur und an ' dem Kontrast zwischen den Sitten der feinen Welt 316
und des Pöbels sich belustigen. Die Betrunkenheit eines Menschen von Stande würde, wo sie auch vorkäme, Mißfallen erregen; aber ein betrunkener Postillion, Matrose und Karrenschieber macht uns lachen. Scherze, die uns an einem Menschen von Erziehung unerträglich seyn würden, belustigen uns im Mund des Pöbels. Von dieser Art sind viele Scenen des Aristophanes, die aber zuweilen auch diese Grenze überschreiten und schlechterdings verwerflich sind. Deßwegen ergötzen wir uns an Parodien, wo Gesinnungen, Redensarten

3: respektiren B. — 30: Postillon K W M.

und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denselben vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anstand behandelt hat. Sobald es der Dichter bloß auf ein Lachstück anlegt, und weiter nichts will, als uns belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen laßen, nur muß er nie Unwillen oder *Eckel* erregen.

'Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da anbringt, wo wir 317
es schlechterdings nicht verzeihen können, bey Menschen nämlich, von denen wir berechtigt sind, feinere Sitten zu fodern. Handelt er dagegen, so beleidigt er entweder die *Wahrheit*, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, daß Menschen von Erziehung wirklich so niedrig handeln können; oder seine Menschen beleidigen unser Sittengefühl, und erregen, welches noch schlimmer ist, unsre Indignation. Ganz anders ist es in der *Farse*, wo zwischen dem Dichter und dem Zuschauer ein stillschweigender Kontrakt ist, daß man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farse dispensiren wir den Dichter von aller *Treue der Schilderung*, und er erhält gleichsam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet sich das Komische gerade auf seinen Kontrast mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr seyn und mit der Wahrheit kontrastiren.

'Es gibt aber auch im Ernsthaften und Tragischen einige seltene 318
Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muß es aber ins *Furchtbare* übergehn, und die augenblickliche Beleidigung des Geschmacks muß durch eine starke Beschäftigung des Affects ausgelöscht und also von einer höhern tragischen Wirkung gleichsam verschlungen werden. *Stehlen* z. B. ist etwas *absolut niedriges*, und was auch unser Herz zur Entschuldigung eines Diebs vorbringen kann, wie sehr er auch durch den Drang der Umstände mag verleitet worden seyn, so ist ihm ein unauslöschliches Brandmahl aufgedrückt, und *ästhetisch* bleibt er immer ein niedriger Gegenstand. Der Geschmack verzeiht hier noch weniger als die Moral, und sein Richterstuhl ist strenger; weil ein ästhetischer Gegenstand auch für alle Neben-

5: lassen, B. — 10: fordern. K W M. — 15: *Farce*, K W M. — 15: Kontrakt K] Kontrast b B, Contract W, Contrakt M. — 16: Farce K W M. — 21: ernsthaften und tragischen b. — 23: *Fruchtbare* b. — 24: Affekts B. — 30: *aesthetisch* b B.

ideen verantwortlich ist, die auf seine Veranlassung in uns rege gemacht werden, da hingegen die moralische Beurtheilung von allem Zufälligen abstrahirt. Ein Mensch, ' der stiehlt, würde demnach für 319 jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalt ein höchst verwerfliches Object seyn. Wird aber dieser Mensch zugleich Mörder, so ist er zwar moralisch noch viel verwerflicher; aber ästhetisch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige, der sich (ich rede hier immer nur von der ästhetischen Beurtheilungsweise) durch eine Infamie erniedrigt, kann durch ein Verbrechen wieder in etwas erhöht und in unsre ästhetische Achtung restituirt werden. Diese Abweichung des moralischen Urtheils von dem ästhetischen ist merkwürdig und verdient Aufmerksamkeit. Man kann mehrere Ursachen davon anführen. Erstlich habe ich schon gesagt, daß, weil das ästhetische Urtheil von der Phantasie abhängt, auch alle Nebenvorstellungen, welche durch einen Gegenstand in uns erregt werden, und mit demselben in einer natürlichen Verbindung stehen, auf dieses Urtheil einfließen. Sind nun diese Nebenvorstellungen von einer niedrigen ' Art, so erniedrigen sie den Hauptgegenstand unvermeidlich. 320

Zweytens sehen wir in der ästhetischen Beurtheilung auf die Kraft, bey einer moralischen auf die Gesetzmäßigkeit. Kraftmangel ist etwas verächtliches, und jede Handlung, die uns darauf schließen läßt, ist es gleichfalls. Jede feige und kriechende That ist uns widrig durch den Kraftmangel, den sie verräth; umgekehrt kann uns eine teufelische That, sobald sie nur Kraft verräth, ästhetisch gefallen. Ein Diebstahl aber zeigt eine kriechende feige Gesinnung an; eine Mordthat hat wenigstens den Schein von Kraft, wenigstens richtet sich der Grad unsers Interesse, das wir ästhetisch daran nehmen, nach dem Grad der Kraft, der dabey geäußert worden ist. '

Drittens werden wir bey einem schweren und schrecklichen Verbrechen von der Qualität desselben abgezogen, und auf seine furchtbaren Folgen auf'merksam gemacht. Die stärkere Gemüthsbewegung 321 unterdrückt alsdann die schwächere. Wir sehen nicht rückwärts in die Seele des Thäters, sondern vorwärts in sein Schicksal, auf die Wirkungen seiner That. Sobald wir aber anfangen zu zittern, so

5: Mörder so b. — 6: aesthetisch b. — 7: Derjenige der b. — 20: einer W M] einem b W K.

schweigt jede Zärtlichkeit des Geschmacks. Der Haupteindruck erfüllt unsre Seele ganz, und die zufälligen Nebenideen, an denen eigentlich das Niedrige hängt, erlöschen. Daher ist der Diebstahl des jungen Ruhberg in *Verbrechen aus Ehrsucht* auf der Schaubühne nicht widrig, sondern wahrhaft tragisch. — Der Dichter hat mit vieler Geschicklichkeit die Umstände so geleitet, daß wir fortgerissen werden und nicht zu Athem kommen. Das schreckliche Elend seiner Familie, und besonders der Jammer seines Vaters sind Gegenstände, die unsre ganze Aufmerksamkeit von dem Thäter hinweg und auf die Folgen seiner That leiten. Wir sind viel zu sehr im Affekt, um uns auf die Vorstellungen der Schande einzulassen, womit der Diebstahl gebrandmarkt [322] wird. Kurz: das Niedrige wird durch das *Schreckliche* versteckt. Es ist sonderbar, daß dieser wirklich begangene Diebstahl des jungen Ruhberg nicht so viel widriges hat, als der bloße ungegründete Verdacht eines Diebstahls in einem andern Schauspiel. Hier wird ein junger Offizier unverdienterweise beschuldigt, einen silbernen Löffel eingesteckt zu haben, der sich nachher findet. Das Niedrige ist also hier bloß eingebildet, bloßer Verdacht, und doch thut es dem unschuldigen Helden des Stücks, in unsrer ästhetischen Vorstellung unwiederbringlich Schaden. Die Ursache ist, weil die Voraussetzung, daß ein Mensch niedrig handeln könne, keine feste Meinung von seinen Sitten beweist, da die Gesetze der Convenienz es mit sich bringen, daß man einen so lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil *zeigt*. Traut man ihm also etwas verächtliches zu, so sieht es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines solchen Argwohns An'laß gegeben hätte; obgleich das Niedrige [323] eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seiten des Beschuldigers ist. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daß er *Offizier* und *Liebhaber* einer Dame von Erziehung und Stande ist. Mit diesen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erschrecklichen Kontrast, und es ist uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinnern, wenn er bey seiner Dame ist, daß er den silbernen Löffel in der Tasche haben

4: *Verbrechen aus Ehrsucht*] (Von *Iffland*.) — 15: in einem andern Schauspiel.] (In Fr. L. *Schröders* Lustspiel '*Der Fähndrich*'.) — 16: Officier B. — 20: unwiderbringlich b. — 30: beyden B.

könnte. Das größte Unglück dabey ist, daß derselbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahndet; denn wäre dieses, so würde er als Offizier eine blutige Genugthuung fodern; die Folgen würden dann ins Fürchterliche gehen, und das Niedrige verschwinden.

Noch muß man das Niedrige der Gesinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zustandes wohl unterscheiden. Das erste ist unter aller ästheti'schen Würde, das letzte kann öfters sehr gut da- 324
mit bestehen. Sklaverey ist niedrig; aber eine sklavische Gesinnung in der Freyheit ist verächtlich, eine sklavische Beschäftigung hingegen ohne eine solche Gesinnung ist es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Hoheit der Gesinnung verbunden, ins Erhabene übergehen. Der Herr des Epiktet, der ihn schlug, handelte niedrig, und der geschlagene Sklave zeigte eine erhabene Seele. Wahre Größe schimmert aus einem niedrigen Schicksal nur desto herrlicher hervor und der Künstler darf sich nicht fürchten, seinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, sobald er nur versichert ist, daß ihm der Ausdruck des innern Werths zu Gebote steht.

Aber was dem Dichter erlaubt seyn kann, ist dem Mahler nicht immer gestattet. Jener bringt seine Objekte bloß vor die Phantasie, dieser hingegen unmittelbar vor die Sinne. Also ist nicht nur der Eindruck des Gemähldes lebhafter als der des Gedichts, sondern 325
der Mahler kann auch durch seine natürlichen Zeichen das Innere nicht so sichtbar machen, als der Dichter durch seine willkührlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Aeußern versöhnen. Wenn uns Homer seinen Ulyß in Bettlerlumpen aufführt, so kömmt es auf uns an, wie weit wir uns dieses Bild ausmahlen und wie lang wir dabey verweilen wollen. In keinem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, daß es uns unangenehm oder ekelhaft seyn könnte. Wenn aber der Mahler oder gar noch der Schauspieler den Ulyß dem Homer getreu nachbilden wollte, so würden wir uns mit Widerwillen davon hinwegwenden. Hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unserer Gewalt, wir müssen sehen, was uns der Mahler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabey in Erinnerung gebracht werden, nicht so leicht abweisen.

2: ahnt; K, ahnet; M. — 3: fordern; K W M. — 17: Innern b. — 24: den Aeußern B b. — 26: kommt K.

IX.

Ueber das Erhabene.

„Kein Mensch muß müssen" sagt der Jude Nathan zum Der-
wisch, und dieses Wort ist in einem weiteren Umfange wahr, als
man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist der Ge-
schlechtscharakter des Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die
ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur; sein
Prärogativ ist bloß, daß er mit Bewußtseyn und Willen vernünftig
handelt. Alle andere Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen,
welches will.

'Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Ge- 4
walt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns anthut,
macht uns nichts geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feiger-
weise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg. Aber dieser Anspruch
auf absolute Befreyung von allem, was Gewalt ist, scheint ein Wesen
vorauszusetzen, welches Macht genug besitzt, jede andere Macht von
sich abzutreiben. Findet er sich in einem Wesen, welches im Reich
der Kräfte nicht den obersten Rang behauptet, so entsteht daraus ein
unglücklicher Widerspruch zwischen dem Trieb und dem Vermögen.

In diesem Falle befindet sich der Mensch. Umgeben von zahl-
losen Kräften, die alle ihm überlegen sind, und den Meister über
ihn spielen, macht er durch seine Natur Anspruch, von keiner Ge-
walt zu erleiden. Durch seinen Verstand zwar steigert er künstlicher-
weise seine natürlichen Kräfte, und bis auf ei'nen gewissen Punkt 5

b: Kleinere prosaische Schriften, Th. 3 (1801), S. 3—43. — B: Dieselben, andrer Druck. — K: Werke 1813. 8, 2, 211 ff. — W. Werke 1844. 10, 379 ff. — M: Werke 1860. 12, 261 ff. — [2]: Nathan] Lessings Nathan I, 3. Werke 2, 199. — [8]: Alle andern W M.

gelingt es ihm wirklich, physisch über alles Physische Herr zu werden. Gegen alles, sagt das Sprüchwort, giebt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber diese einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinne ist, würde den ganzen Begriff des Menschen aufheben. Nimmermehr kann er das Wesen seyn, welches will, wenn es auch nur Einen Fall giebt, wo er schlechterdings muß, was er nicht will. Dieses einzige schreckliche, was er nur muß und nicht will, wird wie ein Gespenst ihn begleiten, und ihn, wie auch wirklich bey den mehresten Menschen der Fall ist, den blinden Schrecknissen der Phantasie zur Beute überliefern; seine gerühmte Freyheit ist absolut Nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Kultur soll den Menschen in Freyheit setzen und ihm dazu behülflich seyn, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

ʼDieß ist auf zweyerley Weise möglich. Entweder realistisch, 6
wenn der Mensch der Gewalt Gewalt entgegensetzt, wenn er als Natur die Natur beherrschet: oder idealistisch, wenn er aus der Natur heraustritt und so, in Rücksicht auf sich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem ersten verhilft, heißt physische Cultur. Der Mensch bildet seinen Verstand und seine sinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte nach ihren eigenen Gesetzen, entweder zu Werkzeugen seines Willens zu machen, oder sich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu setzen. Aber die Kräfte der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; über diesen Punkt hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt also wäre es um seine Freyheit gethan, wenn er keiner andern als physischen Kultur fähig wäre. Er soll aber ʼ ohne Aus- 7
nahme Mensch seyn, also in keinem Fall etwas gegen seinen Willen erleiden. Kann er also den physischen Kräften keine verhältnißmäßige physische Kraft mehr entgegen setzen, so bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts anders übrig, als: ein Verhältniß, welches ihm so nachtheilig ist, ganz und gar aufzuheben, und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muß, dem Begriff nach zu

2: Sprichwort B. — 9: mehrsten K, meisten M.

vernichten. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heißt aber nichts anders, als sich derselben freywillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geschickt macht, heißt die moralische.

Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frey. Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts was sie an ihm ausübt, ist Gewalt, denn eh es bis zu ihm kommt, ist es schon *seine eigene Handlung* geworden, und die dynamische Natur erreicht ihn ' selbst nie, weil 8
er sich von allem, was sie erreichen kann, freythätig scheidet. Diese Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Resignation in die Nothwendigkeit und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathschluß lehret, erfodert, wenn sie ein Werk der freyen Wahl und Ueberlegung seyn soll, schon eine größere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menschen im handelnden Leben eigen zu seyn pflegt. Glücklicherweise aber ist nicht bloß in seiner rationalen Natur eine moralische Anlage, welche durch den Verstand entwickelt werden kann, sondern selbst in seiner sinnlich vernünftigen, d. h. menschlichen Natur eine *ästhetische* Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewisse sinnliche Gegenstände geweckt, und durch Läuterung seiner Gefühle zu diesem idealistischen Schwung des Gemüths kultivirt werden kann. Von dieser, ihrem Begriff und Wesen nach, zwar idealistischen Anlage, die aber auch selbst der ' Realist in seinem Leben deutlich genug an den Tag legt, 9
obgleich er sie in seinem System nicht zugiebt*, werde ich gegenwärtig handeln.

Zwar reichen schon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, uns bis auf einen gewissen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüth, welches sich soweit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden, und ohne alle Rücksicht auf Besitz, aus der bloßen Reflexion

* Wie überhaupt nichts wahrhaft idealistisch heißen kann, als was der vollkommene Realist wirklich unbewußt ausübt, und nur durch eine Inconsequenz läugnet.

7: ehe B. — 12: erfordert, B K W M. — 18: aesthetische b B. (Ebenso 217, 27; 231, 4.) — 24: zugiebt *) werde b. — 31: heis- | sen b, idealistisch | heißen B. — 32: Realist | b, Rea- | list B.

über die Erscheinungsweise ein freyes Wohlgefallen zu schöpfen, ein solches Gemüth trägt in sich selbst eine innre unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nöthig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht in Gefahr, derselben beraubt zu ′ werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper 10
haben, an welchem er sich zeigt, und solange also ein Bedürfniß auch nur nach schönem Schein vorhanden ist, bleibt ein Bedürfniß nach dem Daseyn von Gegenständen übrig, und unsre Zufriedenheit ist folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Daseyn gebietet. Es ist nehmlich etwas ganz anders, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen, oder ob wir bloß verlangen, daß die vorhandenen Gegenstände schön und gut seyen. Das letzte kann mit der höchsten Freyheit des Gemüths bestehen, aber das erste nicht; daß das Vorhandene schön und gut sey, können wir fodern; daß das Schöne und Gute vorhanden sey, bloß wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existire, aber mit rigoristischer Strenge verlangt, daß das Existirende gut und schön und vollkommen sey, heißt vorzugsweise groß ′ und erhaben, weil sie alle 11
Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu theilen.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale zu dringen, und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt zu werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorherzusagen, daß sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zuviel einräumen und die höchste Charakter- und Geschmacks-Probe nicht bestehen werden. Das moralisch Fehlerhafte soll uns nicht Leiden und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfniß als von einer unerfüllten Foderung zeugt. Diese muß einen rüstigern Affekt zum Begleiter haben, und das Gemüth eher stärken und in seiner Kraft bevestigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

2: innere B. — 14: vorhandene b. — 15: fordern; B K W M. — Vorhanden b. — 16: welcher gleichgültig B. — 22: schöner aber b B. — 25: set- | zen B, se- | tzen b. — 31: Forderung K W M. — 33: befestigen, B.

′Zwey Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs 12 Leben gab. Der Eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühvolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebieth, über diese hinaus kann ihn sein irrdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlichte Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennet man das Gefühl des Schönen, in dem zweyten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freyheit; aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt ′ und von allem körperlichen 13 Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frey bey der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmonieren; wir fühlen uns frey beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von *Wehseyn*, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von *Frohseyn*, das bis zum Entzücken steigen kann und ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweyer widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsere moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Wei′se. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nehmliche 14 Gegenstand in zwey entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß *wir selbst* in zwey verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwey entgegengesetzte Naturen in uns vereiniget seyn müssen, welche bey Vorstellung desselben

3: mühevolle W M. — 8: Gebiet, B. — 8–9: irdischer B. — 10–11: schwindliche K. — 18: harmoniren; B. — 19: beym B. — 34: desselben, b.

auf ganz entgegengesetzte Art interessiret sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unsers Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein selbstständiges Prinzipium in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere Fassungskraft und erliegen bey dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unsere Lebens'kraft, und betrachten ihn als 15 eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen, wie in dem andern Fall durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unsrer Phantasie zugleich die Grenzen unsrer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas anders im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Mei'ster finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, 16 die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, daß sie über unsere Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Willen ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind; so wußte sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts we-

31: Wille B W M.

niger als sklavisch unterworfen sind. Und dieß ist eine ganz andere
Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann; durch das
Schöne der Wirklichkeit nehmlich, denn im Idealschönen muß sich
auch das Er'habene verlieren. Bey dem Schönen stimmen Vernunft 17
und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung
willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir
also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als
reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen
Vernunft und Sinnlichkeit **nicht** zusammen, und eben in diesem
Widerspruch zwischen beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier
aufs schärfste von einander geschieden, denn gerade bey solchen Gegenständen, wo der erste nur seine Schranken empfindet, macht der andere
die Erfahrung seiner **Kraft** und wird durch eben das unendlich erhoben, was den andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen,
deren Vereinigung den **schönen Karakter** ausmacht. Er soll in
der Ausübung der Ge'rechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Stand- 18
haftigkeit und Treue seine Wollust finden, alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiele
werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen,
wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffodern mag.
Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den
Vorschriften der Vernunft nicht entzückend seyn, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir
uns wohl, bey aller Zuneigung zu demselben versichert halten, daß
er wirklich ein Tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend
giebt? Wenn es dieser Mensch auch bloß auf angenehme Empfindungen
angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, schlechterdings
nicht anders handeln, und er müßte seinen eignen Vortheil hassen,
wenn er lasterhaft seyn wollte. Es kann seyn, daß die Quelle seiner
Handlungen rein ist, aber das muß er ' mit seinem eignen Herzen 19
ausmachen, **wir** sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun
als auch der bloß kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu

8: Beym B. — 10: beyden B. — 22: auffordern K W M. — 25: Wir B. — 26: wohl bey B.

seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser nehmliche Mensch soll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Nahmen zu Grund richten. Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen, alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen, alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf, und fodre von dem Unglücklichen die Ausübung der nehmlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nehmlichen, hat die Ar'muth seine Wohlthätigkeit, der Undank 20
seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freylich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus, (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet), weil nichts widersprechender seyn kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber ' mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des 21
absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Natur-Bedingung gebunden ist, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beym Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eignen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seyen, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worinn uns das Schöne gern immer gefangen halten

2: jenseit B. — 9: fordre K W M. — 29: giebt B. — 34: worin B.

möchte. Nicht allmählig (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freyheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung, reißt es den selbstständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat — wenn es ihr ʹ gelungen ist, sich in der ver- 22
führerischen Hülle des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreissen, dem gefesselten Geist seine ganze Schnellkraft auf einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu ertheilen, und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttinn Calypso hat den tapfern Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt, — aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt, er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frey.

ʹDas Erhabene, wie das Schöne, ist durchʹ die ganze Natur 23
verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, daß wir der Schönheit zuerst entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehn; denn die Schönheit ist unsre Wärterinn im kindischen Alter, und soll uns ja aus dem rohen Naturstand zur Verfeinerung führen. Aber ob sie gleich unsre erste Liebe ist, und unsre Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß sie langsamer reif wird, und zu ihrer völligen Entwicklung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einen bessern Weg, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzt wären, so würde die

1: giebt B. — 8: Schönen, B. — 32: Entwickelung B.

Sinnenwelt ewig ' die Grenze unsrer Bestrebungen bleiben. Wir 24
würden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Gesinnungen über sie hinaus gehn, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweise liegt es schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, obgleich er zuerst blühet, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundsätzen in der Brust anzupflanzen, und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

So lange der Mensch bloß Sklave der physischen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfnisse noch keinen Ausgang gefunden hatte, und die hohe dämonische Freyheit in seiner Brust noch nicht ahndete, so konnte ihn ' die unfaßbare Natur nur an 25
die Schranken seiner Vorstellungskraft und die verderbende Natur nur an seine physische Ohnmacht erinnern. Er mußte also die erste mit Kleinmuth vorübergehen, und sich von der andern mit Entsetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieser Fluth von Erscheinungen etwas Bleibendes in seinem eigenen Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden: und das relativ Große ausser ihm ist der Spiegel, worinn er das absolut Große in ihm selbst erblickt. Furchtlos und mit schauerlicher Lust nähert er sich jetzt diesen Schreckbildern seiner Einbildungskraft, und bietet absichtlich die ganze Kraft dieses Vermögens auf, das Sinnlichunendliche darzustellen, um, wenn es bey diesem Versuche dennoch erliegt, die Ueberlegenheit seiner Ideen über das Höchste, was die ' Sinnlichkeit 26
leisten kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füßen, und der größere Ocean über ihm, entreissen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. Ein größerer Maßstab der Schätzung wird ihm von

15: ahnte, K, ahnete, M. — 24: außer B. — worin B.

der simpeln Majestät der Natur vorgehalten, und, von ihren großen Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studierkerker, und kein Gesellschaftsaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser muthige Streit des Gemüths mit dem großen Naturgeist auf einem Spatziergang gebahr — wer weiß, ob es nicht dem seltenern Verkehr mit diesem großen Genius zum Theil zuzuschreiben ist, daß der Karakter der Städter sich so gerne zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Noma'den 27
offen und frey bleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lagert.

Aber nicht bloß das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfaßbare für den Verstand, die *Verwirrung*, kann, sobald sie ins Große geht, und sich als Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verächtlich), zu einer Darstellung des Uebersinnlichen dienen, und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilet nicht lieber bey der geistreichen Unordnung einer natürlichen Landschaft als bey der geistlosen Regelmäßigkeit eines französischen Gartens? Wer bestaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Siciliens Fluren, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Ossians großer Natur, als daß er in dem schnurgerechten Holland den sauren Sieg der Geduld über das trotzigste der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, daß ′ in Bataviens 28
Triften für den physischen Menschen besser gesorgt ist, als unter dem tückischen Krater des Vesuv, und daß der Verstand, der begreifen und ordnen will, bey einem regulairen Wirthschaftsgarten weit mehr als bey einer wilden Naturlandschaft seine Rechnung findet. Aber der Mensch hat noch ein Bedürfniß mehr, als zu leben und sich wohl seyn zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen.

Was dem Reisenden von Empfindung die wilde Bizarrerie in der physischen Schöpfung so anziehend macht, eben das eröffnet einem begeisterungsfähigen Gemüth, selbst in der bedenklichen Anarchie der moralischen Welt, die Quelle eines ganz eignen Vergnügens. Wer

4: Gesellschaftssaal W M. — 12: auch] auf b. — 14: verächtlich,) B. — 26 regulären B.

freylich die große Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fackel des **Verstandes** beleuchtet, und immer nur darauf ausgeht, ihre kühne Unordnung in Harmonie aufzulösen, der kann sich in ei'ner 29 Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiser Plan zu regieren scheint, und bey weitem in den mehresten Fällen Verdienst und Glück mit einander im Widerspruche stehn. Er will haben, daß in dem großen Weltlaufe alles wie in einer guten Wirthschaft geordnet sey, und vermißt er, wie es nicht wohl anders seyn kann, diese Gesetzmäßigkeit, so bleibt ihm nichts anders übrig, als von einer künftigen Existenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene schuldig bleibt. Wenn er es hingegen gutwillig aufgibt, dieses gesetzlose Chaos von Erscheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen, so gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieser verloren gibt. Gerade dieser gänzliche Mangel einer Zweckverbindung unter diesem Gedränge von Erscheinungen, wodurch sie für den Verstand, der sich an diese Verbindungsform halten muß, übersteigend und unbrauchbar wer'den, macht sie zu einem desto treffendern Sinn- 30 bild für die reine Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigne Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargestellt findet. Denn wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter sich nimmt, so hat man den Begriff der Independenz, der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freyheit überraschend zusammenstimmt. Unter dieser Idee der Freyheit, welche sie aus ihrem eigenen Mittel nimmt, faßt also die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zusammen, was der Verstand in keine Einheit der Erkenntniß verbinden kann, unterwirft sich durch diese Idee das unendliche Spiel der Erscheinungen, und behauptet also ihre Macht zugleich über den Verstand als sinnlich bedingtes Vermögen. Erinnert man sich nun, welchen Werth es für ein Vernunftwesen haben muß, sich seiner Independenz von Naturgesetzen bewußt zu werden, so begreift man, wie es zugeht, daß Menschen von erhabener Gemüthsstimmung durch diese ihnen dargebotene Idee der Freyheit sich für allen Fehlschlag der Erkenntniß für entschädigt halten können. Die Freyheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Uebeln ist für edle Gemüther

5: mehrsten K, meisten M. — 19: reinere B.

ein unendlich interessanteres Schauspiel als Wohlstand und Ordnung ohne Freyheit, wo die Schaafe geduldig dem Hirten folgen, und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetzt. Das letzte macht den Menschen bloß zu einem geistreichen Produkt und glücklichern Bürger der Natur, die Freyheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, und *nur* aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Object. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grun'de nichts anders als der Konflikt der Natur- 32 kräfte unter einander selbst und mit der Freyheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfs berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affekte im Menschen gezählt werden müssen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat bloß durch einzelne Ausnahmen vom Naturgesetz in einem Kato, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nur der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeynte Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt *fodert*, mit dem, was die wirkliche *leistet*, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem *organischen Reich* sich nach den regulativen Grundsätzen der Beurtheilung ' richtet oder zu richten 33 scheint, so unbändig reißt sie im Reich der Freyheit den Zügel ab, woran der Spekulations-Geist sie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf resignirt, sie zu *erklären*, und diese ihre Unbegreiflichkeit selbst zum Standpunct der Beurtheilung macht. Eben der Umstand, daß die Natur im Großen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet, daß sie auf ihrem eigenwilligen freyen Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtlosigkeit in den Staub

[2]: Schafe B. — [5]: glücklichen K. — [9]: Gesichtspunkt B. — [12]: Menschen und b. — [20–21]: wohlgemeinten K W M. — [21–22]: *fordert*, K W M. — [23]: Aussagen, b. — [24]: *Organischen* b B. — [32]: auf ihren b B.

tritt, daß sie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in Einem Untergang mit sich fortreißt, daß sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf den Menschen in ihre Riesenarme faßt und zerschmettert, daß sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang ' baut — mit einem 34 Wort — dieser Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu lassen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird also unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die sinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerstörende Natur, so lange wir nehmlich bloß freye Betrachter derselben bleiben. Der sinnliche Mensch freylich, und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen fürchten nichts so sehr, als mit dieser Macht zu zerfallen, die über Wohlseyn und Existenz zu gebieten hat.

Das höchste Ideal, wornach wir ringen, ist, mit der physischen Welt, als ' der Bewahrerinn unserer Glückseligkeit, in gutem Ver- 35 nehmen zu bleiben, ohne darum genöthigt zu seyn, mit der moralischen zu brechen, die unsre Würde bestimmt. Nun geht es aber bekanntermaßen nicht immer an, beyden Herren zu dienen, und wenn auch (ein fast unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfnisse nie in Streit gerathen sollte; so geht doch die Naturnothwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menschen ein, und weder seine Kraft noch seine Geschicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängnisse sicher stellen. Wohl ihm also, wenn er gelernt hat zu ertragen, was er nicht ändern kann, und Preiß zu geben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schicksal alle Aussenwerke ersteigt, auf die er seine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als sich in die heilige Freyheit der Geister zu flüchten — wo es kein andres Mittel gibt, den Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu wollen — und kein andres Mittel, der Macht ' der Natur zu wider- 36

21: Bewahrerin B. — 22–23: Moralischen b. — 30: kann und b B. — Preis B.

stehen, als ihr zuvorzukommen und durch eine freye Aufhebung alles sinnlichen Interesse, ehe noch eine physische Macht es thut, sich moralisch zu entleiben.

Dazu nun stärken ihn erhabene Rührungen und ein öfterer Umgang mit der zerstörenden Natur, sowohl da wo sie ihm ihre verderbliche Macht bloß von Ferne zeigt, als wo sie sie wirklich gegen seine Mitmenschen äußert. Das Pathetische ist ein künstliches Unglück, und wie das wahre Unglück, setzt es uns in *unmittelbaren Verkehr* mit dem Geistergesetz, das in unserm Busen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt seinen Mann und seine Zeit nicht immer gut; es überrascht uns oft wehrlos, und was noch schlimmer ist, es *macht* uns oft *wehrlos*. Das künstliche Unglück des Pathetischen hingegen findet uns in voller Rüstung, und weil es bloß eingebildet ist, so gewinnt das selbstständige Prinzipium in unserm Gemüthe Raum, seine absolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der 37 Geist diesen Akt von Selbstthätigkeit erneuert, desto mehr wird ihm derselbe zur Fertigkeit, einen desto größern Vorsprung gewinnt er vor dem sinnlichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn aus dem eingebildeten und künstlichen Unglück ein ernsthaftes wird, im Stande ist, es als ein künstliches zu behandeln, und, der höchste Schwung der Menschennatur! das wirkliche Leiden in eine erhabene Rührung aufzulösen. Das Pathetische, kann man daher sagen, ist eine Inokulation des unvermeidlichen Schicksals, wodurch es seiner Bösartigkeit beraubt, und der Angriff desselben auf die starke Seite des Menschen hingeleitet wird.

Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Nothwendigkeit einen Schleyer wirft, und um sich bey den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlseyn und Wohl- 38 verhalten *lügt*, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirne gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängniß. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß doch endlich aufhören — nur in der *Bekanntschaft* mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns

2: Interesse ehe b. — 9: Geistergesetze, B. — 31: Stirn gegen Stirn B K. — 33–34: mit derselben b B.

das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wieder erschaffenden, und wieder zerstörenden Veränderung — des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemählde der mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maaß aufstellt, und die tragische Kunst nachahmend vor unsre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bey einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bey solchen Scenen verweilen kann, ohne dem ernsten Gesetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, seinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten, und ergriffen von dieser ewigen Untreue alles Sinnlichen nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist also eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprungs aus dem selbstständigen Denk- und Willens-Vermögen unsre *Achtung*, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwickelung verdient. Das Schöne macht sich bloß verdient um den *Menschen*, das Erhabene um den *reinen Dämon* in ihm; und weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bey allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muß das Erhabene zu dem ′ Schönen hinzukommen, um die 40

4: Gemälde B. — 4–5: der mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, b B] der in den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, K, der den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, W M. [Unter den vielfachen Conjecturen, die J. Meyer mitgetheilt wurden (der im Kampf mit dem Schicksal untergehenden Menschheit, der nie dem Schicksal entgehenden Menschheit u. dgl.) empfiehlt sich allein die von W. Vollmer (14. Dec. 1860): der mit dem Schicksal ringenden Menschheit — die J. Meyer 1862 in den Text aufgenommen hat. Wir haben nur eine einzige Redaction dieses Aufsatzes von Schiller selbst, denn B ist ein ohne sein Wissen veranstalteter Druck. Christian Friedrich Michaelis hat den Abschnitt über das Erhabene beim Abdruck der ästhetischen Vorlesungen vom Winter 1792—1793 ausgelassen, weil Schiller denselben inzwischen für den Druck bearbeitet hatte. S. oben S. 41, Anmerkung. K. G.] — 7: Maß B. — 11: Karthago, bey b B K W M. (Es scheint „lesen und“ ausgefallen zu sein, was J. Meyer 1862 in den Text aufgenommen hat, oder vorher: „*bei* dem Kampf, *bei* dem Untergang“ geschrieben zu werden müssen. K. G.)

ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unsrer Bestimmung, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Ohne das Schöne würde zwischen unsrer Naturbestimmung und unsrer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit seyn. Ueber dem Bestreben, unserm *Geisterberuf* Genüge zu leisten, würden wir unsre *Menschheit* versäumen, und alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieser uns einmal angewiesenen Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsrer Würde vergessen machen. In der Erschlaffung eines ununterbrochenen Genusses würden wir die Rüstigkeit des *Karakters* einbüßen, und an diese *zufällige Form des Daseyns* unauflösbar gefesselt, unsre unveränderliche Bestimmung und unser wahres Vaterland aus den Augen verlieren. 41 Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet, und unsre Empfänglichkeit für beydes in gleichem Maaß ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu seyn, und ohne unser Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verscherzen.

Nun stellt zwar schon die Natur für sich allein Objekte in Menge auf, an denen sich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Mensch ist, wie in andern Fällen, so auch hier, von der zweyten Hand besser bedient, als von der Ersten, und will lieber einen zubereiteten und auserlesenen Stoff von der Kunst empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühsam und dürftig schöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der keinen *Eindruck* erleiden kann, ohne sogleich nach einem lebendigen *Ausdruck* zu streben, und in jeder schönen oder gros'sen Form der Natur 42 eine Ausfoderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derselben den großen Vortheil voraus, dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln zu dürfen, was die Natur — wenn sie es nicht gar absichtlos hinwirft — bey Verfolgung eines ihr näher liegenden Zwecks bloß im Vorbeygehen mitnimmt. Wenn die Natur in ihren schönen organischen Bildungen entweder durch die mangelhafte Indi-

17: Maß B. — 30: Ausforderung K W M. — 33: absichtslos M.

vidualität des Stoffes oder durch Einwirkung heterogener Kräfte *Gewalt erleidet*, oder wenn sie, in ihren großen und pathetischen Scenen, *Gewalt ausübt* und als eine Macht auf den Menschen wirkt, da sie doch bloß als Objekt der freyen Betrachtung ästhetisch werden kann, so ist ihre Nachahmerinn, die bildende Kunst, völlig frey, weil sie von ihrem Gegenstand alle zufällige Schranken absondert, und läßt auch das Gemüth des Betrachters frey, weil sie nur den *Schein* und nicht die *Wirklichkeit* nachahmt. Da aber der ganze Zau'ber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht 43
in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vortheile der Natur, ohne ihre Fesseln mit ihr zu theilen.

5: Nachahmerin, B. — Kunst völlig b. — 6: zufälligen W M.

X.

Die Horen.

Unter diesem Titel wird mit Anfang des Jahrs 1795. eine Monatsschrift erscheinen, zu deren Verfertigung eine Gesellschaft bekannter Gelehrten sich vereinigt hat. Sie wird sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen, als historischen und poetischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessiren, oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschloßen seyn; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der *schönen* Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der *gelehrten* zu einer freyen Forschung der Wahrheit, und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht seyn wird, die Wissenschaft selbst, durch den innern Gehalt, zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern.

Unter der großen Menge von Zeitschriften, ähnlichen Innhalts, dürfte es vielleicht schwer seyn, Gehör zu finden, und, nach so vielen verunglückten Versuchen in dieser Art, noch schwerer, sich Glauben zu verschaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatsschrift

A: 1 Blatt Folio, lateinische Lettern; im Besitz der J. G. Cotta'schen Buchhandlung (bei Schillers Briefen Nr. 23). — B: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Zweite Ausgabe. 1856. 1, 2—4. — H: Hoffmeister, Nachlese. 4, 508 ff. — [1]: Die Horen. (Von Schillers Hand als Ueberschrift.) A. — [2]: Jahres H. — 1795 B H. — [2—3]: Monatschrift H. — [6—7]: poetischen und historischen B H. — [8]: blos B. — nicht gelehrten H. — [9]: seyn. Vorzüglich H. — [11]: schönen B H. — [12]: gelehrten B H. — [17]: Inhalts B H. — [19]: „in" fehlt H. — [20]: Monatschrift H.

gegründetere Hofnungen haben, wird sich am besten aus den Mitteln abnehmen laßen, die man zur Erreichung jenes Zwecks eingeschlagen hat.

Nur der innere Werth einer litterarischen Unternehmung ist es, der ihr ein daurendes Glück bey dem Publikum versichern kann; auf der andern Seite aber ist es nur dieses Glück, welches ihrem Urheber den Muth und die Kräfte giebt, etwas beträchtliches auf ihren Werth zu verwenden. Die große Schwierigkeit also ist, daß der Erfolg gewißermaaßen schon realisirt seyn müßte, um den Aufwand, durch den allein er zu realisiren ist, möglich zu machen. Aus diesem Zirkel ist kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematischen Erfolg so viel wage, als etwa nöthig seyn dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitschriften dieses Innhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publikum, aber in dieses Publikum theilen sich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hieher gehörigen Journale zusammen zählen, so würde sich eine Anzahl entdecken laßen, welche hinreichend wäre, auch die kostbarste Unternehmung im Gange zu erhalten. Diese ganze Anzahl nun steht derjenigen Zeitschrift zu Gebot, die alle die Vortheile in sich vereinigt, wodurch jene Schriften im Einzelnen bestehen, ohne den Kaufpreiß einer einzelnen unter denselben beträchtlich zu übersteigen.

Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen größern Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Beßten gefällt, in Jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine litterarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben. Dadurch aber ist man im

1: Hoffnung B H. — 2: Zweckes B H. — 4: literarischen B H. — 5: dauerndes B H. — kann. Auf H. — 7: gibt, B H. — Beträchtliches H. — ihrem A. — 9: müßte, A B] muß, H — 10: Cirkel B H. — 14: Inhalts B H. — 16: hierher B. — 21: im einzelnen B. — Kaufpreis B H. — 25: „größern" fehlt B H. — Cultur B. — 26: Besten B H. — 27: jedermanns B. — 28: literarischen B H. — 30: Alle H.

Stande, jedem Einzelnen alle die Vortheile anzubieten, die der allerweiteste Kreis der Leser und Käufer einem Autor nur immer verschaffen kann.

Ein Verleger, der diesem Unternehmen in jeder Hinsicht gewachsen ist, hat sich bereits   gefunden, und ist bereit, sie ins Werk zu richten, so bald die erforderliche Anzahl von Mitarbeitern sich zusammengefunden haben wird. Jeder Schriftsteller, an den man diese Anzeige sendet, wird also zum Beytritt an dieser Societät eingeladen, und man hofft dafür gesorgt zu haben, daß er in keiner Gesellschaft, die seiner unwürdig wäre, vor dem Publikum auftreten soll. Da aber die ganze Unternehmung nur unter der Bedingung einer gehörigen Anzahl von Theilnehmern möglich ist, so kann man keinem der eingeladenen Schriftsteller zugestehen, seinen Beytritt bis nach Erscheinung des Journals aufzuschieben, weil man schon vorläufig wissen muß, auf wen man zu rechnen hat, um an die Ausführung auch nur denken zu können. So bald aber die erforderliche Anzahl sich zusammengefunden hat, wird solches jedem Theilnehmer an der Zeitschrift unverzüglich bekannt gemacht werden.

Jeden Monat ist man überein gekommen, ein Stück von 9 Bogen in median zu liefern; der gedruckte Bogen wird mit   d'ors in Golde bezahlt. Dafür verspricht der Verfasser, von diesen einmahl abgedruckten Aufsätzen, drey Jahre nach ihrer Erscheinung, keinen andern öffentlichen Gebrauch zu machen, es sey denn, daß beträchtliche Veränderungen damit vorgenommen worden wären.

Obgleich von denjenigen Gelehrten, deren Beyträge man sich aus-

4: dieser Unternehmung H. — 5: „in dem Buchhändl. Cotta v. Tübingen" von Schillers Hand eingeschrieben. — 20: neun H. — 21: Median B H. — „Sechs" von Schiller eingeschrieben. Nach einem am 28. Mai 1794 vollzogenen Contracte §. 6. war das niedrigste Honorar 3 Ld'or, das höchste 8 Ld'or, der Mittelpreis 5 Ld'or; die Redaction erhielt hundert Ducaten; die Mitglieder des beurtheilenden Ausschusses, vier an der Zahl, jedes jährlich 10 Ld'or. Nach einer Abrechnung über das 5. Heft 1795 bis zum ersten 1796 einschließlich erhielt Goethe 52 Ld'or, Herder 47, Engel 25, Jacobi 9, Archenholz 14, Voß 2, Groß 3, Meyer 7, Alex. v. Humboldt 2, Schiller für Beiträge 117 Ld'or und für Redaction 60 Ld'or, Schlegel 32, Weißhun 10, Woltmann 15, Körner 9, Knebel 9, Soph. Mereau 2, Ben David 4 Ld'or; die ganze Honorarrechnung betrug für die genannten 9 Hefte: 410 Ld'or. — 22: Gold H. — einmal B H.

bittet, nichts, was ihrer selbst und einer solchen Zeitschrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten ist, so hat man doch, aus leicht begreiflichen Gründen, die Verfügung getroffen, daß kein Mscrpt eher dem Druck übergeben werde, als biß es einer dazu bestimmten Anzahl von Mitgliedern zur Beurtheilung vorgelegt worden ist. Dieser Convention werden sich die H.H. Theilnehmer um so eher unterwerfen, als sie versichert seyn können, daß höchstens nur die relative Zweckmässigkeit ihrer Beyträge in Rücksicht auf den Plan und das Interesse des Journals zur Frage kommen kann. Eigenmächtige Abänderungen wird weder der Redacteur noch der Ausschuß sich in den Mscrpten erlauben. Sollten welche nöthig seyn, so versteht es sich von selbst, daß man den Verfasser ersuchen wird, sie selbst vorzunehmen. Der Abdruck der Mscrpte wird sich nach der Ordnung richten, in der sie eingesandt werden, so weit dieses mit der nöthigen Mannichfaltigkeit des Innhalts in den einzelnen Monathsstücken bestehen kann. Eben diese Mannichfaltigkeit macht die Verfügung nothwendig, daß kein Beytrag durch mehr als drey Stücke fortgesetzt werde, und in keinem einzelnen Stück mehr als sechzig Seiten einnehme.

Briefe und Mscrpte sendet man an den Redacteur dieser Monatsschrift, der den Hn. Hn. Verfassern für ihre eingesandten Beyträge steht, und bereit ist, jedem, sobald es verlangt wird, Rechnung davon abzulegen.

Daß von dieser Anzeige kein öffentlicher Gebrauch zu machen sey, wird kaum nöthig seyn zu erinnern.

Jena am 13 Jun. 1794.

Friedrich Schiller.
Hofrath und Professor zu Jena.

4: bis B H. — 14 u. 16: Mannigfaltigkeit B H. — 15: Inhalts B H. — Monatsstücken B H. — 19–20: Monatschrift, H. — 21: Jedem, H. — 25: Jena, am 13. Juni 1794. B H. — 26: Schiller, B H.

XI.

Ueber

Matthisons Gedichte.

Schöne Künste. — Zürich, b. Orell u. Comp.: Gedichte von Friedrich Matthisson. Dritte vermehrte Auflage. 1794. mit einem Titelkupfer von Lips gezeichnet und von Guttenberg gestochen. 166 S. 8⁰.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der Landschaftmalerey nicht viel nachgefragt haben, ist etwas bekanntes, und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutiges Tages an, ob sie den Landschaftmaler überhaupt nur als ächten Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschaft-Dichtung, als einer eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen ohngefähr eben so, wie die Landschaftmalerey der Thier- und Menschenmalerey gegenüber steht, hat man in den Werken der Alten wenig Beyspiele aufzuweisen.

Es ist nemlich etwas ganz anders, ob man die unbeseelte Natur bloß als Local einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt, und, wo es etwa nöthig ist, von ihr die Farben zur Darstellung der beseelten entlehnt, wie der Historienmaler und der epische Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Land-

A: Allgemeine Literatur-Zeitung. Numero 298. Donnerstags, den 11. September 1794. Numero 299. Freytags, den 12. September 1794. Sp. 665—672 und 673—680. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 268—309. — b: Dieselben, andrer Druck. — K: Werke 1813. 8, 2, 319 ff. — W: Werke 1844. 10, 448 ff. — M: Werke 1860. 12, 339 ff. — 1–2: fehlt A. — 2: Matthissons K W M. — 3–5: fehlt B-M. — 6–7 u. 13: Landschaftsmalerey (ei) B b W M. — 7: eben nicht viel B-M. — 9 u. 19–20: Landschaftsmaler B b W M. — 11: Landschaft Dichtung B b. — 12: ungefähr W M. — 15: nämlich B b (und so immer). — 16: Local einer Handlung B b (und so ferner nicht gesperrt, was A gesperrt hat). — 17: Farben zur A M] Farben der B b K W.

schaftmaler, die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldin der Schilderung, und den Menschen bloß zum Figuranten in derselben macht. Von dem erstern findet man unzählige Proben im Homer, und wer möchte den großen Maler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Local seiner dramatischen Gemälde versinnlicht? Aber den Neuern, (worunter zum Theil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören,) war es aufbehalten, in Landschaftsgemälden und Landschaftspoesien diesen Theil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eigenen Darstellung zu machen, und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten bloß auf Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neuern so allgemein schätzen? Läßt sich wohl annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daß er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmähet habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bey Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen 666
Natur eine vorzügliche Stärke besitzt, und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräsentanten dieser Gattung, und zu einem Beyspiele dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im Stand ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freylich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrain's Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, bloß der angenehmen Kunst sey, was ihn in diese Entzückung versetzte; und wer so eben eine Matthisonische Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

3–4: Homer und A. — 24: Beyspiel B b. — 29: freilich b. — 32: versetzte, B b. — 33: Matthissonische W M, Matthisson'sche K.

Wir überlassen es andern, dem *Landschaftmaler* seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur soviel berühren, als zunächst den *Landschaftdichter* anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiß, niemals der *Stoff*, sondern bloß die *Behandlungsweise*, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freyen Kunstwerk gesteigert werden, und das Portrait eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufactur herabsinken. Steht man also an, Gemälde oder Dichtungen, welche bloß unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für ächte Werke der schönen Kunst (derjenigen nemlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen; so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dieß nun für ein Charakter, mit dem sich die bloß landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muß derselbe seyn, der die schöne Kunst von der bloß angenehmen unterscheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der *Freyheit*; folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes seyn soll, den Charakter der *Nothwendigkeit* an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns „durch einen freyen Effect unsrer productiven Einbildungskraft in „bestimmte Empfindungen zu versetzen“ (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Curs sind, auch noch wohl wird erhalten können) so ergeben sich daraus zweyerley Foderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs erste ′ unsre Einbildungskraft frey spielen und 667
selbst handeln lassen, und zweytens muß er nichts desto weniger seiner Wirkung *gewiß* seyn, und eine *bestimmte* Empfindung erzeugen. Diese Foderungen scheinen einander anfänglich ganz wider-

1: Landschaftsmaler B b W M. — 3: so viel B b. — Landschaftsdichter B b W M. — 6: (Kein Absatz.) W M. — 8: beyde B. — 11: Manufaktur B. — 19: beyde B. — 20: Freiheit; b. — 27: Forderungen, K W M (und so immer: Forderung, fordern). — 31–32: erzeugen. A M] erregen. B b K W.

sprechend zu seyn, denn nach der ersten müßte unsre Einbildungskraft herrschen, und keinem andern als ihrem eigenen Gesetz gehorchen; nach der andern müßte sie dienen, und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freyheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müßte, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, daß beide Foderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daß die höchste Freyheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwey große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freyheit folgt, wie bekannt ist, bloß dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz empirisches, gründet. Nichts desto weniger muß der Dichter diesen empirischen Effect der Association zu berechnen wissen, weil er nur in soferne Dichter ist, als er durch eine freye Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Gesetzmäßigkeit darin entdecken, und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsre Vorstellungen stehen aber nur in sofern in einem nothwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objective Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht bloß auf ein subjectives und willkührliches Gedankenspiel gründen. An diese objective Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe alles sorgfältig abgesondert hat, was bloß aus subjectiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiß ist, daß er sich an das reine Object gehalten, und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjecten sich richtet, nur

1: unsere B b. — 5: unserer B b. — 6. 10. 13: Freiheit b. — 8: als-dann; b. — 9: beyde B. — 15: Warnehmungen b, Warnehmung B. — 17: Effekt B. — 22: Unsere B. — 23: Zusammenhang als A. — 24. 25: objektive B. — 24–25: subjektives B. — 28: subjektiven B. — 29: Objekt B. — 31: Subjekten B.

dann kann er versichert seyn, daß die Imagination aller andern in ihrer Freyheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um *bestimmt* auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freyheit zu bestimmen, so schwer ist die zweyte, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjects zu bestimmen. Es ist bekannt, daß verschiedene Menschen bey der nemlichen Veranlassung, ja daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand *bestimmen*; er muß also auf die Bedingungen 668
wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths *nothwendig* erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjects nichts nothwendig als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in sofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifischverschiedenen Selbst, abfodert. Um aber versichert zu seyn, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde) sondern wenn er *als Mensch überhaupt* empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effect mit dem nemlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwey Eigenschaften unnachlaßlich gefodert: *erstlich*: nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objective Wahrheit); *zweytens*: nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjective Allgemeinheit). In einem Gedicht

[8]: Subjekts B. — [10]: nämlichen B b. — [19]: specifisch verschiedenen B b. — [20]: daß er sich A W M] daß er sie B b K. — [30]: unnachläßlich K W M. (Vgl. oben S. 92, Z. 29.)

muß alles *wahre Natur* seyn, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts *wirkliche* (historische) *Natur* seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um soviel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um soviel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subject eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt *der große Styl*.

Aus dem gesagten erhellet, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur soweit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses Gebietes, wo die Willkühr und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freyheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine *innere* Nothwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine *äußere* lenken, und dann ist es nicht mehr *unsre* Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr *seine* Wirkung; und doch muß schlechterdings beides beysammen seyn, wenn ein Werk poetisch heissen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bey den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äussern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteteren Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsre Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkühr ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich *bestimmter* Formen geht über den *thierischen Körper* und das *menschliche Herz* nicht hinaus; daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. *Ueber* dem Menschen 669
(als Erscheinung) gibt es kein Object für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. *Unter* dem Menschen gibt es kein Object für die *schöne*

7: ist, B b. — 12: so weit B. — 18: unsere B b. — 20: beydes B. — heißen B b. — 23: (äußern B b. — 25: unserige B b. — 26: unsere B b. — 29: hinaus, B b. — 30: beyden B. — 31: giebt B. — 33: giebt B.

Kunst mehr, obgleich für die angenehme, denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheil der Kunstverständigen anheim stellen), so läßt sich, wie es bey dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläuftigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worinn der Landschaftmaler und Landschaftdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier willkührlicher, und erscheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine, dem Künstler sehr lästige, Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten, und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objective Regel vorhanden ist, in welcher die freye Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freye Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freyheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts destoweniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns so eben aufgestellten Principien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Fürs erste ist nicht zu läugnen, daß bey aller anscheinenden Willkühr der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrschet, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenn gleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muß (weil die Theile in dem Ganzen verschwinden, und der Effect nur durch Massen bewirkt

7: weitläufigen K. — 9: worin B b. — 14: lästige Rolle B b. — 15: vor; B b. — 34: Effekt B.

wird) doch in der Composition noch eine große Nothwendigkeit herrschen könne, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der malerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bey dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel willkührliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der ächte Künstler an ihr vermißt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt hat. 670 Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern als es möglich ist, und soweit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weil er, aller seiner Bestrebungen ungeachtet, auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleich zu stellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln, und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern sind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiß in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es gibt zweyerley Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann: entweder als Darstellung von Empfindungen, oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existirt wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Object hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und in sofern also die Landschaftmalerey oder Landschaftpoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede malerische und poetische Composi-

8: Nothwendigkeit die A b. — 13: so weit B. — 23: meisten M. — 24: giebt B b. — 30: Objekt B. — 31–32: Landschaftsmalerey oder Landschaftspoesie B b W M.

tion als eine Art von musikalischem Werk, und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wir fodern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz wir verlangen, daß jede poetische Composition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sey, und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftsmaler und Landschaftsdichter verlangen wir dieß in noch höherem Grade und mit deutlicherem Bewußtseyn, weil wir von unsern übrigen Anfoderungen an Producte der schönen Kunst bey beiden etwas herunter lassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effect der Musik (als schöner und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemüths durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen; so geht diese Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie, vermittelst jenes symbolischen Acts, die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur participiren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftmaler in das Geheimniß jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studirt er die 671
Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äußern Erscheinungen statt findet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkühr in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den *äußern* Menschen, doch dem Dichter, der den *innern* zu seinem Objecte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch *zweytens* noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meynen hier aber keinesweges

3: gewissermaßen B b. — 11: Produkte B. — 13: Effekt B. — 16: inneren B b. — 19: begreiflich; A. — 20: Akts B. — 22–23: Landschaftsmaler B b W M. — 29: den Dichter, M.

diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig ist; denn diese ist willkührlich und der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisierenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft niemals müssig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (praktischen) Regeln behandelt werden kann; so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen, der todte Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das äußere und innre Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzücket, befriedigt jetzt zugleich den morali'schen; jene Stetig- 672
keit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, ist ein natürliches Symbol der innern Uebereinstimmung des Gemüths mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stücks malt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftmaler bewirken dieses bloß durch die Form ihrer Darstellung, und stimmen bloß das Gemüth zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, daß seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine

3: symbolisirenden B b. — 6: niemals A M] nicht B b K W. — müßig B. — 7: bestrebt dieses A. — 12: Geistessprache W. — innere B b. — 20: pittoresken B b. — 22: Landschaftsmaler B b W M.

lästige Schranke empfunden, denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche; der mögliche Gehalt, den er uns hinein zu legen überläßt, ist eine unendliche Größe.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von 673
unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreyerley Erfodernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir so eben nahmhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit, sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit, sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Sehen wir bloß auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemählden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen aufzufodern, und ohne ihr die Freyheit zu rauben über sie zu herrschen weiß. Alle einzelnen Parthien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen, nichts ist willkührlich herbeygeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen, wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns bloß der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortreflich sowohl die Vortheile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nemlich befindet sich bey Compositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Mahler, weil ein großer Theil des Effects auf dem *simultanen* Eindruck des Ganzen beruhet, das er doch nicht anders als *successiv* in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentiren, was *ist*, als was *geschieht*; und versteht er seinen

9: Erforderniße B b K W M. — 10: namhaft B b. — meisten M. — 15: Landschaftsgemälden, B b. — 17: und, B b. — Freiheit b. — rauben, B b. — 18: einzelne K. — 19: willkührlicher B b. — herbeigeführt, und B. — herbeigeführt und b. — 25: vortrefflich B b. — 27: nämlich B.

Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer genetischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf einmal gegebenes Ganze von Erscheinungen, und in dieser Hinsicht dem Mahler günstiger, sie ist aber dabey auch ein successiv gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstiget in sofern den Dichter. Hr. M. hat sich mit vieler Beurtheilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Object ist immer mehr das Mannichfaltige in der Zeit als das im Raume, immer mehr die bewegte, als die feste und ruhende Natur. ' Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, 674
und mit der reizendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung, findet sich z. B. in dem lieblichen Mondscheingemählde S. 85.

Der Vollmond schwebt im Osten;
Am alten Geisterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylfe
Streift scheu in Lunens Glanz,
Im dunkeln Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.

Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleyert weißer Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt u. s. w.

4: günstiger; B b, — 9: „immer" fehlt B b K W. — 14: Osten, B b. — 19: Glanz; B b. — 29: Umschleiert Ma (Matthissons Gedichte, 3. Aufl.). — 35: stäubt. B b.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Decoration auf einmal vor unsre Augen zu stellen, weiß er uns durch die Stetigkeit des Zusammenhanges die Comprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemählde S. 54.

Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel:
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft;
Geneva mahlt sich in der Fluten Spiegel.

Ob wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichsam nothwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet ist.

In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschneyt von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Heerdenklocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht 675
ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen; und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe!

Der Fischer singt im Kahne, der gemach
52 Im rothen Wiederschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemooßten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft, und bevölkert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebelduft streifen, und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen, und in

6: Tannenhügel, B b, Tannenhügel; Ma. — 7: Luft, B b. — 8: malt Ma. — 13: nächfolgenden b. — 16: beschneit Ma. — Blütenflocken, Ma. — 17: Zefyr Ma. — 18: Heerdenglocken. B b. — 24: gemach, Ma. — 25: Widerschein B, Wiederschein, Ma. — (25 und 27 in A nicht eingerückt.) — 26: bemoosten Ma. — 27: nezumhangne Ma. — 30: streifen; B.

die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Associationen bieten sich ihm aber keineswegs willkührlich an; sie entstehen gleichsam nothwendig entweder aus dem Locale der Landschaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjective Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objective Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger versteht sich Hr. M. auf jene musikalischen Effecte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunstreiche Eurythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bey folgendem kurzen Lied nicht etwas dem Eindruck analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hayn,
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten (?) Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Stralt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt
Goldbeglänzt
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wildumschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen Laub und Quelle
Die bemoofste Klaußnerzelle.

[5]: subjektive B. — [7]: objektive B, obiective b. — [8]: H. M. B b. — Effekte B. — [11]: Liede B b. — [15]: Hayn A B b, Hain, Ma. — [17]: (?)] (nur in A.) — [27]: Gold beglänzt B b. — [29]: Wild umschwärmt B b. — [32]: Winkt, mit Gärtchen, Laub' und Quelle, Ma. — [32]: bemooste Klausnerzelle B b Ma.

Auf der Flut
Stirbt die Glut,
Schon erblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

'Vollmondschein 676
Deckt den Hayn,
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmahle.

Man verstehe uns nicht so, als ob es bloß der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Succession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemähl de wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch der Alpenwanderer S. 61. und die Alpenreise S. 66.; zwey Compositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannichfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsere Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt. Man kennt schon Hn. M. zauberischen Pinsel in Darstellung des Sanften und Lieblichen; hier ist eine kleine Probe von dem, was er im Starken und Erhabenen zu leisten im Stand ist. S. 63.

Im hohen Raum der Blitze
Wälzt die Lawine sich,
Es kreischt im Wolkensitze
Der Adler fürchterlich.
Dumpfdonnernd wie die Hölle
In Aetnas Tiefen rast,

6: Hain; Ma. — 8: Heldenmale. B Ma. — 10: giebt. B b. — 19: mannigfaltigsten B. — 24: „Man kennt u. s. w." bis S. 251, Z. 19 fehlt B b K W M. — 28: Blize Ma. — 30: Wolkensize Ma. — 31: fürchterlich; Ma. — 32: Dumpfdonnernd, wie Ma. — 33: rast, Ma.

Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispallast.

Oder auch folgende Darstellung. S. 67. 69.

Nun sterben die Laute beseelter Natur;
Dumpftosend umschäumen Gewässer mich nur,
Die hoch an schwarzen Gehölzen
Dem Gletscher entschmelzen. u. s. f.

Hier wandelte nimmer der Odem des Mays;
Hier wiegt sich kein Vogel auf duftendem Reis;
Nur Moos und Flechten entgrünen
Den wilden Ruinen.

Jetzt reicht sich allmählig von eisigem Plan
An steiler Granitwand hinunter die Bahn.
Wie dräun, halb dunstig umflossen,
Die Felsenkolossen!

Oft reißen höch aus der **Umwölkungen** Schooß
Mit Donnergetöse die Blöcke sich los,
Daß rings in langen Gewittern
Die Gipfel erzittern.

Endlich finden sich unter diesen Landschafts-Gemählden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, der **Genfersee**, in dessen prachtvollem Ein'gange uns der Sieg des Lebens über das Leblose, 677
der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröfnet dieses schöne Gemählde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war:

2: Eispalast. Ma. — 8: Mais; Ma. — 10: Moos' Ma. — 12: Jezt Ma. — allmählich Ma. — 13: steiler] brauner Ma. — 16: hoch Ma. — 22: den Genfersee, B b. — 24: werden. A B b K W M. (Eine Construction dieser Art scheint ohne Beispiel zu sein; denn jene Verbindung im IX. Thle. kann nicht eigentlich hierher gezogen werden: „daß sich Heinrich von Navarra mit seiner Schwester einen geheuchelten Uebergang zur katholischen Kirche abnöthigen ließen" IX, . . . Vgl. darüber Grimms Gramm. 4, 196 und R. Köhler Zu Heinr. v. Kleist S. 9. Eher würde hierher zu rechnen sein: „auch der dramatische und epische Dichter können uns auf elegische Weise bewegen." Ueber naive und sentimentalische Dichtung. Horen 1795. 12, 21. K. G.) — 25: eröffnet B b.

Da wälzte, wo im Abendlichte dort
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen traurend fort
Von schauervoller Hayne Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieses Flur
Du stilles Thal voll blühender Gehege,
Die großen Harmonien der Wildniß nur
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüsteneyn
Voll trüber Nebeldämmrung seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und er erkennt in ihr das Local jener Dichterscenen, die ihm den Schöpfer der Heloise ins Gedächtniß rufen.

O Clarens! friedlich am Gestad erhöht,
Dein Nahme wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie! voll rauher Majestät
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und mahlerisch! Aber nun will der Dichter es noch besser machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an sich sehr schönen Strophen, kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überströmenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bey seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich davon losreißen, um sich bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bey Neapel, u. s. w. zu versetzen, und diese Gegenstände nicht etwa bloß flüchtig anzudeuten, sondern sich dabey zu verweilen. Zwar bewundern wir

1: dort, Ma. — 3: trauernd fort, Ma. — 4: Haine Ma. — 5: Paradieses-flur, Ma. — 6: Thal, Ma. — 7: nur, Ma. — 11: Wüstenein, Ma. — 12: Nebel-dämmrung, Ma. — 16: Gestad' Ma. — erhöht, B b. — 17: Name Ma. — 18: Majestät! B b, Majestät, Ma. — 23: Arm, Ma. — 29: davon reißen, B b K W.

darin die Pracht seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen seyn. Soviele veränderte Decorationen zerstreuen endlich das Gemüth so sehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden ist. Anstatt solches aufs neue zu beleben, schwächt er es 678
noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beym Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog, und worin er sich so lang zu erhalten wußte, gar auffallend absticht. Hr. M. hat mit diesem Gedicht schon die dritte Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur desto nöthiger gemacht. Gerade die vielerley Gemüthsstimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geist, der es anfangs dictirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hn. M. als einen vortreflichen Dichter landschaftlicher Scenen characterisirten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Grenzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freye Fictionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolg versucht, und den Geist, der in diesen Dichtungen eigentlich herrschen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erscheint hier in ihrer ganzen Fessellosigkeit und dabey doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. In dem Liede, welches das Feenland überschrieben ist, verspottet der Dichter die abentheuerliche Phantasie mit sehr vieler Laune; alles ist hier so bunt, so prangend, so überladen, so grotesk, wie der Charakter dieser wilden Dichtung es mit sich bringt; in dem Liede der Elfen alles so leicht, so duftig, so ätherisch, wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings seyn muß. Sorgenfreye, selige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit schwatzen die Gnomen ihr (und ihrer Consorten) Zunftgeheimniß aus. S. 141.

3: So viele B b. — 9: H. M. B b. — 16: vortrefflichen B b. — 17: charakterisirten, B. — 25: Idee welche A.

Des Tagscheins Blendung drückt,
Nur Finsterniß beglückt!
Drum hausen wir so gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben wo der Aether flammt,
Ward alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Glut mit Recht verdammt.

Hr. M. ist nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Scenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Mahler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessiren weiß, mit der beseelten, die einen soviel reicheren Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Eben so kann man schon im voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ohngefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eigenen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. d. gl. sind der Inhalt seiner Gesänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen, und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermuth und eine gewisse contemplative Schwärmerey, wozu die Einsamkeit und eine schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gerne neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unseres Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannichfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer 679
unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche, Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener

1: beglückt: Ma. — 5: oben, wo Ma. — 6: alles was Ma. — stammt Ma. — 7: Gluth B b. — 12–13: reichern B b. — 14: in welchen B b. — 15–16: ungefähr K W M. — 24: sanfte b. — 25: eine A M] die B b K W. — 27: unsers B b.

Eindrücke, die oftmahlige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfließen, sind einförmig und beynahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nüancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmahler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gerne wieder zu ihnen zurück, und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn aber diese Zurückführung zu dem Saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für den cultivirten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muß diese Simplicität als ein Werk der Freyheit, nicht der Nothwendigkeit, erscheinen, es muß diejenige Natur seyn, mit der der moralische Mensch *endigt*, nicht diejenige, mit der der physische *beginnt*. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfniß der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie seyn, was ihm die Kunst verleidet, und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem practischen Vermögen widerstreitet, muß er sich nach einem *Tibur* umsehen, und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freylich etwas mehr erfodert, als bloß die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Contrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Cultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sich ' durch eine *Fülle*, die es auch in der anspruchlosesten Form 680 verbirgt, durch einen *Adel*, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine *Disciplin*, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweyhte *Keuschheit* der Gefühle; es verräth sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns

1: oftmalige B b. — 9: „aber" fehlt B b K W. — 20: praktischen B. — 23: freilich b. — 31: Disciplin B b. — 32: entweihte B. — 34: zieht; A.

festhält, und gleichsam nöthigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muß. Wer eine Phantasie, wie sein Elisium (S. 34.) componiren kann, der ist als ein Eingeweyhter in den innersten Geheimnissen der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitre Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, mahlen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Producten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, daß er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheideneren Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Bescheidenes Mißtrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth steht ihm gut an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauscht, so einen großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

5: Elysium W M Ma. — 6: Eingeweihter B. — in die innersten Geheimnisse B b K W M. (Schiller und andre Schriftsteller haben öfters 'einen in einer Sache einweihen', 'in einer Sache eingeweiht sein', s. Grimms Wb. III, 339 und Sanders Wb. II, 1532.) — 9: fittliche b. — 11: rein, B b. — 13: Durgängig b. — Produkten B b. 26: gro-|ßen B, gros-|sen b.

XII.

Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795. 99

Schöne Künste. — Tübingen, b. Cotta: Taschenkalender auf das Jahr 1795 für Natur- und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern. 290 S. gr. 12.

Seit den Hirschfeldischen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaberey für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vortheil des guten Geschmacks, weil es an festen Principien fehlte und alles der Willkühr überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher geprüft, und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob sie denn auch wohl möglich sey? endigt. Dieß scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu seyn. Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind von einer so zweydeutigen 100
Ab'kunft, und haben bis jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, daß es dem ächten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte, und dem Dilettantism zum Spiele

A: Allgemeine Literatur-Zeitung. Numero 332. Sonnabends, den 11. October 1794. Sp. 99—104. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 225 ff. — b: Dieselben, andrer Druck. — K: Werke 1813. 8, 2, 290 ff. — W: Werke 1844. 10, 429. — M: Werke 1860. 12, 318 ff. — 1: fehlt A. — 2–4: Tübingen bey (bei W M) Cotta. B-M. — 5: Hirschfeld'schen K. — 16: ästhetischen Gärten B b (und so sind alle in A gesperrten Worte in B b nicht gesperrt.) — 17: zweideutigen b.

dahin gab. Ungewiß, zu welcher Classe der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen solle, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an, und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architect die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmaaß, und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architects flüchtete sie sich in die Freyheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Licenz, und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkührlich, abentheuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Decoration zur andern hinüberspringen, und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirk, die ganze Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen, wie auf einer Musterkarte, vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freyheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architectonische Uebereinstimmung und Größe entschädiget wurde; so sinkt sie nun, in unsern sogenannten englischen Gärten, zu einer kindischen Kleinheit herab, und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannichfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt, und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtentheils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht, und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die

2: sollte, K. — 12–13: Architects] (Die starke Form braucht Schiller auch sonst: Ein Marmorblock kann lebende Gestalt durch den Architekt und Bildhauer werden. Aesthet. Erziehung, 15. Brief, S. 82–83.) — 13: Freiheit b. — 18: hinüber springen, B b. — 21: Freiheit B b.

Vermuthung gerathen, daß sie hier gar nicht unterzubringen sey. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bey uns aufgetreten ist, enthalten etwas wahres, und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß. Was erstlich den architectonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß die Gartenkunst unter Einer Kategorie mit der Baukunst stehet, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfniß, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freyheit dieser Formen drang, und zugleich mit dem Verstande der Geschmack ' seine Foderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frey, und die Schön- 101
heit ihrer Formen wird durch den unnachlaßlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objecte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung und das Auge durch Majestät oder Anmuth befriediget wurde, die Natur als Mittel zu behandeln, und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst wie in der Baukunst durch eben diese Aufopferung der Naturfreyheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architectonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandschaft, die in mehrern Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln, und in der Wahl zwischen Ordnung und Freyheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

12: Freiheit B b. — 13: Forderungen K W M. — Gesichtspuncte b. — 14: frei, B b. — 15: unnachläßlichen B b K W M. (Vgl. oben zu S. 92, Z. 29.) — 19: Objekte B. — 21: därbietet B. — 26: Naturfreiheit B b. — 29: Verwandtschaft, B b. — 32: Freiheit b.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, daß es Werke der freyen Natur, nicht des Künstlers, sind. Sobald also der Gartengeschmack d i e s e Art des Genusses bezweckte, so mußte er darauf bedacht seyn, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die F r e y h e i t, so wie sein architectonischer Vorgänger die R e g e l m ä ß i g k e i t zum obersten Gesetz; bey ihm mußte die N a t u r, bey diesem die M e n s c h e n h a n d siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat, und die Gartenkunst in die Mahlerey hinüberführte. Er vergaß, daß der verjüngte Maaßstab, der der letztern zu statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt, und nur in sofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannichfaltigkeit ins Tändelhafte, und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — ins Willkührliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen, und wie ihre andern Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Grenzen ruhn, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will; eine Frage, woran 102 man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicherweise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freyheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären

[9]: Freiheit b. — [15]: Maßstab, B. — [17]: insofern B b. — [28]: ruhen, W M. — [33]: Freiheit b.

versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bey ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Foderungen des guten Landwirths entspricht, sowohl für das Auge, als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dieß ist es, worauf der geistreiche Vf. der fragmentarischen Beyträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks, in diesem Kalender, vorzüglich hinweis't, und unter allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden seyn, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen, aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verstande und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiedenen Zwecke, welche bey Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdiget hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenusses setzt, den der Umgang „mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann." Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freyheit erscheinen, und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muß, von dem Garten, wo die Kunst, als solche, sichtbar werden darf. Ohne der erstern ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft, und nur durch außerordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten theilt er in den großen, den kleinen und mittlern,

[5]: Forderungen K W M. — [7]: Vf. (Schiller an Dannecker, Jena, 5. Oct. 1794: „Rapps Aufsätze im Gartenkalender haben mir viel Vergnügen gemacht; in einem öffentlichen Blatte wird Er meine Meinung darüber finden." A. v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur. 1859. S. 53. Heinrich v. Rapp, Hofrath und Bankdirector, starb 9. März 1832 in Stuttgart. K. G.) — [10]: unter allem was B b. — [14]: Nachläßigkeit B. — [16]: beyden B. — [19]: Gränzen B. — [24–25]: Freiheit b. — [30]: kleinern B W M.

und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren sich bey einer jeden dieser drey Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleyen an der Landstraße u. s. f. und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und mißverstandene Grundsätze von Varietät und Zwangsfreyheit führen. Aber indem er die Grenzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer seyn, und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die eben so gut, als musicalische oder poetische Compositionen, fähig seyn müßten, einen be'stimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu er- 103
zeugen.

Außer diesen ästhetischen Bemerkungen ist von demselben V. in diesem Kalender eine Beschreibung der großen Gartenanlage zu Hohenheim angefangen, davon uns derselbe im nächsten Jahre die Fortsetzung verspricht. Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen, oder auch nur von Hörensagen kennt, muß es angenehm seyn, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger, als den Recensenten, überraschen, in einer Composition, die man so sehr geneigt war, für das Werk der Willkühr zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die, es sey nun dem Urheber oder dem Beschreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehresten Reisenden, denen die Gunst wiederfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin, nicht ohne große Befremdung, römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauren u. d. gl. mit Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefängnißmauren abwechseln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Colonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ, hebt auf einmal diesen Widerspruch, und bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke Com-

7: Zwangsfreiheit b. — 13: musikalische B b. — 25: meisten M. — 26: widerfahren b. — 28: Mauern B — u. d. g. B b. — 29: Gefängnißmauern B.

position. Ländliche Simplicität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwey äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält, und noch lange nachhallet, wenn schon alles verschwunden ist.

Der Vf. nimmt an, daß nur derjenige über den ganzen Werth dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzusetzen, daß nur derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihr geführt worden seyn. Der Weg von Stuttgardt nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hinzieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität, unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freye Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen, und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feyerliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und ' Eleganz wenig seines Gleichen hat, 104 und auf eine gewiß seltne Art Geschmack mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architectur der Zimmer und des Ameublement wird das Bedürfniß nach — Simplicität bis zu dem höchsten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannten *englischen Dorfe* empfängt, der feyerlichste Triumph bereitet. Indeß machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren traurende Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt,

27: seltene B. — 29: Ameublements K W M. — 33: Triumpf B b.

eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltirte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Cultur verwöhnten Menschen befriedigt, und indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, daß er nichts gethan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müßte sehr ungenügsam seyn, wenn man in ästhetischen Dingen nicht eben so geneigt wäre, die That für den Willen, als in moralischen, den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser Hohenheimer Anlage einmal vollendet seyn wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessiren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Vf. über den Garten zu Schwetzingen, und über das Seifersdorfer Thal bey Dresden, wird jeder Leser von Geschmack, der diese Anlagen in Augenschein genommen, unterschreiben, und sich mit demselben nicht enthalten können, eine Empfindsamkeit, welche Sittensprüche, auf eigne Täfelchen geschrieben, an die Bäume hängt, für affectirt, und einen Geschmack, der Moscheen und griechische Tempel in buntem Gemische durch einander wirft, für barbarisch zu erklären.

Den sieben, sehr gut gewählten, und eben so ausgeführten Kupfern, welche Parthien aus dem Hohenheimer Garten vorstellen, sind noch vier andre Zeichnungen von schönen Vasen, Altären und Monumenten, zum Gebrauch bey Gartenverzierungen, beygefügt, welche Hn. Isopi, einen sehr geschickten römischen Ornamentisten, jetzt Hof-

[3]: neben an A b. — [4]: Mißgebrauch B b K W. — [15]: moralischen den B b. — [26]: einige B. — [30] bis S. 265, Z. 6: fehlt B b K W M.

bildhauer in Stuttgardt, zum Erfinder haben. Sie sind durchgängig in einem vortreflichen Geschmack, und zeugen sehr günstig von dem vorzüglichen Talent dieses Künstlers. Mehrere andere Aufsätze, ökonomischen Inhalts, machen diesen Kalender für den Gartenbau nicht weniger nützlich als für die Gartenkunst, und mit Vergnügen wird jeder Leser der Fortsetzung derselben entgegen sehen.

XIII.

Die Horen III

eine Monatsschrift,

von einer Gesellschaft verfaßt

und herausgegeben

von

Schiller.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstiget, wo der Kampf politischer Meynungen und Interessen diesen Krieg beynahe in jedem Zirkel erneuert, und nur allzuoft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatscritik Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienstlich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glük zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen, und ihren Ruhm darinn suchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber jemehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unter- IV

A: Die Horen 1795. Stück 1, S. III—X. — B: Dasselbe, anderer Druck. — C: Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung. Numero 140. Mittwochs den 10. December 1794. Sp. 1129—1136. — D: Döring, Nachlese 1835. S. 270 ff. — E: Boas, Nachträge 1839. 2, 347 ff. — H: Hoffmeister, Nachlese 4, 512 ff. — [1]: Die Horen, H. — [2—6]: fehlt D E. — [2]: Monatschrift, H. — [8]: ängstigt D E H. — Meinungen D E H. — [9]: beinahe D E H. — Cirkel D E H. — [11]: Tags D E H. — [12]: Staatskritik E H. — [15]: Glück B C D E H. — [17]: darin D E H. — andres D, Andres E, Anderes H. — [18]: jezt E. — Alles E H. — [19]: sezt E.

jocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freyheit zu setzen, und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dieß ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftfreyen Unterhaltung soll sie gewidmet seyn, und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen vertraulichen Zirkel schließen, aus welchem alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Partheygeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln, und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesse'rung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerinn der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein daurendes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreyen und in einer reizenden, wenigstens einfachen, Hülle dem Gemeinsinn

3: „der Zeiten" fehlt E. — Freiheit D E H. — 6: Dies D. — 8: -freien D E H. — 9–10: entrüstet bald C. — 12: Cirkel D E H. — Alles E H. — 13: Partheigeiste D, Parteigeiste E H. — 14: Alle D. — 20: beßrer C. — 21: zulezt E. — 23: einige C. — 27: Vermittlerin B D E H. — 28: dauerndes D E H. — 30: befreien D E H.

verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft ausgehen, und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkühr zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beyzutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheile beyder trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben, und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, soweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannichfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, vi der das Neue bloß um ' der Neuheit willen sucht, keinesweges nachgeben. Uebrigens wird man sich jede Freyheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.

Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drey schwesterlichen Horen Eunomia, Dice und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht; des nehmlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahrszeiten waltet, und die Harmonie in der Geisterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugebohrene Venus bey ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewanden bekleideten, und so von ihren Händen geschmückt in den Kreis der Unsterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmässigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth, vii zu erhalten. In leichten ' Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt,

3: blos D (und so stets). — 4: Willkür E H. — 5: beizutragen D E H. — 6: beider D E H. — 9–10: Mannigfaltigkeit D E H. — 9–10: Geschmack, D E H. — 12: Freiheit D E H. — 15: drei D E H. — 16: Dike E H. — 21: Macht, E H. — nämlichen D E H. — 22: Jahreszeiten D E H. — 24: neugeborene D, neugeborne E H. — bei D E H. — 25: empfiengen, D. — 29: Gesetzmäßigkeit C D E H.

öffnen und schliessen den Olymp, und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Nahmens, den sie an ihrer Stirne führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eignen Person nicht geziemen würde, zu versichern, das erlaubt er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen, hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollesten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller Versuche, die von Einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat, und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Theilnehmern nöthig seyn möchte, um bey einem Werk, das in festgesetzten ' Zeiten zu erscheinen bestimmt viii
ist, Vortreflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftsteller werden an dieser Monatschrift Antheil nehmen:

Herr Hauptmann von Archenholz in Hamburg.

Seine Erzbischöffl. Gnaden Herr Coadjutor von Mainz Freyherr von Dalberg in Erfurt.

Hr. Professor Engel aus Berlin.

— D. Erhardt in Nürnberg.

— Professor Fichte in Jena.

1: schließen C D E H. — 6: Namens D E H. — 13: jezt E. — 16: verdienstvollsten D E H. — 20: mochte, H. — 21: bei D E H. — Werke D E. — 22: Vortrefflichkeit D E H. — 24 ff.: fehlen E. — 24: Monathschrift C. — 26: Hr. C. — 27: Erzbischöffliche C, Erzbischöfl. D, erzbischöfl. H. — Hr. C. — Freiherr D H. — 28: Erfurth C. — 30: Dr. Erhardt D H.

Hr. von Funk in Dresden.
— Professor Garve in Breslau.
— Kriegsrath Genz in Berlin.
— Canonicus Gleim in Halberstadt.
— Geheimer Rath von Göthe in Weimar.
— D. Gros in Göttingen.
— Vice-Consistorial-Präsident Herder in Weimar.
— Hirt in Rom.
— Professor Hufeland in Jena.
— Legations-Rath von Humbold aus Berlin.
— Oberbergmeister von Humbold in Bayreuth.
— Geheimer Rath Jacobi in Düsseldorf.
— Hofrath Matthison in der Schweiz.
— Professor Meyer in Weimar.
Hr. Hofrath Pfeffel in Colmar. IX
— Hofrath Schiller in Jena.
— Schlegel in Amsterdam.
— Hofrath Schütz in Jena.
— Hofrath Schulz in Mietau.
— Professor Woltmann in Jena.

Da sich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als geschlossen betrachtet, so wird jedem deutschen Schriftsteller, der sich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Instituts zu unterwerfen geneigt ist, zu jeder Zeit die Theilnahme daran offen stehen. Auch soll jedem, der es verlangt, verstattet seyn, anonym zu bleiben, weil man bey Aufnahme der Beyträge nur auf den Gehalt und nicht auf den Stempel sehen wird. Aus diesem Grunde, und um die Freyheit der Critik zu befördern, wird man sich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen, und bey den einzelnen Aufsätzen die

2 Breßlau. C. — 4: Canonikus D, Kanonikus H. — 5: Geheime Rath B, Geh. Rath v. Goethe D, Goethe H. — 3: Dr. Gros D H. — 7: Viceconsistorial- D, Vice-Konsistorial- H. — 10: Legations Rath C, Legationsrath D H, Humboldt C D, Wilh. von Humboldt H. — 11: Oberbergmeister Alexander von Humboldt in Baireuth. H, Humboldt C D. — 12: Geh. Rath D. — 13: Matthisson D H. — 14: Heinrich Meyer H. — 15: Schlegel (Aug. Wilhelm) H. — 26: bei D H. — Beiträge D H. — 27: Freiheit D H. — 28: Kritik H. — 29: bei D H.

Nahmen ihrer Verfasser, bis zum Ablauf eines jeden Jahrgangs verschweigen, welches der Leser sich um so eher gefallen lassen kann, da ihn diese Anzeige schon im Ganzen mit denselben bekannt macht.

Jena, den 10. Dec. 1794.

Schiller.

Jeden Monat, vom Neujahr 1795 an gerechnet, erscheint regelmässig ein Stück von Sieben Bogen in groß Oktav, und die Verlagshandlung wird für ein anständiges Aeussere sorgen. Wer Exemplare auf holländischem Postpapier verlangt, beliebe bey Zeiten die Bestellung zu machen. Der Preiß des ganzen Jahrganges ist ein Carolin in Golde oder sechs Reichsthaler, acht Groschen, sächsisch; einzelne Stücke können nicht unter sechszehn Groschen erlassen werden. Die Herren Mitarbeiter wenden sich unmittelbar an den Herrn Redacteur der Monatsschrift; die Herren Subscribenten an die Buchhandlungen oder an die löblichen Postämter, unter denen die Oberpostämter Stuttgardt und Cantstatt die Hauptversendung besorgen. Wer zehen Exemplare zugleich bestellt, erhält das eilfte frey. Man ersucht die Herren Subscribenten, sich zu nennen, weil man entschlossen ist, am Ende des Jahrs ein Verzeichnis derselben beyzufügen.

J. G. Cottaische Buchhandlung
in Tübingen.

1: Namen D H. — Jahrganges H. — 4: Jena den C. — den 10 Dec. B. — December D H. — 6–22: fehlt D E H. — 6–7: regelmäßig C. — 9: holländischem Papier C. — 12: sechzehn C. — 13–14: den Hrn. C. — 16: Canstatt C. — 17: zehn C. — 19: Verzeichniß B C. — 22: Johann Georg Cottaische C. — (Schiller schrieb am 6. Dec. 1794 an Dr. J. G. Cotta: „Das Avertissement nehme ich heute vor und hoffe daß es in heut über 8 Tagen abgedruckt seyn soll ... Den Preiß des Journals will ich auf 6 Thlr. 8 gr. Sächs. ansetzen, wie Sie wünschen. Ich werde überhaupt auch in Ihrem Nahmen eine besondre Anzeige beyfügen, worinn alles was das Aeußre des Buchs betrifft berührt werden soll.“ K. G.)

XIV.

Die Horen,

eine Monatsschrift, von einer Gesellschaft verfaßt, und herausgegeben

von Schiller.

(Auszug aus der ausführlichen in Nr. 140. des Intellig. Blatts der Jenaischen Allgem. Lit. Zeit. abgedruckten Ankündigung.)

Je mehr die allgemeine Aufmerksamkeit durch die lebhafteste Theilnahme an den politischen Begebenheiten des Tages, und den Kampf entgegengesetzter Meynungen und Partheyen, jetzt auf die Gegenwart gerichtet ist; desto dringender wird das Bedürfniß, die dadurch eingeengten Gemüther durch ein allgemeineres und höheres Interesse an allem, was rein menschlich, und über den Einfluß der Zeiten erhaben ist, wiederum in Freyheit zu setzen, und dem, durch den Anblick der Zeitbegebenheiten ermüdeten Leser eine fröhliche Zerstreuung zu verschaffen. Diesem Endzweck widmet man die gegenwärtige Zeitschrift. Sich alle Beziehung auf den jetzigen Weltlauf und die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietend, wird dieselbe, mit Hülfe der Geschichte und Philosophie zu dem Ideale veredelter Menschheit die einzelnen Züge sammeln, und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten nach Vermögen geschäftig seyn. Daß sie diesem erhabenen Ziele nicht ohne Erfolg entgegenstreben werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können, wenn er sich als den Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft ansieht, die sich zur Herausgabe derselben vereinigt hat. Denn nach vielen Schwierigkeiten ist es ihm

A: Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten. 1794. Num. 207. 27. Decemb. S. (5).

endlich gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werk zu verbinden, an welchem es der Nation, trotz aller, von Einzelnen bisher angestellten Versuche, noch immer gemangelt hat, und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Theilnehmern nöthig seyn möchte, um bey einem periodischen Werke Vortreflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden. Die jetzigen Mitarbeiter sind Hr. v. Archenholz, v. Dalberg, Engel, Erhardt, Fichte, v. Funk, Garve, Genz, Gleim, v. Göthe, Gros, Herder, Hirt, Hufeland, W. v. Humboldt, A. v. Humboldt, Jacobi, Matthison, Meyer, Pfeffel, Schiller, Schlegel, Schütz, Friedr. Schulz, Woltmann, Vogel in Nürnberg.

Jena, den 10. December 1794.

Schiller.

XV.

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen

in einer Reyhe von Briefen.*

Si c'est la raison, qui fait l'homme,
c'est le sentiment, qui le conduit.
ROUSSEAU.

Erster Brief.

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne und die Kunst in einer Reyhe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der mit dem beßten Theil unsrer Glückseligkeit in einer unmittelbaren, und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze

* Diese Briefe sind wirklich geschrieben; an Wen? thut hier nichts zur Sache, und wird dem Leser vielleicht zu seiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darinn eine lokale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas anders an die Stelle setzen mochte, so haben sie von der epistolarischen Form fast nichts als die äussere Abtheilung beybehalten; eine Unschicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Aechtheit weniger streng nehmen wollte.

A: Die Horen 1795, St. 1, S. 7—48. St. 2, S. 51—94. St. 6, S. 45—124. — a: Dieselben, St. 1; derselbe Druck wie A, aber mit einigen wenigen, nachdem A abgezogen war, vorgenommenen Aenderungen. — a: Dieselben, St. 1; andrer Druck. — B: Kleinere prosaische Schriften, Theil 3 (1801), S. 44—310. — b: Dieselben, andrer Druck. — K: Werke 1813; 8, 1, 235 ff. — W: Werke 1844. 10, 151 ff. — M: Werke 1860. 12, 1 ff.

2: Menschen, B b. — 3: Reihe B b (und so stets.) — 4—6: (Das Motto fehlt B b K W M.) — 12: besten B b (und so stets: beste). — 16—22: (Die Anmerkung fehlt B b K W M.) — 16: Wen? a.

Macht empfindet und ausübt, und bey einer Untersuchung, wo man 8
eben so oft genöthigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen, den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunst von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmüthiger Weise mir zur Pflicht, und lassen mir da den Schein eines Verdienstes, wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die Freyheit des Ganges, welche Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche schulgerechter Formen werde ich kaum in Gefahr seyn, mich durch Misbrauch derselben an dem guten Geschmack zu versündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgange mit mir selbst als aus einer reichen Welterfahrung geschöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Ursprung nicht verläugnen, werden sich eher jedes andern Fehlers als der Sektiererey schuldig machen, und eher aus eigner Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen schreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an irgend eine besondre philosophische Schule erinnert werden sollten. Nein, die Freyheit Ihres Geistes soll mir unverletzlich seyn. Ihre eigne Empfindung wird mir die Thatsachen hergeben, auf die ich baue, Ihre eigene freye Denkkraft wird die Gesetze diktieren, nach welchen verfahren werden soll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktischen Theil des 9
Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen entzweyt, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreye sie von ihrer technischen Form, und sie werden als die verjährten Aussprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatsachen des moralischen Instinktes erscheinen, den die weise Natur dem Menschen zum Vormund setzte, bis die helle Einsicht ihn mündig macht. Aber eben diese technische Form, welche die Wahrheit dem Verstande versichtbart, verbirgt sie wieder dem Gefühl; denn

9—10: Mißbrauch B. — 14: Sektirerey B. — 22: ihres A a B b K. — 24: diktiren, B b (und so stets). — 30: Ansprüche K. — 34: Gefühl, a.

leider muß der Verstand das Objekt des innern Sinns erst zerstören, wenn er es *sich* zu eigen machen will. Wie der Scheidekünstler so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freywilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muß er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natürliche Gefühl in einem solchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analysten als ein Paradoxon erscheint?

Lassen Sie daher auch mir einige Nachsicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Untersuchungen ihren Gegenstand, indem sie ihn dem Verstande zu nähern suchen, den Sinnen entrücken sollten. Was dort von moralischen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erscheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derselben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente ist auch ihr Wesen aufgehoben.

Zweyter Brief. 10

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens ausser der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein soviel näheres Interesse darbieten, und der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefodert wird, sich mit dem vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freyheit zu beschäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein andres gearbeitet haben. Man ist eben so gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuschliessen, warum sollte es weniger Pflicht

6: Regeln B. — 19: Freyheit, a a B b. — 25: aufgefordert B b K W M. — 26: aller] alter K. — 33: auszuschließen, B b (und so stets: schließen).

seyn, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfniß und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Diese Stimme scheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunst auszufallen; derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet seyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die
Wirklichkeit verlassen, und sich mit anständi'ger Kühnheit über das 11
Bedürfniß erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freyheit, und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfniß, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der *Nutzen* ist das grosse Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Waage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lermenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, jemehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das grosse Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu theilen? So nahe dieser grosse Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden der sich Mensch nennt, angeht, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker ins besondere interessieren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Centrum des Ganzen zu versetzen, und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Beysitzer jenes Vernunftgerichts betrachten,
so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich 'Parthey ist, und näher 12
oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht

9: Freyheit, a a B b. — 13: große B b (und so stets). — 25: jeden, B. — 27: insbesondere B. — interessiren. B b.

bloß seine eigene Sache, die in diesem grossen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktieren fähig und berechtiget ist.

Wie anziehend müßte es für mich seyn, einen solchen Gegenstand mit einem eben so geistreichen Denker als liberalen Weltbürger in Untersuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich weyht, die Entscheidung heimzustellen! Wie angenehm überraschend, bey einer noch so grossen Verschiedenheit des Standorts und bey dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilfreyen Geist auf dem Felde der Ideen in dem nemlichen Resultat zu begegnen! Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe, und die Schönheit der Freyheit voran gehen lasse, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit weniger dem Bedürfniß als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freyheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bey einer politischen Gesetzgebung leitet.

Dritter Brief. 13

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an, als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freye Spontaneität noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bey dem nicht stille steht, was die blosse Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk seiner freyen Wahl umzuschaffen, und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

[7]: weiht, B b. — [10]: ihrem B. — [11]: nehmlichen B b. — [25–26]: Spontaneität] Intelligenz B b K W M. — [27]: bloße B b (und so stets).

Er kommt zu sich aus seinem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her, und findet sich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freyheit diesen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach blossen Naturgesetzen ein, ehe *er* es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Nothstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen, und auch nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und schlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt also, mit demselben Rechte, womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freyheit von ihr scheidet, wie er, um nur Ein Beyspiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geschlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöscht und durch Schönheit veredelt. So hohlt er, auf eine künstliche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich 14
einen *Naturstand* in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leyht sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfienge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluß mit dem Stand der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bey dieser Operation, als völlig ungeschehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher die Freyheit sich zu beugen brauchte, und alles muß sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper heissen kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ab-

[10]: wie] die B. — [12]: Beispiel B. — [13]: ausdrückte, A a (als Druckfehler angezeigt). — [14]: holt B b. — [18]: leiht B (und so stets: leihen, verleihen u. s. w.) — [21]: anfinge, B b. — [22]: freyem a a B b.

leitet) widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die blosse Gesetzmäßigkeit zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze giebt, um sich mit Kräften abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch *wirklich*, und der sittliche nur *problematisch*. Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muß, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirkli'chen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die 15
Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenn gleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne welches er nichts besitzt, und weißt ihn dafür an etwas an, das er besitzen könnte und sollte; und hätte sie zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschheit, die ihm noch mangelt, und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Thierheit entrissen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetz fest zu halten, hätte sie unter seinen Füssen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken also ist, daß die physische Gesellschaft *in der Zeit* keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische *in der Idee* sich bildet, daß um der Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft eine Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.

Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der, selbstsüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich eben so wenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung, erst gebildet werden soll, und auf den, weil er frey ist und *weil er nie* 16
erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit

12: weist B b. — 18: Füßen B b. — 21: daß, A a a B b. — 26–27: eine Stütze] die Stütze K.

gerechnet werden könnte. Es käme also darauf an, von dem physischen Charakter die Willkühr und von dem moralischen die Freyheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beyden verwandt, von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief. 17

Soviel ist gewiß: nur das Uebergewicht eines solchen Charakters bey einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moralischen Principien unschädlich machen, und auch nur ein solcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bey Aufstellung eines moralischen Staats wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freye Wille wird in das Reich der Ursachen gezogen, wo alles mit strenger Nothwendigkeit und Stetigkeit aneinander hängt. Wir wissen aber, daß die Bestimmungen des menschlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bey dem absoluten Wesen die physische Nothwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. Wenn also auf das sittliche Betragen des Menschen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden soll, so muß es Natur seyn, und er muß schon durch seine Triebe zu einem solchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menschen steht aber vollkommen frey zwischen Pflicht und Neigung, und in dieses Majestätsrecht seiner Person kann und darf keine physische Nöthigung greifen. Soll er also dieses Vermögen der Wahl beybehalten, und nichts destoweniger ein zuverlässiges Glied in der Kausalverknüpfung der Kräfte seyn, so kann dieß nur dadurch bewerkstelligt werden, daß die Wirkungen jener beyden Triebfedern im Reich der Erscheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bey aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Wollens dieselbe bleibt;

13–14: Prinzipien a.

daß also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstim'mend genug 18
sind, um zu einer universellen Gesetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseyns ist. * Dieser reine Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen giebt, wird repräsentirt durch den S t a a t; die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannichfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwey verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin eben so viele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch daß das Individuum Staat w i r d, daß der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich v e r e d e l t.

Zwar in der einseitigen moralischen Schätzung fällt dieser Unterschied hinweg; denn die Vernunft ist befriedigt, wenn ihr Gesetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollständigen anthropologischen Schätzung, wo mit der Form auch der Innhalt zählt, und die lebendige ' Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derselbe desto mehr 19
in Betrachtung kommen. Einheit fodert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannichfaltigkeit, und von beyden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der erstern ist ihm durch ein unbestechliches Bewußtseyn, das Gesetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann; und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet seyn, die nur durch Aufhebung der Mannichfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand ist.

* Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: V o r l e s u n g e n ü b e r d i e B e s t i m m u n g d e s G e l e h r t e n von meinem Freund F i c h t e, wo sich eine sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung dieses Satzes findet.

9: Mannigfaltigkeit B (und so stets: mannigf...). — 11: Men=schen A a. — 20: Innhalt B b (und so stets). — 29: unvoll=endet B, unvol=lendet b. — 31: kürzlich] (Jena 1794).

Der Staat soll nicht blos den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und specifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechanische Künstler seine Hand an die gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seiner Zwecke zu geben, so trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, sondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der schöne Künstler seine Hand an die nehmliche Masse legt, so trägt er eben so wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, sie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, respektiert er nicht im geringsten mehr, als der mechanische Künstler, aber das Auge, welches die Freyheit dieses Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält es sich mit dem päda- 20
gogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen sich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vorgiebt, muß der Staatskünstler sich der seinigen nahen, und nicht bloß subjektiv, und für einen täuschenden Effekt in den Sinnen, sondern objektiv und für das innre Wesen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Persönlichkeit schonen.

Aber eben deßwegen, weil der Staat eine Organisation seyn soll, die nur durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur insoferne wirklich werden, als sich die Theile zur Idee des Ganzen hinauf gestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in dem Grade ehren können, als sie zur objektiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bey der höchsten

13: respektirt B b. — 21: vorgibt, B b. — 22: nahen und A a a B b. — 24: innere B. — 26: deswegen, B b. — 27–28: in so ferne B b.

Universalisierung seines Betragens seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner innern Gesetzgebung seyn. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volks der subjektive Mensch dem objektiven noch so kontradiktorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erstern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer zu seyn, eine so feindselige Individualität 21
ohne Achtung darnieder treten müssen.

Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegen gesetzt seyn: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst, und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu seyn. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund, und ehrt ihre Freyheit, indem er bloß ihre Willkühr zügelt.

Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannichfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannichfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die siegende Form. Totalität des Charakters muß also bey dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig seyn soll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freyheit zu vertauschen.

Fünfter Brief. 22

Ist es dieser Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtige Ereignisse zeigen? Ich richte meine Aufmerksamkeit sogleich auf den hervorstechendsten Gegenstand in diesem weitläuftigen Gemählde.

Wahr ist es, das Ansehen der Meinung ist gefallen, die Will-

1: Univerſaliſirung B b. — 30: gegenwärtigen B b K W M. — 32: Gemälde. B (und so stets).

kühr ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmen-Mehrheit fodert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fodert sie nicht bloß, jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaates wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freyheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hofnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freygebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht.

In seinen Thaten mahlt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwey Aeussersten des menschlichen Verfalls, und beyde in Einem Zeitraum vereinigt!

In den niedern und zahlreichern Klassen stellen sich uns rohe 23
gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelößtem Band der bürgerlichen Ordnung entfeßeln, und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Es mag also seyn, daß die objektive Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjektive muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, solange es noch galt, ihre Existenz zu vertheidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden, und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civilisierten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des

3–4: Stimmenmehrheit B b. — 4: fordert K W M (und so stets: fordern). — 5: disseits a. — 11: Hoffnung! B b (und so stets). — 17: vereinigt. B b. — 19: aufgelöstem B b (und so stets: löst, gelöst u. s. w.). — 20: entfesseln, B b (und so stets: Fessel, fesseln). — 24: so lange B b. — 28: anstatt, B. — 30: civilisirten B b.

Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das edlere in seiner Zerstörung das abscheulichere sey, aber man wird sie auch im moralischen wahr finden. Aus dem NaturSohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyranney zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsre Grundsätze von ihr 24 an. Die affektirte Decenz unsrer Sitten verweigert ihr die verzeyhliche erste Stimme, um ihr, in unsrer materialistischen Sittenlehre, die entscheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schoose der raffiniertesten Geselligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freyes Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verführungen, nur unsre Willkühr behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freyheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniß, die Bande des physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit,

2: oder] und Bb. — 5: Natur-Sohne Bb. — 13–14: verzeihliche Bb. — 15: Schoße B, Schooße b. — 15–16: raffinirtesten Bb.

zwischen Unnatur und blosser Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

Sechster Brief. 25

Sollte ich mit dieser Schilderung dem Zeitalter wohl zuviel gethan haben? Ich erwarte diesen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zuviel dadurch bewiesen habe. Dieses Gemählde, werden Sie mir sagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen sind, weil alle ohne Unterschied durch Vernünfteley von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurükkehren können.

Aber bey einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit, und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere blosse Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zu statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn. Die Griechen beschämen uns nicht bloß durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsre Nebenbuhler, ja oft unsre Muster in den nehmlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unsrer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophierend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals bey jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte hatten 26
die Sinne und der Geist noch kein strenge geschiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, mit einander feindselig abzutheilen, und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch

11: zurückkehren b. — 13: Verwundrung B. — 14: ehemaligen; A a. — 16: andre B b. — 24: philosophirend B b.

nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beyde konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eigene Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und so fein und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrössert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bey uns Neuern! Auch bey uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrössert auseinander geworfen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammen zu lesen. Bey uns, möchte man fast versucht werden zu behaupten, äusern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht bloß einzelne Subjekte sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bey verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet, und auf der 'Waage des Verstandes, vor dem 27
beßten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preiß der Menschheit zu streiten?

Woher wohl dieses nachtheilige Verhältniß der Individuen bey allem Vortheil der Gattung? Warum qualifizirte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dieß der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, diesem der alles trennende Verstand seine Formen ertheilten.

Die Kultur selbst war es, welche der neuern Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung

7, 11: vergrößert B b. — 15: äußern B b (und so stets). — 22: Wage B. — 24: Wettkampf K W M] Weltkampf A a (als Druckfehler angezeigt) B b. — 26: Preis B b. — 30: vereinende] verneinende B b.

und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte nothwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweyte ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der spekulative Verstand vertheilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt anfiengen, mit Mistrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn gegeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurierende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verzehrt dort ' der 28 Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen, und die Phantasie sich entzünden sollen.

Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfiengen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte, aber anstatt zu einem höhern animalischen Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß, und wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser, Theile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge fragmentarische Antheil, der die

7: anfingen, B. — 11: luxurirende B. — 16: anfingen, B b. — 31: das er] das es B b K W. — entwik-|kelt B, entwi-|ckelt b (und so bei ck immer abgetheilt).

einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben, (denn wie dürfte man ihrer Freyheit ein so künstliches und lichtscheues Uhrwerk ver'trauen?) sondern 29 wird ihnen mit skrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freye Einsicht gebunden hält. Der todte Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtniß leitet sicherer, als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maaßstab des Mannes macht, wenn es an dem Einen seiner Bürger nur die Memorie, an einem Andern den tabellarischen Verstand, an einem Dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt, wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem gesetzlichen Verhalten die größte Verfinsterung des Verstandes zu gut hält — wenn es zugleich diese einzelnen Fertigkeiten zu einer eben so großen Intensität will getrieben wissen, als es dem Subjekt an Extensität erläßt — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachläßigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft, und es muß schon kein gemeiner Kopf seyn, um, unbeschadet seines Berufs, für Liebhabereyen übrig zu behalten. Noch dazu ist es selten eine gute Empfehlung bey dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge übersteigen, oder wenn das höhere Geistesbedürfniß des Mannes von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler giebt. So eifersüchtig ist der Staat auf den Alleinbesitz seiner Diener, daß er sich leichter dazu entschliessen wird, (und wer kann ihm unrecht geben?) ' seinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer 30 Venus Urania zu theilen.

Und so wird denn allmählig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürftiges Daseyn friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl

3: vertrauen)? B b. — 7: sicherer als B b. — 15: grossen a. — 16: da nicht wundern, K. — 17: vernachlässigt b. — 29: geben)? B b. — 30: theilen? A a a B b.

nirgends findet. Genöthigt, sich die Mannichfaltigkeit seiner Bürger durch Klaßifizierung zu erleichtern, und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweyten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil sie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er sie mit einem bloßen Machwerk des Verstandes vermengt; und der regierte kann nicht anders als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüßig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europäischen Staaten ist) in einen moralischen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Parthey mehr ist, gehaßt und hintergangen von dem, der sie nöthig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menschheit bey dieser doppelten Gewalt, die von innen und aussen auf sie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als sie wirklich nahm? Indem der spekulative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch Formeln eingeengt, mußte 31 das freye Ganze sich aus den Augen gerückt sehen, und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die subjektiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu konstitutiven Gesetzen für das Daseyn der Dinge zu erheben, so stürzte letzterer in das entgegen stehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schätzen, und die Regeln seines Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andre einer pedantischen Beschränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachtheilige dieser Geistesrichtung schränkte sich nicht bloß auf das Wissen und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, daß die Sensibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Leb-

2: Klassifizirung B, Klassifizierung b. — 6: Regierte B. — 7–8: überdrüssig, B b. — 10: Schiksal a. — 20: in diesen M. — 25: entgegenstehende B b.

haftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytischen Vermögens die Phantasie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeschränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geschäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil seine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis seines Berufs eingeschlossen, sich zu fremder Vorstellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des ZeitCharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht ' die Vortheile zu 32
zeigen, wodurch die Natur sie vergütet. Gerne will ich Ihnen eingestehen, daß so wenig es auch den Individuen bey dieser Zerstückelung ihres Wesens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortschritte machen können. Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stuffe weder verharren noch höher steigen konnte. Nicht verharren; weil der Verstand durch den Vorrath, den er schon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu streben: auch nicht höher steigen; weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann. Die Griechen hatten diesen Grad erreicht, und wenn sie zu einer höhern Ausbildung fortschreiten wollten, so mußten sie, wie wir, die Totalität ihres Wesens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannichfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegen zu setzen. Dieser Antagonism der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber auch nur das Instrument; denn solange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser. Dadurch allein, daß in dem Menschen einzelne Kräfte sich isolieren, und einer ausschliessenden Gesetzgebung anmaßen, gerathen sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinsinn, der sonst mit träger Genügsamkeit

1: Umfange nach, A a B b. — 10–11: Zeit-Charakters B b. — 30: so lange B. — 32: isoliren, B.

auf der äussern Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verstand eine Autorität in der Sinnenwelt usurpirt, und der empirische beschäftigt ist, ihn ′ den Bedingungen 33
der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beyde Anlagen sich zu möglichster Reife aus, und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkühr die Weltordnung aufzulösen wagt, nöthiget sie dort die Vernunft zu den obersten Quellen der Erkenntniß zu steigen, und das Gesetz der Nothwendigkeit gegen sie zu Hülfe zu rufen.

Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unsers Geistes in Einem Brennpunkt versammeln, und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an, und führen sie künstlicherweise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiß es ist, daß alle menschliche Individuen zusammen genommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen seyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuspähn, den der Teleskop dem Astronomen entdeckt; eben so ausgemacht ist es, daß die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Critik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufnen Subjekten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden, und durch die angestrengteste Abstraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein solcher, in reinen Verstand und reine Anschauung gleichsam aufgelöster Geist dazu tüchtig seyn, die strengen Feßeln der Logik mit dem freyen Gange der Dichtungskraft zu vertauschen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuschem Sinn zu ergreifen?
′ Hier setzt die Natur auch dem Universalgenie eine Grenze, die es 34
nicht überschreiten kann, und die Wahrheit wird solange Märtyrer machen, als die Philosophie noch ihr vornehmstes Geschäft daraus machen muß, Anstalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wieviel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist

3: empyrische B. — 17: menschlichen W M.

nicht zu läugnen, daß die Individuen, welche sie trift, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden. Durch gymnastische Uebungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freye und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben so kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar ausserordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältniß stünden wir also zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben, und unsrer verstümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt — damit das spätere Geschlecht in einem seligen Müßiggange seiner moralischen Gesundheit warten, und den freyen Wuchs seiner Menschheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt seyn, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorschreibt? Es muß also falsch seyn, daß die Aus'bildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität noth- 35
wendig macht; oder wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahin strebte, so muß es bey uns stehen, diese Totalität in unsrer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.

Siebenter Brief. 36

Sollte diese Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten seyn? Das ist nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee sich aufgiebt, anstatt diese bessere Menschheit begründen zu können, müßte selbst erst darauf gegründet werden. Und so hätten mich denn die bisherigen Untersuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem sie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige

[1]: trifft, B b (und so stets).

Zeitalter, weit entfernt uns diejenige Form der Menschheit aufzuweisen, welche als nothwendige Bedingung einer moralischen Staatsverbesserung erkannt worden ist, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind also die von mir aufgestellten Grundsätze richtig, und bestätigt die Erfahrung mein Gemählde der Gegenwart, so muß man jeden Versuch einer solchen Staatsveränderung solange für unzeitig und jede darauf gegründete Hofnung solange für schimärisch erklären, biß die Trennung in dem innern Menschen wieder aufgehoben, und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerinn zu seyn, und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigern Organisationen besänftiget ist, erhebt sie sich zu der edeln Bildung des physischen Menschen. Eben so muß der Elementenstreit in dem ethi'schen Men- 37
schen, der Konflikt blinder Triebe, fürs erste beruhigt seyn, und die grobe Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannichfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern Seite muß die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert seyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer anständigen Freyheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannichfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkühr noch so gesetzlos mißbraucht, da darf man ihm seine Freyheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freyheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkühr nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verrätherey an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt, und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Uebereinstimmung wird Tyranney gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche und physischen Beschränkung verknüpft, und so den letzten glimmenden Funken von Selbstthätigkeit und Eigenthümlichkeit auslöscht.

Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Ent-

8: bis B b. — 10: Künstlerin B. — 15: edlen a. — 16: Elementenstreit] Elementarstreit B b. — 33: Eigenthum B b K.

würdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdessen, gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert seyn, und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren, und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grundsätze 38 werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Nahmen leyhen. Von der Freyheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindinn ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen, und hier von einer pedantischen *Curatel* zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrection auf die Würde derselben berufen, bis endlich die grosse Beherrscherinn aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischen tritt, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.

Achter Brief. 39

Soll sich also die Philosophie, muthlos und ohne Hofnung, aus diesem Gebiete zurückziehen? Während daß sich die Herrschaft der Formen nach jeder andern Richtung erweitert, soll dieses wichtigste aller Güter dem gestaltlosen Zufall Preiß gegeben seyn? Der Konflikt blinder Kräfte soll in der politischen Welt ewig dauern, und das gesellige Gesetz nie über die feindselige Selbstsucht siegen?

Nichtsweniger! Die Vernunft selbst wird zwar mit dieser rauhen Macht, die ihren Waffen widersteht, unmittelbar den Kampf nicht versuchen, und so wenig als der Sohn des Saturns in der Ilias,

3: Unterdessen gebe A a b. — 11: leihen. B b. — 12: ihrem K. — Feindin B. — 14: *Curatel'* A a a b, *Curatel*, B. — 18: Beherrscherin a B. — 19: Prinzipien B. — 24: jeder M] jener A a a B b K W. — 25: Preis B b. — 28: Nichts weniger! B. — 30: des Saturn W.

selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz herunter steigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt sie sich den würdigsten aus, bekleidet ihn wie Zeus seinen Enkel mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch seine siegende Kraft die grosse Entscheidung.

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der muthige Wille, und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dieß nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleyern wuß'te, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloß, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Denn woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Vorurtheile und diese Verfinsterung der Köpfe bey allem Licht, das Philosophie und Erfahrung aufsteckten? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heißt, die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preißgegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsre praktischen Grundsätze zu berichtigen. Der Geist der freyen Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophistik gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schooß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: sapere aude.

12: bewiesen; a. — 17—18: heißt die A a a b. — 18: preisgegeben, B b. — 23: erbauen. a. — 33: (Horatii epist. 1, 2, 40: Dimidium facti qui coepit habet: sapere aude: Incipe.)

Erkühne dich, weise zu seyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen setzen. Nicht ohne Bedeutung läßt ' der alte Mythus die Göttinn der Weisheit in 41
voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süssen Ruhe nicht gerissen seyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglückliche Menschen unser Mitleiden verdienen, so trift unsre gerechte Verachtung die andern, die ein besseres Loos von dem Joch der Bedürfnisse frey macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantasie sich nach eignem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntniß zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und sie sollten eine Wahrheit so theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Werth für sie besitzt. Sie müßten schon weise seyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Nahmen gab.

Nicht genug also, daß alle Aufklärung des Verstandes nur insoferne Achtung verdient, als sie auf den Charak'ter zurückfließt; sie 42
geht auch gewißermaaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöfnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfniß der Zeit,

4: Göttin a B. — 7: süßen Bb. — 16: unglücklichen B b K W M. — 28: Namen Bb. — 31: gewissermaaßen a, gewissermas=|sen Bb. — 32: geöffnet Bb (und so stets: öffnen u. s. w.).

nicht bloß weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zu Verbesserung der Einsicht erweckt.

Neunter Brief. 43

Aber ist hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretische Kultur soll die praktische herbeyführen und die praktische doch die Bedingung der theoretischen seyn? Alle Verbesserung im politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln? Man müßte also zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergiebt, und Quellen dazu eröfnen, die sich bey aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingestrebt haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öfnen sich in ihren unsterblichen Mustern.

Von allem, was positiv ist und was menschliche Conventionen einführten, ist die Kunst, wie die Wissenschaft losgesprochen, und beyde erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkühr der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebieth sperren, aber darinn herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als daß beyde, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geschmack von dem beurtheilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft streng ihre Grenzen 44
bewachen, und die Kunst in den schweren Fesseln der Regel gehn; wo der Charakter erschlafft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen;

[2]: zu] zur W M. — [19]: Gebiet B b. — [20]: darin B (und so stets).

jene gehen darinn unter, aber mit eigner unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Ein wohlthätige Gottheit reisse den Säugling bey Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurük; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen, die Tempel blieben dem ′Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die 45
Schandthaten eines **Nero** und **Kommodus** beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur **überlebte**, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frey

9: zurück; a B b. — 20–21: dem ′ dem Auge A a. — 30: Dichtunskraft a.

von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft, und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde 46
die schöpferische Ruhe und der grosse geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegnen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugiessen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen? Weiß er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist aufs Unbedingte gerichtet, für ihn giebt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gieb also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust, bey allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkst, die Rich-

8: es] er b. — 11: auszugießen, Bb. — 16: görtliche B. — 33: edlen aB.

tung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die ' Ent- 47
wicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du,
lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn
du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen
Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des
Wahns und der Willkührlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen,
sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht
bloß in dem äussern Menschen muß es sich neigen. In der schaam-
haften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie
aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht blos der Gedanke ihr
huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife.
Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu
empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre
bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem
Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht
sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht
was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler
Resignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freyheit unter das
Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den stand-
haften Muth, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen
beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke
sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber
denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst.
Ihren Beyfall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth be-
rechne ihr Glück, so wird dein eigener Adel dort den ihrigen auf-
wecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten.
Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im 48
Spiele ertragen sie sie noch; ' ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz,
und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen
wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber
an ihrem Müssiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Ver-
jage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnü-
gungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, end-
lich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb

8: äußern B b. — 8–9: schamhaften a B. — 10: bloß B. — 31: Müßig-
gange B.

sie mit edeln, mit grossen, mit geistreichen Formen, schliesse sie ringsum mit den Symbolen des Vortreflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

Zehenter Brief. 51

Sie sind also mit mir darinn einig, und durch den Innhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß sich der Mensch auf zwey entgegen gesetzten Wegen von seiner Bestimmung entfernen könne, daß unser Zeitalter wirklich auf beyden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erschlaffung und Verkehrtheit zum Raub geworden sey. Von dieser doppelten Verirrung soll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die schöne Kultur beyden entgegen gesetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwey widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen? Kann sie in dem Wilden die Natur in Fesseln legen und in dem Barbaren dieselbe in Freyheit setzen? Kann sie zugleich anspannen und erschlaffen — und wenn sie nicht wirklich beydes leistet, wie kann ein so grosser Effekt, als die Ausbildung der Menschheit ist, vernünftiger weise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Ueberdruß die Behauptung hören müssen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, so daß es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen scheint. Man stützt sich auf die alltägliche Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem gebildeten Geschmacke Klarheit des Verstan- 52
des, Regsamkeit des Gefühls, Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft sich, zuversichtlich genug, auf das Beyspiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, bey welcher das Schönheitsgefühl zugleich seine höchste Entwicklung erreichte, und auf das entgegen gesetzte Beyspiel jener theils wilden, theils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch

1: gro-|ßen, B, gros-|sen, b. — 2: Vortrefflichen B b (und so stets: trefflich, vortrefflich). — 3: Nach Z. 3 in A a a: „Die Fortsetzung folgt.“ Vor Z. 4 in A: „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen. (Fortsetzung der im vorigen Stück angefangenen Briefe.)“ — 4: Zehnter B b. — 10: Verirrung W M] Verwirrung A (als Druckfehler angezeigt) B b K. — 15: und auflösen — B b K W M. — 17: ist vernünftiger weise b, ist, vernünftigerweise B.

austeren Charakter büssen. Nichts destoweniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu läugnen, oder doch die Rechtmässigkeit der daraus gezogenen Schlüsse zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so vortheilhaft von dieser Verfeinerung, die man an den gebildeten preißt. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deßwegen sehr geneigt waren, den Künsten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die bloß darum die Grazien schmähn, weil sie nie ihre Gunst erfuhren. Sie, die keinen andern Maasstab des Werthes kennen, als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie sollten sie fähig seyn, die stille Arbeit des Geschmacks an dem äussern und innern Menschen zu würdigen, und über den zufälligen Nachtheilen der schönen Kultur nicht ihre wesentlichen Vortheile aus den Augen setzen? Der Mensch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Bestechung, alle Feinheit im
Umgang als Verstellung, alle Delikatesse und Großheit im Betragen 53
als Ueberspannung und Affektation. Er kann es dem Günstling der Grazien nicht vergeben, daß er als Gesellschafter alle Zirkel aufheitert, als Geschäftsmann alle Köpfe nach seinen Absichten lenkt, als Schriftsteller seinem ganzen Jahrhundert vielleicht seinen Geist aufdrückt, während daß Er, das Schlachtopfer des Fleisses, mit all seinem Wissen keine Aufmerksamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das genialische Geheimniß, angenehm zu seyn, niemals abzulernen vermag, so bleibt ihm nichts anders übrig, als die Verkehrtheit der menschlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Wesen huldigt.

Aber es giebt achtungswürdige Stimmen, die sich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüstet sind. „Es ist nicht zu läugnen," sagen sie, „die Reitze des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerspricht ihrem Wesen nicht, in

1: austeren] (Vgl. oben S. 102, 12). — büßen. B b. — 3: Rechtmäßigkeit B b. — 6: preist. B b. — 8: deswegen B b. — 11: Maßstab B, Maaßstab b. — 14: äußern B b. — 23: Fleißes, B b. — 32: Reize B b.

schlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre seelenfesselnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deßwegen, weil der Geschmack nur auf die Form und nie auf den Innhalt achtet, so giebt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachlässigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterschied der Dinge verliert sich, und es ist bloß die Erscheinung, die ihren Werth bestimmt. Wie viele Menschen von Fähigkeit, fahren sie fort, werden nicht durch die verführerische Macht des Schönen von einer ernsten und anstrengenden Wirksamkeit abgezogen, oder wenigstens ver'leitet, sie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher schwache Ver- [54] stand wird bloß deßwegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantasie der Poeten beliebte, eine Welt aufzustellen, worinn alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunst die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenschaften nicht erlernt, seitdem sie in den Gemählden der Dichter mit den glänzendsten Farben prangen und im Kampf mit Gesetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Gesellschaft dabey gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgang Gesetze giebt, den sonst die Wahrheit regierte, und daß der äussere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst gefesselt seyn sollte? Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erscheinung machen, und einen Werth in der Gesellschaft verleyhen, dafür aber auch alle Ausschweifungen herrschen, und alle Laster im Schwange gehn, die sich mit einer schönen Hülle vertragen." In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beynahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet, und auch nicht ein einziges Beyspiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine grosse Allgemeinheit ästhetischer Kultur bey einem Volke mit politischer Freyheit, und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten,

2–3: deswegen, Vb. — 12: deswegen Vb. — 14: worin V. — 21: äußere Vb. — 24: verleihen, Vb.

und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diente,
war der Geschmack noch un'reif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, 55
und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrschte.
Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Flug gethan, aber
nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, daß es am
nächsten an die Wildheit grenzt, und ein Licht ist, das gern aus der
Finsterniß schimmert; welches also vielmehr gegen den Geschmack seines
Zeitalters als für denselben zeugt. Als unter dem Perikles und
Alexander das goldne Alter der Künste herbeykam, und die Herrschaft
des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands
Kraft und Freyheit nicht mehr, die Beredsamkeit verfälschte die Wahrheit,
die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die
Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wissen wir,
mußten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erschöpfen, und
durch morgenländische Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines
glücklichen Dynasten sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über
die Rigidität ihres Charakters triumphieren sehen. Auch den Arabern
gieng die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die
Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Scepter der Abbaßiden
erschlafft war. In dem neuern Italien zeigte sich die schöne Kunst
nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen
war, Florenz sich den Medicäern unterworfen, und der Geist der
Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen
Ergebung Platz gemacht hatte. Es ist beynahe überflüssig, noch an das
Beyspiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demselben
Verhältnisse zunahm, als ihre Selbstständigkeit endigte. Wohin
wir immer in der vergangenen Welt unsre Augen richten, da finden wir,
daß Geschmack und Freyheit einander fliehen, und daß die Schönheit
nur auf den Untergang heroischer Tugenden ihre Herrschaft gründet. 56

Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, mit welcher die ästhetische Kultur gewöhnlich erkaufft wird, die wirksamste Feder alles Grossen und Treflichen im Menschen, deren Mangel kein anderer wenn auch noch so grosser Vorzug ersetzen kann. Hält man sich also

11: Beredtsamkeit b. — 17: des Charakters K. — triumphiren B b. — 18: ging B. — 19: Abbassiden B b. — 20: zeigt A (als Druckfehler nicht angezeigt). — 31: erkauft B b.

einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, so kann man in der That nicht sehr aufgemuntert seyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menschen so gefährlich sind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte, die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als sich bey allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erschlaffenden Wirkungen überliefert sehen. Aber vielleicht ist die Erfahrung der Richterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese ausmachen läßt, und ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erst ausser Zweifel gesetzt seyn, daß es dieselbe Schönheit ist, von der wir reden, und gegen welche jene Beyspiele zeugen. Dieß scheint aber einen Begriff der Schönheit voraus zu setzen, der eine andere Quelle hat, als die Erfahrung, weil durch denselben erkannt werden soll, ob das, was in der Erfahrung schön heißt, mit Recht diesen Nahmen führe.

Dieser reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein solcher sich aufzeigen liesse, müßte also — weil er aus keinem wirklichen Falle geschöpft werden kann, vielmehr unser Urtheil über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraktion
gesucht, und schon aus der Möglichkeit der sinnlichvernünftigen Natur 57
gefolgert werden können: mit einem Wort: die Schönheit müßte sich als eine nothwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir uns also nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner Menschen, aber niemals die Menschheit zeigt, so müssen wir aus diesen ihren individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daseyns zu bemächtigen suchen. Zwar wird uns dieser transcendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir streben ja nach einem festen Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erschüttern soll, und wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

10: außer B b. — 17: ließe, B b.

Eilfter Brief. 58

Wenn die Abstraktion so hoch als sie immer kann hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwey letzten Begriffen, bey denen sie stille stehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterscheidet in dem Menschen etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das bleibende nennt sie seine *Person*, das wechselnde seinen *Zustand*.

Person und Zustand — das Selbst und seine Bestimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Wesen als Eins und dasselbe denken, sind ewig Zwey in dem endlichen. Bey aller Beharrung der Person wechselt der Zustand, bey allem Wechsel des Zustands beharret die Person. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinstimmung zum Widerspruch, aber *wir* sind doch immer, und was unmittelbar aus *uns* folgt, bleibt. In dem absoluten Subjekt allein beharren *mit* der Persönlichkeit auch alle ihre Bestimmungen, weil sie *aus* der Persönlichkeit fließen. Alles *was* die Gottheit ist, ist sie deßwegen, *weil* sie ist; sie ist folglich alles auf ewig, weil sie ewig ist.

Da in dem Menschen, als endlichem Wesen, Person und Zustand verschieden sind, so kann sich weder der Zustand auf die Person, noch die Person auf den Zustand gründen. Wäre das letztere, so müßte die Person sich verändern; wäre das erstere, so müßte der Zustand beharren; also in jedem Fall entweder die Persönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wol'len, empfinden, 59 sind wir; nicht weil wir sind, denken, wollen, empfinden wir. Wir sind, weil wir sind; wir empfinden, denken und wollen, weil ausser uns noch etwas anderes ist.

Die Person also muß ihr eigener Grund seyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und so hätten wir denn fürs erste die Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten Seyns, d. i. die *Freyheit*. Der Zustand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Person, also nicht absolut ist, *erfolgen*; und so hätten wir fürs zweyte die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die *Zeit*. Die Zeit ist die Bedingung alles

16: deswegen, B b. — 30: Seyns d. i. A. — 31: Person also A.

Werdens: ist ein identischer Satz, denn er sagt nichts anders, als: die Folge ist die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Person, die sich in dem ewig beharrenden ICH und nur in diesem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechsel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß sich verändern, wenn Veränderung seyn soll; dieses Etwas kann also nicht selbst schon Veränderung seyn. Indem wir sagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieser Verwandlung, und leyhen ihr gleichsam eine Person, an der sich jene beyden Zustände offenbaren. Daß der Mensch erst wird, ist kein Einwurf, denn der Mensch ist nicht blos Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Daseyn entsteht in der Zeit, und so muß also der Mensch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die 60
reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That existiren. Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Thätigkeit also, oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muß der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas ausser ihm befindliches im Raume, und als etwas in ihm wechselndes in der Zeit, auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig Er selbst zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, existirt er; nur indem er unveränderlich bleibt, existirt er. Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

10: leihen B b. — 27–28: Erfahrung d. h. A.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht
werden kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die
das eigentlichste Merkmal der Gottheit, absolute Verkündigung des
Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des
Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen
Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwider- 61
sprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit,
wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt,
ist ihm aufgethan in den *Sinnen*.

Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem
sinnlichen Stoffe betrachtet, ist bloß die Anlage zu einer möglichen
unendlichen Aeusserung; und solange er nicht anschaut und nicht em-
pfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen.
Seine Sinnlichkeit, für sich allein und abgesondert von aller Selbst-
thätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß sie
ihn, der ohne sie bloß Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs,
daß sie die Materie mit ihm vereinigt. Solange er bloß empfindet,
bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, ist er noch weiter nichts
als *Welt*, wenn wir unter diesem Namen bloß den formlosen Inn-
halt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die
sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur seine Persön-
lichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Um also
nicht bloß Welt zu seyn, muß er der Materie Form ertheilen; um
nicht bloß Form zu seyn, muß er der Anlage, die er in sich trägt,
Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit er-
schafft und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit
seines Ichs die Mannichfaltigkeit der Welt gegenüber stellt; er formt
die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im
Wechsel behauptet, und die Mannichfaltigkeit der Welt der Einheit
seines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fliessen nun zwey entgegengesetzte Anforderungen an 62
den Menschen, die zwey Fundamentalgesetze der sinnlich-vernünftigen
Natur. Das erste dringt auf absolute *Realität*: er soll alles zur
Welt machen, was bloß Form ist, und alle seine Anlagen zur Er-

3: Gottheit absolute A B b. — 31: fließen B b. — 33: sinnlich vernünftigen B b.

scheinung bringen: das zweyte dringt auf absolute Formalität: er soll alles in sich vertilgen, was bloß Welt ist, und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er soll alles innre veräußern und alles äussere formen. Beyde Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurücke, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief. 63

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche ausser uns dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwey entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben ihr Objekt zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt. *
Der ' erste dieser Triebe, den ich den Sachtrieb nennen will, geht 64
aus von dem physischen Daseyn des Menschen oder von seiner sinnlichen Natur, und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freye Thätigkeit der Person gehört, welche die

* Ich trage kein Bedenken, diesen Ausdruck sowohl von demjenigen, was nach Befolgung eines Gesetzes, als von dem, was nach Befriedigung eines Bedürfnisses strebt, gemeinschaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn sonst nur auf das letztere einzuschränken pflegt. So wie nehmlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, sobald man sie überhaupt in die Schranken der Zeit setzt, so werden aus diesen Pflichten Triebe, sobald sie auf etwas bestimmtes und wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein absolutes und nothwendiges, welches die Vernunft allen Intelligenzen vorschreibt, ist in dem höchsten Wesen wirklich, weil sie möglich ist; denn dieß folgt aus dem Begriff eines nothwendigen Wesens. Eben diese Idee, in die Schranken der Menschheit gesetzt, ist zwar noch immer, aber nur moralischer weise, nothwendig, und soll erst wirklich gemacht werden, weil bey einem zufälligen Wesen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht gesetzt ist. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieser Imperativ der Wahrhaftigkeit sich beziehen läßt, so erweckt er einen Trieb,
ein ' Streben nehmlich, jenes Gesetz in Ausübung zu bringen, und die durch 64
Vernunft vorgeschriebene Uebereinstimmung mit sich selbst zu bewirken. Dieser Trieb entsteht nothwendig, und fehlt auch bey demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moralisch bösen, folglich auch keinen moralisch guten Willen geben.

4: äußere B. — 13: den ich den sinnlichen nennen will, B b K W M. — 18–36: (Die Anmerkung fehlt in B b K W M.) — 19: Gesetzes als A.

Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterscheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fodert der Sachtrieb, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Innhalt habe. Dieser Zustand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er ist es allein, durch den sich das physische Daseyn verkündigt.

Da alles was in der Zeit ist, nach einander ist, so wird dadurch, daß etwas ist, alles andere ausgeschlossen. Indem man auf einem Instrument einen Ton greift, ist unter allen Tönen, die es möglicher weise angeben kann, nur dieser einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Möglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Daseyns beschränkt. Wo also der Sachtrieb ausschließend wirkt, da ist nothwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als eine Grössen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder 'vielmehr Er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist so- 65 lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht, und die Zeit mit sich fortreißt. *

Soweit der Mensch endlich ist, erstreckt sich das Gebiet dieses Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles absolute nur durch das Medium der Schranken erscheint, so ist es freylich der Sachtrieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit bevestiget ist. Aber obgleich er allein die Anlagen der Menschheit weckt und

* Die Sprache hat für diesen Zustand der Selbstlosigkeit unter der Herrschaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: *ausser sich seyn*, das heißt, ausser seinem Ich seyn. Obgleich diese Redensart nur da statt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieser Zustand durch seine längere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch jeder ausser sich, solange er nur empfindet. Von diesem Zustande zur Besonnenheit zurückkehren, nennt man eben so richtig: *in sich gehen*, das heißt, in sein Ich zurückkehren, seine Person wieder herstellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, sagt man nicht: er ist ausser sich, sondern: er ist *von sich*, d. h. er ist seinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demselben ist. Daher ist derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, bloß *bey* sich, welches sehr gut mit dem Ausser sich seyn bestehen kann.

3: der Sachtrieb,] dieser Trieb, B b K W M. — 7: alles, B b. — 10: möglicherweise B. — 13: also dieser Trieb B b K W M. — 15: Gröſ-|ſen-Einheit, A, Größen-Einheit, B b. — 20: Absolute B. — 21–22: der sinnliche Trieb, B b K W M. — 22: befestiget B b. — 23: Aber, B b. — 26: Statt B. — 28: so lange B. — 33: *seyn* B.

entfaltet, so ist er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden fesselt er den höher strebenden Geist an die Sinnenwelt, und von ihrer freyesten Wanderung ins Unendliche ruft er die Ab'straktion in die Grenzen der Gegenwart zurücke. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und 66
ein fester Wille setzt sich seinen Foderungen sieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daseyns, auf einen Innhalt unsrer Erkenntnisse, und auf einen Zweck unsers Handelns zu dringen.

Der zweyte jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem absoluten Daseyn des Menschen oder von seiner vernünftigen Natur, und ist bestrebt, ihn in Freyheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen, und bey allem Wechsel des Zustands seine Person zu behaupten. Da nun die letztere, als absolute und untheilbare Einheit, mit sich selbst nie im Widerspruch seyn kann, da wir in alle Ewigkeit wir sind, so kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Persönlichkeit dringt, nie etwas anders fodern, als was er in alle Ewigkeit fodern muß; er entscheidet also für immer wie er für jetzt entscheidet, und gebietet für jetzt was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das ist soviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf, er will, daß das wirkliche nothwendig und ewig, und daß das ewige und nothwendige wirklich sey: mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der Sachtrieb nur Fälle macht, so giebt der Formtrieb Gesetze; Gesetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntnisse, Gesetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es sey nun, daß wir einen Gegenstand erkennen, daß wir einem Zustande unsers Subjekts objektive ' Gültigkeit beylegen, oder daß wir aus Erkenntnissen handeln, daß wir das objektive zum Bestimmungsgrund unsers Zu- 67
standes machen — in beyden Fällen reissen wir diesen Zustand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und gestehen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloß sagen: das ist wahr für dieses Sub-

16: an alle Bb. — 22: will daß A. — Wirkliche Bb. — 23: Ewige und Nothwendige Bb. — 25: Wenn der erste nur BbKWM. — so giebt der andre BbKWM.

jekt und in diesem Moment, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurück nimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausspricht: das ist, so entscheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit seines Ausspruchs ist durch die Persönlichkeit selbst verbürgt, die allem Wechsel Trotz bietet. Die Neigung kann bloß sagen: das ist für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniß gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß wird die Veränderung mit sich fortreissen, und was du jetzt feurig begehrst, dereinst zum Gegenstand deines Abscheues machen. Wenn aber das moralische Gefühl sagt: das soll seyn, so entscheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennst, weil sie Wahrheit ist, und Gerechtigkeit ausübst, weil sie Gerechtigkeit ist, so hast du einen einzelnen Fall zum Gesetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo also der Formtrieb die Herrschaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da ist die höchste Erweiterung des Seyns, da verschwinden alle Schranken, da hat sich der Mensch aus einer Größen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beschränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen unter sich 68 faßt. Wir sind bey dieser Operation nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reyhe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung; das Urtheil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentiert durch unsre That.

Dreyzehenter Brief. 69

Beym ersten Anblick scheint nichts einander mehr entgegen-gesetzt zu seyn, als die Tendenzen dieser beyden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andre auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch sind es diese beyden Triebe, die den Begriff der Menschheit erschöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beyde vermitteln könnte, ist

2: Aussage A b. — 24–25: repräsentirt B b. — 26: Dreyzehnter B b. — 27: entgegengesetzt B.

schlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wieder herstellen, die durch diese ursprüngliche und radikale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint?

Wahr ist es, ihre Tendenzen widersprechen sich, aber was wohl zu bemerken ist, nicht in denselben Objekten, und was nicht aufeinander trift, kann nicht gegeneinander stossen. Der Sachtrieb fodert zwar Veränderung, aber er fodert nicht, daß sie auch auf die Person und ihr Gebiet sich erstrecke: daß ein Wechsel der Grundsätze sey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand fixiere, daß Identität der Empfindung sey. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie demohngeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freye Uebertretung der Natur, indem sie sich selbst misverstehen, und ihre Sphären verwirren.* Ueber diese zu wachen, und einem jeden ′ dieser beyden 70

* Sobald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beyder Triebe behauptet, so ist freylich kein anderes ′ Mittel die Einheit im Menschen zu 70
erhalten, als daß man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Daraus aber kann bloß Einförmigkeit, aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings seyn, aber wechselseitig: denn wenn gleich die Schranken nie das absolute begründen können, also die Freyheit nie von der Zeit abhängen kann, so ist es eben so gewiß, daß das absolute durch sich selbst nie die Schranken begründen, daß der Zustand in der Zeit nicht von der Freyheit abhängen kann. Beyde Principien sind einander also zugleich subordiniert und coordiniert, d. h. sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vortrefflich aus einander gesetzt in Fichte's Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre, Leipzig 1794.) Wie es mit der Person im Reich der Ideen stehe, wissen wir freylich nicht; aber daß sie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit sich nicht offenbaren könne, wissen wir gewiß; in diesem Reiche also wird die Materie nicht bloß unter der Form, sondern auch neben der Form, und unabhängig von derselben, etwas zu bestimmen haben. So nothwendig es also ist, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entscheide, eben so nothwendig ist es, daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls sich nichts zu bestimmen anmaaße. Schon indem man jedem von beyden ein Gebiet zuspricht, schließt ′ man das andere davon aus, und setzt 71

[6]: auf einander B, gegen einander B. — stoßen. Bb. — [6–7]: Der sinnliche Trieb B b K W M. — [11]: fixire, B. — [12]: dessen ungeachtet B, deßungeachtet K. — [14]: misverstehn, B b. — [19]: Einförmigkeit aber A. — [25]: subordinirt B. — coordinirt, B. — [28]: Leipzig, B. — [34]: es daß A. — [35]: anmaße. B.

Triebe seine Grenzen zu sichern, ist die Aufgabe der **Kultur**, die also beyden eine gleiche Gerechtig'keit schuldig ist, und nicht bloß den 71
Formtrieb gegen den Sachtrieb, sondern auch diesen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geschäft ist also doppelt: **erstlich**: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freyheit zu verwahren: **zweytens**: die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher zu stellen. Jenes erreicht sie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menschen mit der Welt in Verbindung setzt, größtmöglichste Veränderlichkeit und Extensität seyn müssen. Da die Person das Bestehende in der Veränderung ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches sich dem Wechsel entgegensetzen soll, ' größtmöglichste 72
Selbstständigkeit und Intensität seyn müssen. Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt **ergreift** der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freyheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt **begreift** der Mensch, desto mehr Form schafft er ausser sich. Seine Kultur wird also darinn bestehen: **erstlich**: dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Berührungen mit der Welt zu verschaffen, und auf Seiten des Gefühls die Paßivität aufs höchste zu treiben: **zweytens**: dem bestimmenden Vermögen die höchste Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs höchste zu treiben. Wo beyde Eigen-

jedem eine Grenze, die nicht anders **als zum Nachtheile beyder** überschritten werden kann.

In einer Transcendental-Philosophie, wo alles darauf ankommt, die Form von dem Innhalt zu befreyen, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man sich gar leicht, das Materielle sich bloß als Hinderniß zu denken, und die Sinnlichkeit, weil sie gerade bey **diesem** Geschäfte im Wege steht, in einem nothwendigen Widerspruch mit der Vernunft vorzustellen. Eine solche Vorstellungsart liegt zwar auf keine Weise im **Geiste** des Kantischen Systems, aber im **Buchstaben** desselben könnte sie gar wohl liegen.

2–3: den vernünftigen Trieb gegen den sinnlichen, B b K W M. — 21: außer B. — 23: Passivität B b. — 24: **zweytens** dem A B b. — 26: aufs Höchste B.

schaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Daseyn die höchste Selbstständigkeit und Freyheit verbinden, und, anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinungen in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.

Dieses Verhältniß nun kann der Mensch umkehren, und dadurch auf eine zweyfache Weise seine Bestimmung verfehlen. Er kann die Intensität, welche die thätige Kraft erheischt, auf die leidende legen, durch den Sachtrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum bestimmenden machen. Er kann die Extensität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Sachtriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das bestimmende unterschieben. In dem ersten Fall wird er nie Er selbst, in dem zweyten wird er nie etwas Anders seyn; mit'hin eben darum in beyden Fällen keines von beyden, 73 folglich — Null seyn. *

* Der schlimme Einfluß einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fällt jedermann leicht in die Augen; nicht so leicht, ob er gleich eben so häuffig vorkommt und eben so wichtig ist, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unsre Erkenntniß und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher aus der grossen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwey in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer, der Anschauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht setzen können.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum unsre Natur-Wissenschaften so langsame Schritte machen, ist offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologischen Urtheilen, bey denen sich, sobald sie constitutiv gebraucht werden, das bestimmende Vermögen dem empfangenden unterschiebt. Die Natur mag unsre Organe noch so nachdrücklich und noch so vielfach berühren — alle ihre Mannichfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben, weil wir ihr nicht erlauben, sich gegen uns herein zu bewegen, sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen sie heraus streben. Kommt alsdann in Jahrhunderten einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht, und deßwegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bey unsrer Prävention übersehen haben, so erstaunen ' wir 74 höchlich darüber, daß so viele Augen bey so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen. Dieses voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beysammen hat, die sie ausmachen sollen, diese gewaltthätige Usurpation der Denkkraft in einem

4: Erscheinung A. — 9: durch den Stofftrieb B b K W M. — 12: dem Stofftriebe B b K W M. — 15–16: beyden folglich A b. — 19: häufig B b. — 31: hinaus W M. — 33: deswegen B b.

' Wird nehmlich der Sachtrieb bestimmend, macht der Sinn den 74
Gesetzgeber, und unterdrückt die Welt die Per'son, so hört sie in 75

Gebiete, wo sie durchaus nichts zu sagen hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit so vieler denkenden Köpfe für das Beßte der Wissenschaft, und es ist schwer zu sagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Innhalt abwartet, der Erweiterung unserer Kenntnisse mehr geschadet haben.

Eben so schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob unsre praktische Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unsrer Begierden, oder durch die Rigidität unsrer Grundsätze, mehr durch den Egoism unsrer Sinne, oder durch den Egoism unsrer Vernunft gestört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menschen zu machen, müssen sich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen, so wie, um uns Erfahrung zu verschaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verstandes zusammentreffen muß. Wie können wir bey noch so lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menschlich gegen andere seyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unsrigen zu machen? Dieses Vermögen aber wird, sowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in ' der, die wir selbst 75
uns geben, in demselben Maase unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundsätze zu bevestigen sucht. Weil es Schwierigkeit kostet, bey aller Regsamkeit des Gefühls seinen Grundsätzen treu zu bleiben, so ergreift man das bequemere Mittel, durch Abstumpfung der Gefühle den Charakter sicher zu stellen; denn freylich ist es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüstigen Feind zu beherrschen. In dieser Operation besteht dann auch größtentheils das, was man *einen Menschen formieren* nennt; und zwar im beßten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht blos des äussern Menschen bedeutet. Ein so formierter Mensch wird freylich davor gesichert seyn, rohe Natur zu seyn und als solche zu erscheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundsätze geharnischt seyn, und die Menschheit *von aussen* wird ihm eben so wenig als die Menschheit *von innen* beykommen können.

Es ist ein sehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bey der Beurtheilung anderer Menschen, und in den Fällen, wo man für sie wirken soll, in seiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerey, dieses zur Härte und zur Kaltsinnigkeit führen. Man macht sich freylich seine gesellschaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem ' *wirklichen* Menschen, der unsre Hülfe auffodert, in Gedanken den *Ideal-* 76
Menschen unterschiebt, der sich wahrscheinlich selbst helfen könnte. Strenge gegen sich selbst mit Weichheit gegen andre verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meistens wird der gegen andere weiche Mensch es auch gegen sich selbst, und der gegen sich selbst strenge es auch gegen andere seyn; weich gegen sich und streng gegen andre ist der verächtlichste Charakter.

1: der sinnliche Trieb B b K W M. — 3: wo sie nicht unbedingt zu gebieten hat, B b K W M. — 11: mit einander B. — 14: Maximen billig, B. — 17: Erziehung die A. — 18: Maße B, Maaße b. — 19: befestigen B b. — 24: dann A B b] denn K W M. — 25: *formiren* B. — 26: bloß B. — 26: äußern. B. — 26–27: formirter B.

demselben Verhältnisse auf, Objekt zu seyn, als sie Macht wird. Sobald der Mensch nur Inn'halt der Zeit ist, so ist Er nicht, 76 und er *hat* folglich auch keinen Innhalt. Mit seiner Persönlichkeit ist auch sein Zustand aufgehoben, weil beydes Wechselbegriffe sind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fodert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor und unterschiebt die Person sich der Welt, so hört sie in demselben Verhältniß auf, selbstständige Kraft und Subjekt zu seyn, als sie sich in den Platz des Objektes drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die absolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fodert. Sobald der Mensch nur Form *ist*, so *hat* er keine Form; und mit dem Zustand ist folglich auch die Person aufgehoben. Mit einem Wort: nur insofern er selbstständig ist, ist Realität ausser ihm, ist er empfänglich; nur insofern er empfänglich ist, ist Realität in ihm, ist er eine denkende Kraft.

Beyde, der Sachtrieb und der Formtrieb, haben also Einschränkung, und insofern sie als Energieen gedacht werden, Abspannung nöthig; jener, daß er sich nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, dieser, daß er sich nicht ins Ge'biet der Empfindung eindringe. Jene Ab- 77 spannung des Sachtriebes darf aber keinesweges die Wirkung eines physischen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen seyn, welche überall nur Verachtung verdient; sie muß eine Handlung der Freyheit, eine Thätigkeit der Person seyn, die durch ihre moralische Intensität jene sinnliche mässigt, und durch Beherrschung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament seine Grenzen bestimmen, denn *nur an den Geist* darf der Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebs darf eben so wenig die Wirkung eines geistigen Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte seyn, welche die Menschheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle seyn; die Sinnlichkeit selbst muß mit siegender Kraft ihr Gebiet behaupten, und der Gewalt widerstreben, die ihr der Geist durch seine vorgreifende Thätigkeit gerne zufügen möchte. Mit einem Wort:

[14]: außer B. — [17]: Formtrieb haben A. — Beyde Triebe haben B b K W M. — [21]: des sinnlichen Triebes B b K W M. — [25]: mäs-|sigt, b, mä-|ßigt, B.

den Sachtrieb muß die Persönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in seinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehenter Brief. 78

Wir sind nunmehr zu dem Begriff einer solchen Wechsel-Wirkung zwischen beyden Trieben geführt worden, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, daß der andere thätig ist.

Dieses Wechselverhältniß beyder Triebe ist zwar bloß eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseyns ganz zu lösen im Stand ist. Es ist im eigentlichsten Sinne des Worts die *Idee seiner Menschheit*, mithin ein unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er soll nicht auf Kosten seiner Realität „nach Form, und nicht auf Kosten der Form nach Realität streben; „vielmehr soll er das absolute Seyn durch ein bestimmtes, und das „bestimmte Seyn durch ein unendliches suchen. Er soll sich eine Welt „gegenüber stellen, weil er Person ist, und soll Person seyn, weil „ihm eine Welt gegenüber steht. Er soll empfinden, weil er sich be„wußt ist, und soll sich bewußt seyn, weil er empfindet." — Daß er dieser Idee wirklich gemäß, folglich, in voller Bedeutung des Worts, Mensch ist, kann er nie in Erfahrung bringen, solange er nur Einen dieser beyden Triebe ausschließend, oder nur Einen nach dem Andern befriedigt; denn solange er nur empfindet, bleibt ihm seine Person oder seine absolute Existenz, und solange er nur denkt, bleibt ihm seine Existenz in der Zeit oder sein Zustand Geheimniß. Gäbe es 79
aber Fälle, wo er diese doppelte Erfahrung *zugleich* machte, wo er sich zugleich seiner Freyheit bewußt würde, und sein Daseyn empfände, wo er sich zugleich als Materie fühlte, und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der

1: den Stofftrieb muß B b K W M. — 2–3: Empfänglichkeit, oder die Natur, B b. — 3: Vierzehnter B b. — 11: Stande B. — 17: einer Welt K. — 22, 24, 25: so lange B.

diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner *ausgeführten Bestimmung*, folglich (weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Vorausgesetzt, daß Fälle dieser Art in der Erfahrung vorkommen können, so würden sie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beyden andern in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben, einzeln betrachtet, entgegengesetzt seyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der Sachtrieb will, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Innhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung sey. Derjenige Trieb also, in welchem beyde verbunden wirken, (es sey mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn *Spieltrieb* zu nennen) der Spieltrieb also würde dahin gerichtet seyn, die Zeit *in der Zeit* aufzuheben, Werden mit absolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der Sachtrieb will bestimmt *werden*, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will *selbst* bestimmen, er will sein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb wird also bestrebt seyn, so zu empfangen, wie er selbst hervor'gebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der 80 Sinn zu empfangen trachtet. Der Sachtrieb, kann man sagen, ist dahin gerichtet die Einheit in der Zeit zu vervielfältigen, weil die Empfindung Succeßion von Realitäten ist; der Formtrieb ist dahin gerichtet, die Vielheit in der Idee zu vereinigen, weil der Gedanke Uebereinstimmung des Verschiedenen ist: der Spieltrieb wird also damit umgehen, die Einheit der Idee in der Zeit zu vervielfältigen; das Gesetz zum Gefühl zu machen; oder was eben soviel ist, die Vielheit in der Zeit in der Idee zu vereinigen; das Gefühl zum Gesetz zu machen.

Der Sachtrieb schließt aus seinem Subjekt alle Selbstthätigkeit und Freyheit, der Formtrieb schließt aus dem seinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausschliessung der Freyheit ist aber physische, Ausschliessung des Leidens ist moralische Nothwendigkeit. Beyde Triebe nöthigen also das Gemüth, jener durch Naturgesetze, dieser durch

8: Der sinnliche Trieb B b K W M. — 16: Der sinnliche Trieb B b K W M. — 20–28: Der Sachtrieb, kann — zu machen.] fehlt B b K W M. — 22: ist; Der Formtrieb A. — 29: Der sinnliche Trieb B b K W M.

Gesetze der Vernunft. Der Spieltrieb also, als in welchem beyde verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moralisch und physisch nöthigen; er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menschen, sowohl physisch als moralisch, in Freyheit setzen. Wenn wir jemand mit Leidenschaft umfassen, der unsrer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen andern feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnöthigt, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsre Neigung intereßiert und unsre Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang des Gewissens, und wir fangen an, ihn zu lieben, 'd. h. zugleich mit unsrer Neigung und mit unsrer 81
Achtung zu spielen.

Indem uns ferner der Sachtrieb physisch, und der Formtrieb moralisch nöthigt, so läßt jener unsre formale, dieser unsre materiale Beschaffenheit zufällig; das heißt, es ist zufällig, ob unsere Glückseligkeit mit unsrer Vollkommenheit, oder ob diese mit jener übereinstimmen werde. Der Spieltrieb also, in welchem beyde vereinigt wirken, wird zugleich unsre formale und unsre materiale Beschaffenheit, zugleich unsre Vollkommenheit und unsre Glückseligkeit zufällig machen; er wird also, eben weil er beyde zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verschwindet, die Zufälligkeit in beyden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demselben Maaße als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamischen Einfluß nimmt, wird er sie mit Ideen der Vernunft in Uebereinstimmung bringen, und in demselben Maaße, als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung benimmt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen. Unter seiner Herrschaft wird das Angenehme zu einem Objekt, und das Gute zu einer Macht werden. Er wird in seinem Objekte die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechseln, er wird in seinem Subjekte Nothwendigkeit in Freyheit,

9–10: interessirt B, interessiert b. — 11: als der Zwang der Vernunft, B b K W M. — 12: lieben d. h. A. — 14: ferner der sinnliche Trieb B b K W M. — 15: formale dieser A. — 24: Maße B. — 27: Maße, B. — 29 bis S. 322, Z. 2: Unter — setzen.] fehlt B b K W M.

und Freyheit in Nothwendigkeit verwandeln, und auf diese Art beyde Naturen in dem Menschen in die innigste Gemeinschaft setzen.

Fünfzehenter Brief. 82

Immer näher komm ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegen führe. Lassen Sie es Sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, so wird ein desto freyerer Gesichtskreis sich aufthun, und eine muntre Aussicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenstand des Sachtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt **Leben**, in weitester Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt **Gestalt**, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also **lebende Gestalt** heissen können; ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung **Schönheit** nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch diese Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieses Gebiet eingeschlossen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos ist und bleibt, kann darum nichts desto weniger lebende Gestalt durch den Ar'chitekt und Bildhauer werden; ein Mensch, wiewohl er lebt 83
und Gestalt hat, ist darum noch lange keine lebende Gestalt. Dazu gehört, daß seine Gestalt Leben und sein Leben Gestalt sey. Solange wir über seine Gestalt bloß denken, ist sie leblos, blosse Abstraktion; solange wir sein Leben bloß fühlen, ist es gestaltlos, blosse Impression. Nur indem seine Form in unsrer Empfindung lebt, und sein Leben in unserm Verstande sich formt, ist er lebende Gestalt,

[3]: Funfzehnter B, Fünfzehnter b. — [4]: komme B. — [7]: muntere B. — [9]: des sinnlichen Triebes, B b K W M. — [13]: Gestalt, A B b. — [17]: heißen B b. — [25]: den Architekt] (Vgl. oben zu S. 258, 12).

und dieß wird überall der Fall seyn, wo wir ihn als schön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Bestandtheile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfodert, daß man jene Vereinigung selbst begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen dem endlichen und unendlichen, unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transscendentalen Gründen die Foderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Sachtrieb, das heißt, ein Spieltrieb seyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freyheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muß diese Foderung aufstellen, weil sie Vernunft ist — weil sie ihrem Wesen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausschliessende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menschliche Natur unvollendet läßt, und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den Ausspruch thut: es soll eine Menschheit existieren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit seyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schönheit ist, und wir werden es wissen, 84
sobald sie uns belehrt hat, ob eine Menschheit ist. Wie aber eine Schönheit seyn kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschliessend Materie, noch ist er ausschliessend Geist. Die Schönheit, als Consummation seiner Menschheit, kann also weder ausschliessend ein Objekt des Sachtriebes, blosses Leben seyn, wie von scharfsinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit sie gern herabziehen möchte; noch kann sie ausschliessend ein Objekt des Formtriebs, blosse Gestalt seyn, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophierenden Künstlern, die sich in

7: unendlichen unerforschlich A. — 8: transcendentalen B. (Vgl. S. 307, 29, 316, 29 und 340, 30, wo auch A und b 'transcendental' haben.) — 9–10: Formtrieb und Stofftrieb, B b K W M. — 13: weil sie Vernunft ist —] fehlt B b K W M. — 18: existiren, B. — 26–27: ein Objekt des Sachtriebes,] fehlt in B b K W M. — 30: ein Objekt des Formtriebs,] fehlt B b K W M. — 32: philosophirenden B.

Erklärung derselben allzusehr durch das Bedürfniß der Kunst leiten liessen, geurtheilt worden ist*: sie ist das gemeinschaftliche Objekt beyder Triebe, das heißt, des Spieltriebs. ′ Diesen Nahmen recht- 85
fertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist, und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüth bey Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfniß befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beyden theilt, dem Zwange sowol des einen als des andern entzogen. Dem Sachtrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Foderungen *ernst*, weil der eine sich, beym Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andre auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beym Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweyte auf Bewahrung der Würde, beyde also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, so wie die Würde sich einmischt, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, sobald die Neigung zieht: eben so nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freyer und ruhiger auf, sobald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, sobald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es *klein* wird, und indem es mit der Empfindung zusammen trift, legt das Nothwendige den seinigen ab, weil es *leicht* wird.

Wird aber, möchten Sie längst schon versucht gewesen seyn mir entgegen zu setzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum blossen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenständen gleich

* Zum blossen Leben macht die Schönheit *Burke* in seinen Phil. Untersuchungen über den Ursprung unsrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur blossen Gestalt macht sie, soweit mir bekannt ist, jeder Anhänger des *dogmatischen* Systems, der über diesen Gegenstand je sein Bekenntniß ablegte: unter den Künstlern *Raphael Mengs* in seinen Gedanken über den Geschmack in der Mahlerey; andrer nicht zu gedenken. So wie in allem, hat auch in diesem Stück die *kritische* Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation zur Erfahrung zurück zu führen.

2: ließen, B b. — 3: Diesen K W M] Diese A B b. — 9: sowohl B b. — 10: Dem Stofftrieb B b K W M.

gestellt, die von je'her im Besitz dieses Nahmens waren? Widerspricht 86 es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Instrument der Kultur betrachtet wird, sie auf ein *blosses Spiel* einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschliessung alles Geschmackes zusammen bestehen kann, es bloß auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heißt denn ein *blosses Spiel*, nachdem wir wissen, daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und *nur* das Spiel es ist, was ihn vollständig macht, und seine doppelte Natur auf einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sache, *Einschränkung* nennen, das nenne ich, nach der meinen, die ich durch Beweise gerechtfertigt habe, *Erweiterung*. Ich würde also vielmehr gerade umgekehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen *nur* ernst, aber mit der Schönheit spielt er. * Freylich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind, und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirklich vorhandene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebs aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll. Je' nachdem sich der Spieltrieb ent- 87 weder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das blosse Leben oder an die blosse Gestalt grenzen, und man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nehmlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edleren Wechselstreit der Talente ergötzen, und wenn das römische Volk an dem

* Es giebt ein Charten*spiel* und giebt ein Trauer*spiel*: aber offenbar ist das Chartenspiel viel zu *ernsthaft* für diesen Nahmen.

22: Spieltriebes B b. — 23–26: Je nachdem — grenzen, und] fehlt B b K W M. — 26: Man wird [Neue Zeile.] B b K W M. — 30: edlern B. — 32–33: (Die Anmerkung fehlt B b K W M.)

Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines libyschen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen.* Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht blosses Leben und nicht blosse Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist, Schönheit seyn; indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktiert. Mithin thut sie auch den Ausspruch: der ' Spieltrieb soll nicht bloß Sachtrieb, und soll nicht 88
blos Formtrieb, sondern beydes zugleich, das ist, Spieltrieb seyn. Mit andern Worten: der Mensch soll mit der Schönheit *nur spielen*, und soll *nur mit der Schönheit* spielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und *er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.* Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen seyn werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwürigern Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er in der Kunst, und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet liessen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirne der seligen Götter verschwinden, gaben

* Wenn man (um bey der neuern Welt stehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhatzen in Wien, und das frohe schöne Leben des Korso in Rom gegeneinander hält, so kann es nicht schwer seyn, den Geschmack dieser verschiedenen Völker gegeneinander zu nüancieren. Indessen zeigt sich unter den Volksspielen in diesen verschiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit als unter den Spielen der feineren Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

9—11: der Spieltrieb — andern Worten:] fehlt B b K W M. — 20: schwierigern B. — 25: ließen B b. — 31: Corso B. — gegen einander B. — 32: nüanciren. B. — 34: feinern B b.

die ewig zufriedenen von den Feßeln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frey, und machten den Müssiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Loose des Götterstandes: ein bloß menschlicherer Nahme für das freyeste und erhabenste Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze, als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beyde Welten zugleich umfaßte, und ' aus der Einheit jener beyden 89
Nothwendigkeiten gieng ihnen erst die wahre Freyheit hervor. Beseelt von diesem Geiste löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beyde unkenntlich, weil sie beyde in dem innigsten Bund zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmuth noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beyden, weil es beydes zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsre Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsre Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelößt hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Nahmen hat.

Sechzehnter Brief. 90

Aus der Wechselwirkung zwey entgegengesetzter Triebe, und aus der Verbindung zwey entgegengesetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal also in dem möglichstvollkommensten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu suchen seyn. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer

2: Müs-|siggang A, Müssiggang b, Müßiggang B. — 7: ging B. — 18: jenseit B. — 29–30: möglichst vollkommensten B.

nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des Einen Elements über das andere übrig bleiben, und das höchste was die Erfahrung leistet, wird in einer *Schwankung* zwischen beyden Principien bestehen, wo bald die Realität bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte seyn, weil bey einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nehmlich disseits und jenseits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es sich aus dem Zusammenhange des bisherigen mit strenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflösende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sey: eine *auflösende*, um sowohl den Sachtrieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine *anspannende*, um beyde in ihrer Kraft zu erhalten. Diese beyden Wirkungsarten der Schönheit ' sollen aber, der Idee 91
nach, schlechterdings nur eine einzige seyn. Sie soll auflösen, dadurch daß sie beyde Naturen gleichförmig anspannt, und soll anspannen, dadurch daß sie beyde Naturen gleichförmig auflößt. Indem sie zugleich mit dem Sachtriebe auch den Formtrieb in Thätigkeit setzt, hat sie beyden ihre Grenzen gezogen; indem sie beyde durcheinander in Schranken hält, hat sie beyden die gehörige Freyheit gegeben. Dieses folgt schon aus dem Begriff einer Wechselwirkung, vermöge dessen beyde Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinstes Produkt die Schönheit ist. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beyspiel einer so vollkommenen Wechselwirkung dar, sondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was also in dem Ideal-Schönen nur in der Vorstellung unterschieden *wird*, das *ist* in dem Schönen der Erfahrung der Existenz nach verschieden. Das Idealschöne, obgleich untheilbar und einfach, zeigt in verschiedener Beziehung sowohl eine schmelzende als energische Eigenschaft; in der Erfahrung *giebt es*

3: höchste, B. — 9: diesseits B. — 15: den sinnlichen Trieb B b K W M. — 20–23: Indem — gegeben] fehlt B b K W M. — 33: einfach zeigt A B b.

eine schmelzende und energische Schönheit. So ist es und so wird es in allen den Fällen seyn, wo das Absolute in die Schranken der Zeit gesetzt ist, und Ideen der Vernunft in der Menschheit realisiert werden sollen. So denkt der reflektirende Mensch sich die Tugend, die Wahrheit, die Glückseligkeit; aber der handelnde Mensch wird bloß *Tugenden* üben, bloß *Wahrheiten* fassen, bloß *glückselige Tage* geniessen. Diese auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntniß, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung; aus Schönheiten [92] Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen.

Die energische Schönheit kann den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Ueberrest von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grade der Weichlichkeit und Entnervung schützt. Denn da die Wirkung der erstern ist, das Gemüth sowohl im physischen als moralischen anzuspannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur gar zu leicht, daß der Widerstand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freyen Person gelten sollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorstellung mit dem Gigantesken und Abentheuerlichen und das Erhabene der Gesinnung mit den schauderhaftesten Ausbrüchen der Leidenschaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben so oft unterdrückt als beherrscht, eben so oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist, das Gemüth im moralischen wie im physischen aufzulösen, so begegnet es eben so leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erstickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverlust theilt, der nur die Leidenschaft treffen sollte: daher wird man in den sogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht selten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in

3: realisirt B b. — 7: genießen B b. (und so stets). — 24: Abenteuerlichen, B b. — 29: Moralischen B. — Physischen B.

Willkührlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ′ aus- 93
arten, und die verächtlichste Karrikatur zunächst an die herrlichste
Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange
entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schön-
heit Bedürfniß, denn von Grösse und Kraft ist er längst gerührt, ehe
er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für
den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische
Schönheit Bedürfniß, denn nur allzugern verscherzt er im Stand der
Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit her-
überbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und beantwortet seyn, den man in den Urtheilen der Menschen über den Einfluß des Schönen, und in Würdigung der ästhetischen Kultur anzutreffen pflegt. Er ist erklärt dieser Widerspruch, sobald man sich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweyfache Schönheit giebt, und daß beyde Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer besondern Art derselben zu beweisen im Stande ist. Er ist gehoben dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfniß der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beyde Theile werden also wahrscheinlich Recht behalten, wenn sie nur erst miteinander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg,
den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt,
auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schön-
heit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wir-
kungen der ′ schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen, 94
und die Wirkungen der energischen an dem abgespannten prüfen, um
zulezt beyde entgegen gesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des
Ideal-Schönen auszulöschen, so wie jene zwey entgegengesetzten For-
men der Menschheit in der Einheit des Ideal-Menschen untergehn.

Die Fortsetzung folgt.

5: Größe Bb. — 21: mit einander B. — 29: zuletzt Bb. — 32: fehlt BbKWM.

Die schmelzende Schönheit.

Fortsetzung der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

(Im ersten und zweyten Stück der Horen.)

Siebenzehenter Brief. 45

So lange es bloß darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten; durften wir uns an keine andere Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen in einem bestimmten Zustand, mithin unter Einschränkungen anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem bloßen Begriff, sondern aus äusern Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freyheit fließen. Auf 46
wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt seyn mag, so lehret uns schon der bloße Innhalt derselben, daß im Ganzen nur zwey entgegengesetzte Abweichungen von derselben statt haben können. Liegt nehmlich seine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen.

1–3: fehlt B b K W M. — 4: Siebenzehnter B b. — 7: andern W. — 17: äußern B b. — 22: Statt B.

Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden, je nachdem entweder die einseitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört, oder die Einheit seiner Natur sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte gründet. Beyde entgegengesetzte Schranken werden, wie nun bewiesen werden soll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder herstellt, und auf diese Art, ihrer Natur gemäß, den eingeschränkten Zustand auf einen absoluten zurükführt, und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht.*

'Sie verläugnet also in der Wirklichkeit auf keine Weise den Be- 47
griff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; nur daß sie hier ungleich weniger freye Hand hat als dort, wo wir sie auf den reinen Begriff der Menschheit anwenden durften. An dem Menschen, wie die Erfahrung ihn aufstellt, findet sie einen schon verdorbenen und widerstrebenden Stoff, der ihr gerade so viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von seiner individualen Beschaffenheit einmischt. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine besondere und eingeschränkte Species, nie als reine Gattung sich zeigen, sie wird in angespannten Gemüthern von ihrer Freyheit und Mannichfaltigkeit, sie wird in abgespannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden sind, wird diese widersprechende Erscheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu

* Der vortrefliche Verfasser der Schrift: Grundsätze der Aesthetik u. s. f. Erfurt 1791. unterscheidet in der Schönheit die zwey Grundprincipien Anmuth und Kraft und setzt die Schönheit in die vollkommenste Vereinigung beyder; welches mit der hier gegebenen Erklä'rung aufs genaueste zusammentrift. Auch in seiner 47
Definition liegt also schon der Grund der Eintheilung der Schönheit in eine schmelzende, worinn die Anmuth, und in eine energische, worinn die Kraft überwiegt.

3: wirklichen folglich A b. — 12: zurückführt, B b. — 29–34: (Die Anmerkung fehlt B b K W M.) — 29: Verfasser] (Coadjutor von Dalberg).

bestimmen und *sie* für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Mensch unter ihrem Einflusse zeigt, wissen wir vielmehr, daß es der Mensch ist, der die Unvollkommenheiten seines Individuums auf sie überträgt, der durch seine subjective Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege steht, und ihr absolutes Ideal auf zwey eingeschränkte Formen der Erscheinung herabsetzt.

Die schmelzende Schönheit, wurde behauptet, sey für ein ange- 48
spanntes Gemüth und für ein abgespanntes die energische. Angespannt aber nenne ich den Menschen sowohl, wenn er sich unter dem Zwange von Empfindungen, (unter der einseitigen Gewalt des Sachtriebs) als wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen (unter der ausschließenden Gewalt des Formtriebs) befindet. Jede *ausschliessende* Herrschaft eines seiner beyden Grundtriebe ist für ihn ein Zustand des Zwanges und der Gewalt; und Freyheit liegt nur in der Zusammenwirkung seiner beyden Naturen, in der Uebereinstimmung beyder Nothwendigkeiten. Der von Gefühlen einseitig beherrschte oder sinnlich angespannte Mensch wird also aufgelößt und in Freyheit gesetzt durch Form; der von Gesetzen einseitig beherrschte oder geistig angespannte Mensch wird aufgelößt und in Freyheit gesetzt durch Materie. Die schmelzende Schönheit, um dieser doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird sich also unter zwey verschiednen Gestalten zeigen. Sie wird *erstlich* als ruhige Form das wilde Leben besänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; sie wird *zweytens* als lebendes Bild die abgezogene Form mit sinnlicher Kraft ausrüsten, den Begriff zur Anschauung und das Gesetz zum Gefühl zurükführen. Den ersten Dienst leistet sie dem Naturmenschen, den zweyten dem künstlichen Menschen. Aber weil sie in beyden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frey gebietet, sondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formlose Natur oder die naturwidrige Kunst darbietet, so wird sie in beyden Fällen noch Spuren ihres Ursprunges tragen, und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die reine Form sich verlieren.

4: Begränzung B. — 10 u. 11–12: (Die parenthetischen Worte fehlten B b K W M.) — 15–16: in der Uebereinstimmung beyder Nothwendigkeiten.] fehlt B b K W M. — 22: *erstlich*, B b. — Form, B b. — 26: zurückführen. B b. — 32: in die bloße abgezogene Form B b K W M.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspannung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüth zu erforschen suchen. Entschließen Sie Sich also noch zu einem kurzen Auffenthalt im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlassen, und mit desto sichererem Schritt auf dem Feld der Erfahrung fortzuschreiten. 49

Achtzehenter Brief. 50

Durch die schmelzende Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die schmelzende Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt, und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus diesem scheint zu folgen, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zustand geben müsse, und daß uns die Schönheit in diesen mittleren Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der größte Theil der Menschen von der Schönheit, so bald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektieren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender, als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist, und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun diesen Widerspruch? Die Schönheit verknüpft die zwey entgegengesetzte Zustände des Empfindens und des Denkens, und doch giebt es schlechterdings kein Mittleres zwischen beyden. Jenes ist durch Erfahrung, dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dieß ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aesthetik führt.

5: Aufenthalt B b. — 6: sichererm B b. — 8: Achtzehnter B b. — 9 und 10: schmelzende] fehlt B b K W M. — 18: reflektiren, B. — 24: entgegengesetzten B b K W M. — 26: Erfahrung; A b.

ʹ Es kommt aber hiebey auf zwey höchst verschiedene Operationen 51
an, welche bey dieser Untersuchung einander nothwendig unterstützen
müssen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwey Zustände mitein-
ander, die *einander entgegengesetzt sind*, und niemals Eins
werden können. Von dieser Entgegensetzung müssen wir ausgehen;
wir müssen sie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffassen
und anerkennen, so daß beyde Zustände sich auf das bestimmteste
scheiden; sonst vermischen wir, aber vereinigen nicht. Zweytens heißt
es: jene zwey entgegengesetzte Zustände *verbindet* die Schönheit,
und hebt also die Entgegensetzung auf. Weil aber beyde Zustände
einander ewig entgegengesetzt bleiben, so sind sie nicht anders zu
verbinden, als indem sie aufgehoben werden. Unser zweytes Geschäft
ist also, diese Verbindung vollkommen zu machen, sie so rein und
vollständig durchzuführen, daß beyde Zustände in einem Dritten gänz-
lich verschwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen
zurükbleibt; sonst vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Strei-
tigkeiten, welche jemals in der philosophischen Welt über den Begriff
der Schönheit geherrscht haben, und zum Theil noch heut zu Tag
herrschen, haben keinen andern Ursprung, als daß man die Unter-
suchung entweder nicht von einer gehörig strengen Unterscheidung an-
fieng, oder sie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte.
Diejenigen unter den Philosophen, welche sich bey der Reflexion über
diesen Gegenstand der Leitung ihres *Gefühls* blindlings anvertrauen,
können von der Schönheit keinen *Begriff* erlangen, weil sie in dem
Total des sinnlichen Eindruks nichts einzelnes unterscheiden. Die
andern, welche den Verstand ausschließend zum Führer nehmen, kön-
nen nie ʹ einen Begriff von der *Schönheit* erlangen, weil sie in 52
dem Total derselben nie etwas anders als die Theile sehen, und
Geist und Materie auch in ihrer vollkommensten Einheit ihnen ewig
geschieden bleiben. Die ersten fürchten, die Schönheit *dynamisch*,
d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn sie trennen sollen, was
im Gefühl doch verbunden ist; die andern fürchten, die Schönheit
logisch, d. h. als Begriff aufzuheben, wenn sie zusammenfassen
sollen, was im Verstand doch geschieden ist. Jene wollen die

3–4: mit einander, B. — 9: entgegengesetzten B b K W M. — 16: zurück-
bleibt; B b. — 25: Eindrucks B b.

Schönheit auch eben so denken, wie sie wirkt; diese wollen sie eben so wirken lassen, wie sie gedacht wird. Beyde müssen also die Wahrheit verfehlen, jene, weil sie es mit ihrem eingeschränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; diese, weil sie die unendliche Natur nach ihren Denkgesetzen einschränken wollen. Die ersten fürchten, durch eine zu strenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freyheit zu rauben; die andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freyheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzen, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkührlichkeit, sondern höchste innere Nothwendigkeit ist; diese bedenken nicht, daß die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Recht von der Schönheit fodern, nicht in der *Ausschließung gewisser Realitäten*, sondern in der *absoluten Einschließung aller* besteht, daß sie also nicht Begrenzung, sondern Unendlichkeit ist. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beyde gescheitert sind, wenn wir von den zwey Elementen beginnen, in welche die Schönheit sich vor dem Verstande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen ästhetischen Einheit erheben, durch die sie auf die Empfindung wirkt, 53
und in welcher jene beyden Zustände gänzlich verschwinden.*

* Einem aufmerksamen Leser wird sich bey der hier angestellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die *sensualen* Aesthetiker, welche das Zeugniß der Empfindung mehr als das Raisonnement gelten lassen, sich der *That nach* weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich sie der *Einsicht nach* es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältniß findet man überall zwischen der Natur und der Wissenschaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall, aber die Vernunft vereinigt wieder; daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophieren, der Wahrheit näher als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht durch alle Kategorien durchgeführt und geendigt hat. Man kann deßwegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald dasselbe, dem *Resultat nach*, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten, der eine philosophische Deduction nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem erstern mag man jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will.

6: Zergliederung, B b. — 15: Begränzung, B. — 28: philosophiren, B. — 29–30: durch alle Kategorien durchgeführt und] fehlt B b K W M. — 30: deswegen B b.

Neunzehnter Brief. 54

Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwey verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit, und eben so viele Zustände der passiven und aktiven Bestimmung unterscheiden. Die Erklärung dieses Satzes führt uns am kürzesten zum Ziel.

Der Zustand des menschlichen Geistes *vor* aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, ist eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Einbildungskraft zu freyem Gebrauch hingegeben, und weil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine *leere Unendlichkeit* nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.

Jetzt soll sein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine Einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorstellung soll in ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit nichts, als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Innhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität ist also da, aber die Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum *begrenzen*; 55
um uns eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das Zeitganze *theilen*. Wir gelangen also nur durch Schranken zur Realität, nur durch *Negation* oder Ausschließung zur *Position* oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unsrer freyen Bestimmbarkeit zur Bestimmung.

Aber aus einer bloßen Ausschließung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, *von welchem* ausgeschlossen wird, wenn nicht durch eine absolute Thathandlung des Geistes die Negation auf etwas positives bezogen, und aus

1: Neunzehnter B b. — 6: vor B. — 8: Gränzen. B (und so fernerhin: Gränze, gränzen, begränzen u. s. w.).

Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Resultat derselben der Gedanke.

Ehe wir im Raum einen Ort bestimmen, giebt es überhaupt keinen Raum für uns; aber ohne den absoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen. Eben so mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, giebt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also freylich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten, nur durch Leiden zur Thätigkeit; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze, nur durch die Thätigkeit zum Leiden.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, daß es dem
Menschen einen Uebergang vom Empfinden ' zum Denken bahne, so 56
ist dieß keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbstständigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges, aus dem Augenblicklichen nichts Beständiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, sich zu äußern, in seiner Aeusserung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es sich vielmehr nur durch Entgegensetzung gegen dieselbe verkündiget. Die Selbstständigkeit, mit der es handelt, schließt jede fremde Einwirkung aus, und nicht in so fern sie beym Denken hilft, (welches einen offenbaren Widerspruch enthält) bloß in so fern sie den Denkkräften Freyheit verschaft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äussern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Daseyn zu führen.

Dieß aber setzt voraus, daß die Freyheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines selbstständigen Ver-

9—10: nur durch Leiden zur Thätigkeit;] fehlt B b K W M. — 11: nur durch die Thätigkeit zum Leiden.] fehlt B b K W M. — 19—20: aus dem Augenblicklichen nichts Beständiges] fehlt B b K W M. — 22: Aeußerung B b. — 26: hilft, B. — 27: verschafft, B b.

mögens zu streiten scheint. Ein Vermögen nehmlich, welches von aussen nichts als den Stoff seines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, also nur negativ an seinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geistes verkennen, wenn man den sinnlichen Passionen eine Macht beylegt, die Freyheit des Gemüths positiv unterdrücken zu können. Zwar stellt die Erfahrung 57 Beyspiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demselben Maaß unterdrükt erscheinen, als die sinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anstatt jene Geistesschwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr diese überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geistes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen vorstellen, als insofern der Geist frey unterlassen hat, sich als eine solche zu beweisen.

Indem ich aber durch diese Erklärung einem Einwurfe zu begegnen suche, habe ich mich, wie es scheint, in einen andern verwickelt, und die Selbstständigkeit des Gemüths nur auf Kosten seiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth aus sich selbst zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht selbst getheilt, wenn es nicht sich selbst entgegengesetzt ist?

Hier müssen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geist vor uns haben. Der endliche Geist ist derjenige, der nicht anders, als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Absoluten gelangt, nur insofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein solcher Geist wird also mit dem Triebe nach Form oder nach dem Absoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen sind, ohne welche er den ersten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. In wiefern in demselben Wesen zwey so entgegengesetzte Tendenzen zusammen bestehen können, ist eine Aufgabe, die zwar den Metaphysiker, aber nicht 58 den Transcendentalphilosophen in Verlegenheit setzen kann. Dieser giebt sich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, sondern begnügt sich, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben so wenig ohne jene Entgegensetzung im Gemüthe als ohne

[2]: außen B b. — [8]: unterdrückt B b. — [12]: in sofern B. — [26]: ohne die K.

die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beyde Begriffe mit vollkommner Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Diese Innwohnung zweyer Grundtriebe widerspricht übrigens auf keine Weise der absoluten Einheit des Geistes, sobald man nur von beyden Trieben ihn *selbst* unterscheidet. Beyde Triebe existiren und wirken zwar *in ihm*, aber Er selbst ist weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menschlichen Geist nur da selbst handeln lassen, wo sein Verfahren mit der Vernunft übereinstimmt, und wo dieses der Vernunft widerspricht, ihn bloß für paßiv erklären, nicht immer bedacht zu haben scheinen.

Jeder dieser beyden Grundtriebe strebt, sobald er zur Entwicklung gekommen, seiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beyde nothwendig und beyde doch nach entgegengesetzten Objekten streben, so hebt diese doppelte Nöthigung sich gegenseitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freyheit zwischen beyden. Der Wille ist es also, der sich gegen beyde Triebe als eine *Macht* (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beyden kann sich für sich selbst, als eine Macht gegen den andern verhalten. Durch den positivsten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es 59
ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteste Versuchung zum Genuß der Starkmüthige nicht zum Bruch seiner Grundsätze gebracht. Es giebt in dem Menschen keine andere Macht, als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseyns, kann die innere Freyheit aufheben.

Auf dem Willen beruht es also, ob der Sachtrieb, ob der Formtrieb befriedigt werden soll. Aber, was wohl zu bemerken ist, nicht, daß wir empfinden, sondern daß die Empfindung bestimmend werde, — nicht, daß wir zum Selbstbewußtseyn gelangen, sondern, daß die reine Selbstheit bestimmend werde, hängt von dem Willen ab. Der Wille äussert sich nicht eher, als nachdem die Triebe gewirkt haben, und diese erwachen erst, wenn ihre beyden Objekte, Empfindung und Selbstbewußtseyn, gegeben sind. Diese müssen also noth-

4: Innwohnung Bb. — 11: passiv Bb. — 27 bis S. 342, Z. 2: Auf dem Willen — da seyn.] fehlt Bb K W M.

wendig erst da seyn, bevor der Wille sich äussert, und können folglich nicht durch den Willen da seyn.

Eine Nothwendigkeit *außer uns* bestimmt unsern Zustand, unser Daseyn in der Zeit vermittelst der Sinnenempfindung. Diese ist ganz unwillkührlich und so wie auf uns gewirkt wird, müssen wir leiden. Eben so eröffnet eine Nothwendigkeit *in uns* unsre Persönlichkeit, auf Veranlassung jener Sinnenempfindung, und durch Entgegensetzung gegen dieselbe; denn das Selbstbewußtseyn kann von dem Willen, der es voraussetzt, nicht abhangen. Diese ursprüngliche Verkündigung der Persönlichkeit ist nicht unser Verdienst, und der Mangel derselben nicht unser Fehler. Nur von demjenigen, der sich bewußt 60
ist, wird Vernunft, das heißt, absolute Consequenz und Universalität des Bewußtseyns gefodert; vorher ist er nicht Mensch, und kein Akt der Menschheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der *Metaphysiker* sich die Schranken erklären kann, die der freye und selbstständige Geist durch die Empfindung erleidet, so wenig begreift der *Physiker* die Unendlichkeit, die sich auf Veranlassung dieser Schranken in der Persönlichkeit offenbart. Weder Abstraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurük, aus der unsre Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erscheinung in der Zeit entzieht sie dem Beobachter, und ihr übersinnlicher Ursprung dem metaphysischen Forscher. Aber genug, das Selbstbewußtseyn ist da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit desselben ist das Gesetz der Einheit für alles, was *für den Menschen* ist, und für alles, was *durch ihn* werden soll, für sein Erkennen und Handeln aufgestellt. Unentfliehbar, unverfälschbar, unbegreiflich, eine *Theophanie*, wenn es jemals eine gab, stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit sich dar, und ohne daß man zu sagen wüßte, woher und wie es entstand, bemerkt man das Ewige in der Zeit, und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entspringen Empfindung und Selbstbewußtseyn, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beyder Ursprung liegt eben sowohl jenseits unseres Willens, als er jenseits unseres Erkenntnißkreises liegt.

Sind aber beyde wirklich, und hat der Mensch, vermittelst der

9: abhängen. B b K W M. — 19: zurück, B b. — 26–27: eine — gab,] fehlt B b K W M. — 32 u. 33: jenseit B.

Empfindung, die Erfahrung einer bestimmten ' Existenz, hat er durch 61 das Selbstbewußtseyn die Erfahrung seiner absoluten Existenz gemacht, so werden mit ihren Gegenständen auch seine beyden Grundtriebe rege. Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit), und jetzt erst, nachdem beyde zum Daseyn gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut. Biß dieß geschehen ist, erfolgt alles in ihm nach dem Gesetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur und es ist seine Sache, die Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nehmlich zwey entgegengesetzte Grundtriebe in ihm thätig sind, so verlieren beyde ihre Nöthigung, und die Entgegensetzung zweyer Nothwendigkeiten giebt der Freyheit den Ursprung. *

Zwanzigster Brief. 62

' Daß auf die Freyheit nicht gewirkt werden könne, ergiebt sich schon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freyheit selbst eine Wirkung der Natur (dieses Wort in seinem weitesten Sinne genommen) kein Werk des Menschen sey, daß sie also auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erst, wenn der Mensch vollständig ist, und seine beyden Grundtriebe sich entwickelt haben; sie muß also fehlen, so lang er unvollständig und einer von beyden Trieben ausgeschlossen ist, und muß durch alles das, was ihm seine Vollständigkeit zurückgiebt, wieder hergestellt werden können.

* Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, so oft hier von Freyheit die Rede ist, nicht diejenige gemeynt ist, die dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, sondern diejenige, welche sich auf seine gemischte Natur gründet. Dadurch daß der Mensch überhaupt nur vernünftig handelt, beweißt er eine Freyheit der ersten Art, dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig, und unter Gesetzen der Vernunft materiell handelt, beweißt er eine Freyheit der zweyten Art. Man könnte die letztere schlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erstern erklären.

6: Persönlichkeit) und A. — 8: Bis B. — 27: gemeint B. — 30 u. 32: beweist B b. — 33: ersten K.

Nun läßt sich wirklich, sowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menschen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Mensch noch nicht vollständig und einer von beyden Trieben ausschließend in ihm thätig ist. Wir wissen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Individuum als Person ist, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der sinnliche Trieb kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtseyn vorhergeht, und in dieser *Priorität* des Sachtriebes finden wir den Aufschluß zu der ganzen Geschichte der menschlichen Freyheit.

Denn es giebt nun einen Moment, wo der Lebens'trieb, weil 63
ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht ist, weil der Mensch noch nicht angefangen; denn in dem Menschen selbst kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zustand des Denkens, zu welchem der Mensch jetzt übergehen soll, soll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht seyn, und eine logische oder moralische Nothwendigkeit soll an die Stelle jener physischen treten. Jene Macht der Empfindung muß also vernichtet werden, ehe das Gesetz dazu erhoben werden kann. Es ist also nicht damit gethan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Mensch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß *einen Schritt zurükthun*, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengesetzte eintreten kann. Er muß also, um Leiden mit Selbstthätigkeit, um eine passive Bestimmung mit einer aktiven zu vertauschen, augenblicklich von *aller Bestimmung frey seyn*, und einen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit durchlaufen, weil man, um von Minus zu Plus fortzuschreiten, durch Null den Weg nehmen muß. Mithin muß er auf gewiße Weise zu jenem negativen Zustand der bloßen Bestimmungslosigkeit zurückkehren, in welchem er sich befand, ehe noch irgend etwas auf seinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zustand aber war an Innhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an,

9: des sinnlichen Triebes B b K W M. — 11: nur B. — 23: *zurückthun*, B b. — 28–29: weil man — nehmen muß.] fehlt B b K W M. — 30: er, A B b. — gewisse B b.

eine gleiche Bestimmungslosigkeit, und eine gleich unbegrenzte Bestimmbarkeit mit dem größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus diesem Zustand etwas positives erfolgen soll. Die Bestimmung, die er durch Sensation empfangen, muß also festgehalten 'werden, weil er die Realität nicht verlieren darf, zugleich aber muß 64
sie, insofern sie Begrenzung ist, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Bestimmbarkeit statt finden soll. Die Aufgabe ist also, die Determination des Zustandes zugleich zu vernichten und beyzubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich ist, daß man ihr *eine andere entgegensetzt*. Die Schalen einer Wage stehen gleich, wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft *zugleich* thätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben, und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt, und doch auf beyde Art thätig ist, verdient vorzugsweise eine freye Stimmung zu heißen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muß man diesen Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den *ästhetischen* heissen. *

---

* Für Leser, denen die reine Bedeutung dieses durch Unwissenheit so sehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig ist, mag folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erscheinung vorkommen können, lassen sich unter vier verschiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann sich unmittelbar auf unsern sinnlichen Zustand (unser Daseyn und Wohlseyn) beziehen; das ist ihre *physische* 'Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf den Verstand beziehen, und uns 65
eine Erkenntniß verschaffen; das ist ihre *logische* Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf unsern Willen beziehen, und als ein Gegenstand der Wahl für ein vernünftiges Wesen betrachtet werden; das ist ihre *moralische* Beschaffenheit. Oder endlich sie kann sich auf das Ganze unsrer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Objekt zu seyn, das ist ihre *ästhetische* Beschaffenheit. Ein Mensch kann uns durch seine Dienstfertigkeit angenehm seyn;

20: Bestimmug A. — 23: *aesthetischen* A (und so fernerhin bald: ästhetisch, bald: aesthetisch.) — heißen. B b. — 29: physische A B b.

Ein und zwanzigster Brief. 67

Es giebt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich diesen Satz deutlich machen.

Das Gemüth ist bestimmbar, bloß insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschließend bestimmt, d. h. bey seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist bloße Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); dieses ist die ästhetische Bestimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich selbst aus eigenem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet, in dem zweyten, wenn es denkt. Was also das Denken in Rüksicht auf Bestimmung ist, das ist die ästhetische Verfassung in Rüksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus innrer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innrer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem ein-

er kann uns durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch seinen Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von diesem allen und ohne daß wir bey seiner Beurtheilung weder auf irgend ein Gesetz, noch auf irgend einen Zwek Rüksicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch seine bloße Erscheinungsart gefallen. In dieser letztern Qualität beurtheilen wir ihn ästhetisch. So giebt es eine Erziehung zur Gesundheit, eine Erziehung zur Einsicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geschmack und zur Schönheit. Diese letztere hat zur Absicht, das Ganze unsrer sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie auszubilden. Weil man indessen von einem falschen Geschmack verführt, und durch ein falsches Raisonnement noch mehr in diesem Irrthum bevestigt, den Begriff des Willkührlichen in den Begriff des Aesthetischen gerne mit aufnimmt, so merke ich hier zum Ueberfluß noch an (obgleich diese Briefe über ästhetische Erziehung fast mit nichts anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen) daß das Gemüth im ästhetischen Zustande zwar frey 66
und im höchsten Grade frey von allem Zwang, aber keineswegs frey von Gesetzen handelt, und daß diese ästhetische Freyheit sich von der logischen Nothwendigkeit beym Denken und von der moralischen Nothwendigkeit beym Wollen nur dadurch unterscheidet, daß die Gesetze, nach denen das Gemüth dabey verfährt, nicht vorgestellt werden, und weil sie keinen Widerstand finden, nicht als Nöthigung erscheinen.

[7]: bestimmt d. h. A. — [15], [16] und [22]: Rücksicht B b. — [22]: Zweck B b. — [26]: Absicht das A b. — [29]: befestigt, B b. — [30]: noch an, B b. — [37]: werden und A.

zigen Punkt berühren, daß in beyden Zuständen das Gemüth determinirt, daß der Mensch ausschließungsweise Etwas — entweder Individuum oder Person — ist, sonst aber sich ins Unendliche von einander entfernen; gerade so trift die ästhetische Bestimmbarkeit mit der blossen Bestimmungs'loßigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß 68 beyde jedes bestimmte Daseyn ausschliessen, indem sie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine *leere Unendlichkeit* vorgestellt wurde, so muß die ästhetische Bestimmungsfreyheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine *erfüllte Unendlichkeit* betrachtet werden; eine Vorstellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, aufs genaueste zusammentrift. *

In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also *Null*, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf *Erkenntniß* und *Gesinnung* für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit giebt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand noch für den Willen, sie führt keinen einzelnen weder intellektuellen, noch moralischen Zweck aus, sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und ist, mit einem Worte, gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Die Schönheit ist Natur, und sowohl seine Begriffe als seine Entschließungen kann der ' Mensch nur *sich selbst* zu 69 verdanken haben. Durch die ästhetische Kultur bleibt also der persönliche Werth eines Menschen, oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr *von Natur wegen* möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will — daß ihm die Freyheit, zu seyn, was er seyn soll, vollkommen zurückgegeben ist.

* Man sehe den vierzehenten und fünfzehenten Brief im zweyten Stück der Horen.

5: Bestimmungslosigkeit B b. — 26–28: Die — haben.] fehlt B b K W M. — 31: nunmehr, A B b. — *wegen*, B. — 34: (Die Anmerkung fehlt B b K W M.)

Eben dadurch aber ist etwas unendliches erreicht. Denn sobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einseitige Nöthigung der Natur beym Empfinden, und durch die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft beym Denken gerade diese Freyheit entzogen wurde, so müssen wir das Vermögen, welches ihm in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten. Freylich besitzt er diese Menschheit der Anlage nach schon vor jedem bestimmten Zustand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er sie mit jedem bestimmten Zustand, in den er kommt, und sie muß ihm, wenn er zu einem entgegengesetzten soll übergehen können, jedesmal aufs neue durch das ästhetische Leben zurückgegeben werden. *

′ Es ist also nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch 70
richtig, wenn man die Schönheit unsre zweyte Schöpferin nennt. Denn ob sie uns gleich die Menschheit bloß möglich macht, und es im übrigen unserm freyen Willen anheim stellt, in wie weit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses ja mit unsrer ursprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter, als das Vermögen zur Menschheit ertheilte, den Gebrauch desselben aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

* Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewisse Charaktere von Empfindungen zu Gedanken, und zu Entschließungen übergehen, die ästhetische Stimmung, welche sie in dieser Zeit nothwendig durchlaufen müssen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zustand der Bestimmungslosigkeit nicht lang ertragen, und ′ dringen ungedultig auf ein Resultat, welches sie in dem 70
Zustand ästhetischer Unbegrenztheit nicht finden. Dahingegen breitet sich bey andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens, als einer einzelnen Handlung desselben setzen, der ästhetische Zustand in eine weit größere Fläche aus. So sehr die ersten sich vor der Leerheit fürchten, so wenig können die letzten Beschränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die ersten fürs Detail und für subalterne Geschäfte, die letzten, vorausgesetzt daß sie mit diesem Vermögen zugleich Realität vereinigen, fürs Ganze und zu grossen Rollen gebohren sind.

5–6: zurückgeben A. — 10–11: Entgegengesetzten B. — 16: anheimstellt, B. — 25: ungeduldig B. — 32: geboren B b.

Zwey und zwanzigster Brief. 71

Wenn also die ästhetische Stimmung des Gemüths in Einer Rücksicht als Null betrachtet werden muß, sobald man nehmlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der höchsten Realität anzusehen, insofern man dabey auf die Abwesenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Man kann also denjenigen eben so wenig Unrecht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntniß und Moralität erklären. Sie haben vollkommen recht, denn eine Gemüthsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeuserung derselben, dem Vermögen nach, in sich schließen; eine Gemüthsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken entfernt, muß diese nothwendig auch von jeder einzelnen Aeuserung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Funktion der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle andere Uebungen geben dem Gemüth irgend ein besondres Geschick, aber setzen ihm dafür auch eine besondere Grenze; die ästhetische allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zustand, in den wir kommen können, weißt uns auf einen vorhergehenden zurük und bedarf zu seiner Auflösung eines folgenden; nur der ästhetische ist ein ' Ganzes 72
in sich selbst, da er alle Bedingungen seines Ursprungs und seiner Fortdauer in sich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen; und unsre Menschheit äusert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äusrer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unsern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung schmeichelt, das öfnet unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demselben Grad zur Anstrengung weniger tüchtig. Was unsre Denkkräfte anspannt und zu abgezogenen

5: Realität B b. — 12 u. 15: Aeußerung B b. — 13: nach in A. — schlies-|sen; A. — 20: anderen W M. — 23: weist B b. — zurück B b. — 28: äußrer B b.

Begriffen einladet, das stärkt unsern Geist zu jeder Art des Widerstandes, aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältniß, und raubt uns eben so viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer grössern Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das eine wie das andre zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahin gegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unsrer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grad Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstand, zum abstrakten Denken und zur Anschauung wenden.

Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freyheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunstwerk entlassen soll, und es giebt keinen sicherern Probierstein
der wahren ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß 73
dieser Art zu irgend einer besondern Empfindungsweise oder Handlungsweise vorzugsweise aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeschickt und verdrossen, so dient dieß zu einem untrüglichen Beweise, daß wir keine r e i n ä s t h e t i s c h e Wirkung erfahren haben; es sey nun, daß es an dem Gegenstand, oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen ist, (denn der Mensch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten) so kann die Vortreflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bey aller Freyheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in einer besondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Produkt aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung und desto vortreflicher ein solches Produkt. Man kann dieß mit Werken aus verschiedenen Künsten und mit verschiedenen Werken der nehmlichen

3: größern B b. — 9: Meister und A. — 22: beyden B b. — 33: aus A.

Kunst versuchen. Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfin-
dung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes
Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber
unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuß zu abgezogenem
Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuß in
einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens gebrauchen, un- 74
mittelbar nach Betrachtung schöner Mahlereyen und Bildhauerwerke
unsre Einbildungskraft erhitzen, und unser Gefühl überraschen wollte,
der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch
die geistreichste Musik *durch ihre Materie* noch immer in einer
grösern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Frey-
heit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkührlichen
und zufälligen Spiele der Imagination, *als seines Mediums*,
noch immer mehr participiert, als die innere Nothwendigkeit des
wahrhaft Schönen verstattet, weil auch das treflichste Bildwerk, und
dieses vielleicht am meisten, *durch die Bestimmtheit seines Be-
griffs* an die ernste Wissenschaft grenzt. Indessen verlieren sich
diese besondren Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk
aus diesen drey Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige
und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer
objektiven Grenzen, die verschiedenen Künste *in ihrer Wirkung
auf das Gemüth* einander immer ähnlicher werden. Die Musik
in ihrer höchsten Veredlung muß Gestalt werden, und mit der ruhigen
Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten
Vollendung muß Musik werden und uns durch unmittelbare sinnliche
Gegenwart rühren; die Poesie in ihrer vollkommensten Ausbildung
muß uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die
Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darinn eben zeigt sich der
vollkommene Styl in jeglicher Kunst, daß er die specifischen Schranken
derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit
aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit
ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht bloß die Schranken, welche der specifische Charakter 75
seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem

11: größern B b. — 12: duldet, B. — 14: participirt, B b. — 15: Bildwerk und A. — 26: Poesie, A B b. — 27: Tonkunst mächtig A b.

besondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Innhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Innhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sey, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freyheit zu erwarten. Darinn also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, daß *er den Stoff durch die Form vertilgt*; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit *seiner* Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphirender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüth des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frey und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers gehn. Der frivolste Gegenstand muß so behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zu dem strengsten Ernste überzugehen. Der ernsteste Stoff muß so behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affekts, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf: denn *erstlich* sind es keine ganz freyen Künste, da sie unter der Dienstbarkeit eines besondern Zweckes (des Pathetischen) stehen, ' und *dann* wird wohl 76
kein wahrer Kunstkenner läugnen, daß Werke, auch selbst aus dieser Klasse, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affekts die Gemüthsfreyheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft giebt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen ist Freyheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweißt es indeßen eine Formlosigkeit in dem Werke,

19: strengen B b. — 22: Einwurf; B b. — 24: dann B. — 34: beweiset B b. — indessen B b.

wenn es bloß durch seinen Innhalt Effekt macht; es kann eben so oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Ist dieser entweder zu gespannt oder zu schlaff; ist er gewohnt, entweder bloß mit dem Verstand oder bloß mit den Sinnen aufzunehmen, so wird er sich auch bey dem glücklichsten Ganzen nur an die Theile, und bey der schönsten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich muß er die ästhetische Organisation eines Werks erst zerstören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne sorgfältig aufscharren, das der Meister mit unendlicher Kunst in der Harmonie des Ganzen verschwinden machte. Sein Interesse daran ist schlechterdings entweder moralisch oder physisch, nur gerade, was es seyn soll, ästhetisch ist es nicht. Solche Leser geniessen ein ernsthaftes und pathetisches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder scherzhaftes, wie ein berauschendes Getränk; und waren sie geschmacklos ge'nug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine 77
Messiade wäre, Erbauung zu verlangen, so werden sie an einem anacreontischen oder catullischen Lied unfehlbar ein Aergerniß nehmen.

Drey und zwanzigster Brief. 78

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, den ich nur darum abgerissen habe, um von den aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunst und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geschieht also nicht anders, als durch einen mittleren Zustand ästhetischer Freyheit, und obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten, noch Gesinnungen etwas entscheidet, mithin unsern intellektuellen und moralischen Werth ganz und gar problematisch läßt, so ist er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort: es giebt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht.

15: Epopöe, W M. (Vgl. oben S. 35, Z. 10 und unten S. 473, 11; 484, 18; 496, 28.) — 17: Liede B b.

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittlung durchaus unentbehrlich seyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bey dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: sie können nicht nur, sie sollen schlechterdings ihre bestimmende Kraft bloß sich selbst zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender seyn, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich bewiesen worden, daß die Schönheit kein Resultat weder für den Ver- 79
stand noch den Willen gebe, daß sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschließens mische, daß sie zu beyden bloß das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bey diesem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß sie dieses überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, dieß, behaupte ich, muß durch die ästhetische Stimmung des Gemüths erst möglich gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was so wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Daseyn der Dinge von außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbstthätig und in ihrer Freyheit hervorbringt, und diese Selbstthätigkeit, diese Freyheit ist es ja eben, was wir bey dem sinnlichen Menschen vermissen. Der sinnliche Mensch ist schon (physisch) bestimmt, und hat folglich keine freye Bestimmbarkeit mehr: diese verlorne Bestimmbarkeit muß er nothwendig erst zurük erhalten, eh' er die leidende Bestimmung mit einer thätigen vertauschen kann. Er kann sie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder indem er die paßive Bestimmung verliert, die er hatte, oder *indem er die aktive schon in sich enthält*, zu welcher er übergehen soll. Verlöre er bloß die paßive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an einem 80
Stoffe realisirt werden kann. Er wird also die letztere schon in sich

27: zurück B b. — 28: zurück erhalten, B. — 29 u. 31: passive B b.

enthalten, er wird zugleich leidend und thätig bestimmt seyn, das heißt, er wird ästhetisch werden müssen.

Durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird also die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröfnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freyheit aus demselben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem ästhetischen Zustand zu dem logischen und moralischen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) ist daher unendlich leichter, als der Schritt von dem physischen Zustande zu dem ästhetischen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Mensch durch seine bloße Freyheit vollbringen, da er sich bloß zu nehmen, und nicht zu geben, bloß seine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der ästhetisch gestimmte Mensch wird allgemein gültig urtheilen, und allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröfnet werden soll, muß die Natur ihm erleichtern, und sein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen selbst erst das Daseyn giebt. Um den ästhetischen Menschen zur Einsicht und grossen Gesinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts, als wichtige Anlässe geben; um von dem sinnlichen Menschen eben das zu erhalten, muß man erst seine Natur verändern. Bey jenem braucht es oft nichts, als die Aufforderung einer erhabenen Situation, (die 81 am unmittelbarsten auf das Willensvermögen wirkt) um ihn zum Held und zum Weisen zu machen; diesen muß man erst unter einen andern Himmel versetzen.

Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn, so weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem ästhetischen, nicht aber aus dem physischen Zustand der moralische sich entwickeln kann. Soll der Mensch in jedem einzelnen Fall das Vermögen besitzen, sein Urtheil und seinen Willen zum Urtheil der Gattung zu

26: Helden K M. — 30: ihn so A. — 31–32: ästhetischen nicht A. — 32: Zustande B b.

machen, soll er aus jedem beschränkten Daseyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zustand zur Selbstständigkeit und Freyheit den Aufschwung nehmen können, so muß dafür gesorgt werden, daß er in keinem Momente bloß Individuum sey, und bloß dem Naturgesetz diene. Soll er fähig und fertig seyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muß er sich schon innerhalb der erstern für die letztern geübt, und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freyheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der Schönheit ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieses, ohne dadurch im geringsten seinem physischen Zweck zu widersprechen. Die Anfoderungen der Natur an ihn gehen bloß auf das, was er wirkt, auf den Innhalt seines Handelns, über die Art, wie er wirkt, über die Form desselben, ist durch die Naturzwecke nichts bestimmt. Die Anfoderun'gen der Ver- 82
nunft hingegen sind streng auf die Form seiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es also für seine moralische Bestimmung ist, daß er rein moralisch sey, daß er eine absolute Selbstthätigkeit beweise, so gleichgültig ist es für seine physische Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend verhält. In Rücksicht auf diese letztere ist es also ganz in seine Willkühr gestellt, ob er sie bloß als Sinnenwesen, und als Naturkraft (als eine Kraft nehmlich, welche nur wirkt, je nachdem sie erleidet) oder ob er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage seyn, welches von beyden seiner Würde mehr entspricht. Vielmehr so sehr es ihn erniedrigt und schändet, dasjenige aus sinnlichem Antriebe zu thun, wozu er sich aus reinen Motiven der Pflicht bestimmt haben sollte, so sehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Gesetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeschränktheit zu streben, wo der gemeine Mensch nur sein erlaubtes Verlangen stillt.* Mit einem

* Diese geistreiche und ästhetisch freye Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist, wo man sie auch antrifft, das Kennzeichen einer edeln Seele. Edel ist überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was seiner Natur nach bloß dient (bloßes Mittel ist), das Gepräge der Selbstständigkeit aufdrückt. Ein edler

2: Zustande Bb. — 7: der ersten K. — 24: Vielmehr, Bb.

Wort: da, wo der Form'trieb herrschen soll, im Gebiete der Wahr- 83
heit und Moralität, darf keine Materie mehr seyn, darf die Empfin-
' dung nichts zu bestimmen haben; aber da, wo der Sachtrieb regiert, 84
im Bezirke der Glückseligkeit, darf Form seyn, und darf der Spiel-
trieb gebieten.

Geist begnügt sich nicht damit, selbst frey zu seyn, er muß alles andere um sich her, auch das Leblose, in Freyheit setzen. Schönheit aber ' ist der einzig mögliche 83
Ausdruck der Freyheit in der Erscheinung. Der vorherrschende Ausdruck des Verstandes in einem Gesicht, einem Kunstwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals schön ist, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäßigkeit nicht zu trennen ist) heraushebt, anstatt sie zu verbergen.

Der Moralphilosoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr thun könne als seine Pflicht, und er hat vollkommen recht, wenn er bloß die Beziehung meynt, welche Handlungen auf das Moralgesetz haben. Aber bey Handlungen, welche sich bloß auf einen Zweck beziehen, über diesen Zweck noch hinaus ins Uebersinnliche gehen (welches hier nichts anders heissen kann als das physische ästhetisch ausführen) heißt zugleich über die Pflicht hinaus gehen, indem diese nur vorschreiben kann, daß der Wille heilig sey, nicht daß auch schon die Natur sich geheiligt habe. Es giebt also zwar kein moralisches, aber es giebt ein ästhetisches Uebertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heißt edel. Eben deßwegen aber, weil bey dem Edeln immer ein Ueberfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freyen formalen Werth besitzt, was bloß einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben soll, noch einen äusern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, so haben manche ästhetischen Ueberfluß mit einem moralischen verwechselt, und von der Erscheinung des Edeln verführt, eine Willkühr und Zu'fälligkeit in die Moralität selbst hinein getragen, wodurch sie ganz 84
würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen ist ein erhabenes zu unterscheiden. Das erste geht über die sittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht so das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deßwegen, weil es den Vernunftbegriff seines Objekts (des Moralgesetzes), sondern weil es den Erfahrungsbegriff seines Subjekts (unsre Kenntnisse menschlicher Willensgüte und Willensstärke) übertrifft; so schätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überschreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfliessen muß, sondern weil es über die Natur seines Objekts (den physischen Zweck) hinaus in das Geisterreich schreitet. Dort, möchte man sagen, erstaunen wir über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande giebt.

1: da — soll,] fehlt B b K W M. — 2: darf keine Materie mehr seyn,] fehlt B b K W M. — 3: da, wo der Sachtrieb regiert,] fehlt B b K W M. — 10: niemals auch B. — 11: nicht] fehlt A (doch unter den Verbesserungen nachgetragen). — 13: meint, B. — 16: heißen B b. — 20: deswegen B. — 23: äußern, B b. — 30: deswegen, B. — 31: den Vernunftbegriff K W M] der Vernunftbegriff A B b. — Moralgesetzes) sondern A. — 33: übertrifft, A B b. — 35: hervorfließen B b.

Also hier schon, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muß der Mensch sein moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muß er seine Selbstthätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreyheit beginnen. Schon seinen Neigungen muß er das Gesetz seines Willens auflegen; er muß, wenn Sie mir 85
den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es überhoben sey, auf dem heiligen Boden der Freyheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen *edler* begehren, damit er nicht nöthig habe, *erhaben zu wollen*. Dieses wird geleistet durch ästhetische Kultur, welche alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkühr binden, noch Vernunftgesetze, Gesetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die sie dem äusern Leben giebt, schon das innere eröfnet.

Vier und zwanzigster Brief. 86

Es lassen sich also drey verschiedene Momente oder Stuffen der Entwicklung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung nothwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen. Durch zufällige Ursachen, die entweder in dem Einfluß der äusern Dinge oder in der freyen Willkühr des Menschen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz übersprungen, und auch die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, kann weder durch die Natur, noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Mensch in seinem *physischen* Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem *ästhetischen* Zustand, und er beherrscht sie in dem *moralischen*.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freye Lust ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, selbstsüchtig ohne Er Selbst zu seyn, ungebunden ohne frey zu seyn, Sklave ohne einer Regel zu dienen. In dieser Epoche ist ihm die

13 u. 20: äußern B b.

Welt bloß Schicksal, noch nicht Gegenstand, alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschaft, was ihm weder giebt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reyhe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Alles, was ist, ist ihm durch das ' Machtwort 87
des Augenblicks, jede Veränderung ist ihm eine ganz frische Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit ausser ihm fehlt, welche die wechselnden Gestalten in ein Weltall zusammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Gesetz auf dem Schauplatze fest hält. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannichfaltigkeit an seinen Sinnen vorüber gehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts, als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände, und will sie in sich reissen in der Begierde; oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich, in der Verabscheuung. In beyden Fällen ist sein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung, und nirgends Grenzen als in der erschöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark ist sein . . . . .
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um seine Stirn ein ehern Band,
Rath, Mäßigung und Weißheit und Geduld
Verbarg er seinem scheuen düstern Blick.
Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
Und grenzenlos dringt seine Wuth umher.

Iphigenie auf Tauris.

Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt sie in andern zu ehren, und der eignen wilden ' Gier sich bewußt, fürchtet 88
er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er andre in sich, nur sich in andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein In=

1: Gegenstand; Bb. — 2: verschafft, Bb. — 7: außer Bb. — 13: reißen Bb. — 15: Jst beyden b. — 20–27: (Göthes Jphigenie, Akt I, Auftritt 3, etwas geändert). — 24: Weisheit Bb.

dividuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet, und im Wiederscheine des Bewußtseyns sich endlich die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur läßt sich freylich, so wie er hier geschildert wird, bey keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs genaueste zusammen stimmt. Der Mensch, kann man sagen, war nie ganz in diesem thierischen Zustand, aber er ist ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den rohesten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreyheit, so wie es in den gebildetsten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturstand erinnern. Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des einen von dem andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine Glückseligkeit. Die Kultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beyden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum 89
noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit. Diese wird erst durch seine Freyheit entschieden, und die Vernunft fängt erstlich damit an, seine sinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, giebt sich in dem Menschen durch die Foderung des Absoluten (auf sich selbst gegründeten und nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zustand seines physischen Lebens Genüge geleistet werden kann, ihn das physische ganz und gar zu verlassen, und von einer beschränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzusteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Foderung ist, ihn den Schranken der Zeit zu entreissen und von der sinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, so kann sie doch, durch eine (in dieser Epoche der herrschenden Sinnlich-

33: entreißen B.

keit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das physische Leben sich richten, und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarste Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit sich einschließt, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen 90 bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen, und bloß auf sein Individuum sich begrenzen, so wird er durch jene Foderung bloß veranlaßt, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahiren, ins Endlose auszudehnen, anstatt nach Form nach einem unversiegenden Stoff, anstatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nehmliche Trieb, der ihn auf sein Denken und Thun angewendet zur Wahrheit und Moralität führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein absolutes Bedürfniß hervor. Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich ärndtet, sind also Sorge und Furcht; beydes Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingte Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstand haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseyns und Wohlseyns, bloß um des Daseyns und Wohlseyns willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Foderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäusserung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beschränktheit des Thiers, vor welchem er nun bloß den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über

22: erntet, B. — 26: unbedingten WM. — 33: Vernunftäußerung Vb.

dem Streben in die Ferne den Besitz der Gegenwart zu verlieren,
ohne doch in der ganzen ′ grenzenlosen Ferne je etwas anders als 91
die Gegenwart zu suchen.

Aber wenn sich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, so wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälschen. Sobald der Mensch angefangen hat, seinen Verstand zu brauchen und die Erscheinungen umher nach Ursachen und Zwecken zu verknüpfen, so dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um sich eine solche Foderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten seyn; aber eben dieser Foderung bedient sie sich, um den Flüchtling zurückzuhohlen. Hier wäre nehmlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlassen, und zum reinen Ideenreich sich aufschwingen müßte; denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten stehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Mensch, von dem hier geredet wird, einer solchen Abstraktion noch nicht fähig ist, so wird er, was er in seinem sinnlichen *Erkenntnißkreise* nicht findet, und über denselben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht sucht, unter demselben in seinem *Gefühlkreise* suchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was sein eigener Grund wäre, und sich selbst das Gesetz gäbe; aber sie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiß, und kein Gesetz achtet. Da er also den fragenden Verstand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, so bringt er ihn durch den Begriff des *Grundlosen* wenigstens zum
Schweigen, und bleibt innerhalb ′ der blinden Nöthigung der Materie 92
stehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfassen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern *Zweck* kennt, als ihren Vortheil, und sich durch keine andre *Ursache* als den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer seiner Handlungen, und diesen zum Beherrscher der Welt.

Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann bey seiner ersten Erscheinung in der Sinnlichkeit dieser Verfälschung nicht

13: zurückzuholen. B b. — 15: müßte; K W M] mußte; A B b.

entgehen. Da es bloß verbietend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muß es ihm solange als etwas auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt ist, jene Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also bloß die Fesseln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreyung, die sie ihm verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ahnen, empfindet er bloß den Zwang und das ohnmächtige Widerstreben des Unterthans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung *vorhergeht*, so giebt er dem Gesetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen *positiven Ursprung*, und durch den unglückseligsten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet sich die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die *Natur* hinaus schreitet, und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer in'nern Gesetzmäsigkeit kann ge- 93
funden werden, eben so schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die *Vernunft* hinaus, und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Weg eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht *von* Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und *in* alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannichfaltigen Abweichungen des Menschen von dem Ideale seiner Bestimmung nicht alle in der nehmlichen Epoche statt haben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrthum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stuffen zu durchwandern hat, so gehören doch alle zum Gefolge des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den

13: Accidenz B. — 18: Gesetzmäßigkeit Bb. — 31: Statt B.

Formtrieb den Meister spielt. Es sey nun, daß die Vernunft in dem Menschen noch gar nicht gesprochen habe, und das Physische noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrsche; oder daß sich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moralische dem Physischen noch diene, so ist in beyden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles und der Mensch wenigstens seiner letzten Tendenz nach ein sinnliches Wesen; mit dem einzigen Unterschied, daß er in dem ersten Fall ein vernunftloses, in dem zweyten ein vernünftiges Thier ist. Er soll aber ' keines von 94 beyden, er soll Mensch seyn; die Natur soll ihn nicht ausschliessend und die Vernunft soll ihn nicht bedingt beherrschen. Beyde Gesetzgebungen sollen vollkommen unabhängig von einander bestehen, und dennoch vollkommen einig seyn.

Fünf und zwanzigster Brief. 95

Solange der Mensch, in seinem ersten physischen Zustande, die Sinnenwelt bloß leidend in sich aufnimmt, bloß empfindet, ist er auch noch völlig Eins mit derselben, und eben weil er selbst bloß Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst, wenn er in seinem ästhetischen Stande, sie ausser sich stellt oder betrachtet, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen. *

* Ich erinnere noch einmal, daß diese beyden Perioden zwar in der Idee nothwendig von einander zu trennen sind, in der Erfahrung aber sich mehr oder weniger vermischen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Mensch nur in diesem physischen Stande sich befunden, und eine Zeit, wo er sich ganz von demselben losgemacht hätte. Sobald der Mensch einen Gegenstand sieht, so ist er schon nicht mehr in einem bloß physischen Zustand, und solang er fortfahren wird, einen Gegenstand zu sehen, wird er auch jenem physischen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur sehen kann, insofern er empfindet. Jene drey Momente, welche ich am Anfang des 24sten Briefs nahmhaft machte, sind also zwar, im Ganzen betrachtet, drey verschiedene Epochen für die Entwicklung der ganzen Menschheit, und für die ganze Entwicklung eines einzelnen Menschen, aber sie lassen sich auch ' bey jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unter- 96 scheiden, und sind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniß, die wir durch die Sinne erhalten.

6: Mensch, B b. — 7: nach, B b. — 19: außer B b. — 31: zwar im A.

ʼDie Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältniß des 96
Menschen zu dem Weltall, das ihn umgiebt. Wenn die Begierde
ihren Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den
ihrigen in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren
und unverlierbaren Eigenthum, daß sie ihn vor der Leidenschaft
flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der
bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrschte, läßt bey der
Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher
Friede, die Zeit selbst, das ewig wandelnde, steht still, indem des
Bewußtseyns zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des
Unendlichen, die Form, reflektiert sich auf dem vergänglichen Grunde.
Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch ausser ihm keine
Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm
in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe
zwischen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten
Dichtungen von dieser großen Begebenheit im Innern des Menschen
als von einer Revolution in der Aussenwelt reden, und den Gedanken,
der über die Zeitgesetze siegt, unter dem Bilde des Zeus versinn-
lichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, solang er sie bloß empfindet,
wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vor-
dem nur als Macht beherrschte, ʼsteht jetzt als Objekt vor seinem 97
richtenden Blick. Was ihm Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn,
denn um Objekt zu seyn, muß es die seinige erfahren. Soweit er
der Materie Form giebt und solang er sie giebt, ist er ihren Wir-
kungen unverletzlich; denn einen Geist kann nichts verletzen, als was
ihm die Freyheit raubt, und er beweißt ja die seinige, indem er das
Formlose bildet. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht,
und zwischen unsichern Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die
Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur ist der Mensch über-
legen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Objekt zu ver-
wandeln weiß. So wie er anfängt, seine Selbstständigkeit gegen die
Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die

11: reflektirt B. — 12: außer B b. — 17: Außenwelt B b. — 23: richten-
den A W M] fehlt B b K. — 24: So weit B b. — 25: solange B b. — 27: beweist
B b (und so fernerhin).

Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freyheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich bloß einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der freye Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem bloßen Leben unmittelbar zu der reinen Gestalt, und zu dem reinen Objekt über- 98
giengen. Ein solcher Sprung ist nicht in der menschlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieser zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müssen.

Die Schönheit ist allerdings das Werk der freyen Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber was wohl zu bemerken ist, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bey Erkenntniß der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Produkt der Absonderung von allem, was materiell und zufällig ist, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurükbleiben darf, reine Selbstthätigkeit ohne Beymischung eines Leidens. Zwar giebt es auch von der höchsten Abstraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innre Empfindung, und die Vorstellung logischer und moralischer Einheit geht in ein Gefühl sinnlicher Uebereinstimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntnissen ergötzen, so unterscheiden wir sehr genau unsere Vorstellung von unserer Empfindung, und sehen diese letztere als etwas zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deswegen die Erkenntniß aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Diese bleibt, was sie ist, auch wenn sie keine Passion in den Sinnen machte, auch wenn es

33 bis S. 367, Z. 2: Diese . . . aufhören.] fehlt B b K W M. — 24: zurückbleiben B b.

gar keine Sinne gäbe, und in dem Begriffe der Gottheit lassen wir ja die Wahrheit bleiben, und alle Sinnlichkeit aufhören. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es seyn, diese Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorstellung der Schönheit absondern zu wollen; daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der ' andern zu denken, sondern beyde zugleich und 99 wechselseitig als Effekt und als Ursache ansehen müssen. In unserm Vergnügen an Erkenntnissen unterscheiden wir ohne Mühe den Uebergang von der Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, daß das erste vorüber ist, wenn das letztere eintritt. In unserm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt sich keine solche Succession zwischen der Thätigkeit und dem Leiden unterscheiden, und die Reflexion zerfließt hier so vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit ist also zwar Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein Zustand unsers Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen. Mit einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsre That.

Und eben weil sie dieses beydes zugleich ist, so dient sie uns also zu einem siegenden Beweiß, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschliesse — daß mithin durch die nothwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freyheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweißt dieses, und, ich muß hinzusetzen, sie allein kann es uns beweisen. Denn da beym Genuß der Wahrheit oder der logischen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins ist, sondern auf denselben zufällig folgt, so kann uns dieselbe bloß beweisen, daß auf eine vernünftige Natur ' eine 100 sinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daß beyde zusammen bestehen, nicht daß sie wechselseitig auf einander wirken, nicht daß sie absolut und nothwendig zu vereinigen sind. Vielmehr müßte sich

23: Beweis, Bb. — 29: Einheit, ABb.

gerade umgekehrt aus dieser Ausschliessung des Gefühls, solange gedacht wird, und des Gedankens, solange empfunden wird, auf eine *Unvereinbarkeit* beyder Naturen schliessen lassen, wie denn auch wirklich die Analysten keinen bessern Beweis für die Ausführbarkeit reiner Vernunft in der Menschheit anzuführen wissen, als den, daß sie geboten ist. Da nun aber bey dem Genuß der Schönheit oder *der ästhetischen Einheit* eine wirkliche *Vereinigung* und Auswechslung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die *Vereinbarkeit* beyder Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Wir dürfen also nicht mehr verlegen seyn, einen Uebergang von der sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freyheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben ist, daß die letztere mit der erstern vollkommen zusammen bestehen könne, und daß der Mensch, um sich als Geist zu erweisen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Ist er aber schon in Gemeinschaft mit der Sinnlichkeit frey, wie das Faktum der Schönheit lehrt, und ist Freyheit etwas absolutes und übersinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit sich bringt, so kann nicht mehr die Frage seyn, wie er dazu gelange, sich von den Schranken zum Absoluten zu erheben, sich in seinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzusetzen, da dieses schon 101
in der Schönheit geschehen ist. Es kann, mit einem Wort, nicht mehr die Frage seyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach schon in der ersten liegt, sondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer ästhetischen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg sich bahne.

Sechs und zwanzigster Brief. 102

Da die ästhetische Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freyheit erst die Entstehung giebt, so ist leicht einzusehen, daß sie nicht aus derselben entspringen und folglich keinen moralischen Ursprung haben könne.

[22]: entgegen zu setzen, B.

Ein Geschenk der Natur muß sie seyn; die Gunst der Zufälle allein kann die Feßeln des physischen Standes lösen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird sich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menschen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verschwenderische ihn von jeder eigenen Anstrengung losspricht — wo die stumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniß fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Mensch sich *troglodytisch* in Höhlen birgt, ewig einzeln ist, und die Menschheit nie *außer sich* findet, auch nicht da, wo er *nomadisch* in großen Heermassen zieht, ewig nur Zahl ist, und die Menschheit nie *in sich* findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst, und sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten. Da wo ein leichter Aether die Sinne jeder leisen Berührung eröfnet, und den üppigen Stoff eine energische Wärme beseelt — wo das Reich der blinden Masse schon in der leblosen Schöpfung gestürzt ist, und die siegende Form auch die niedrigsten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältnissen, und in der gesegneten Zone, ' wo nur die Thätigkeit zum 103 Genusse und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben selbst die heilige Ordnung quillt und aus dem Gesetz der Ordnung sich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirret — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit, und die Bedingung der Menschheit ist. *

Und was ist es für ein Phänomen, durch welches sich bey dem Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündigt? Soweit wir auch die Geschichte befragen, es ist dasselbe bey allen Völkerstämmen, welche der Sklaverey des thierischen Standes entsprungen sind: die Freude am *Schein*, die Neigung zum *Putz* und zum *Spiele*.

Die höchste Stupidität und der höchste Verstand haben darinn

* Man lese über diesen Gegenstand, was *Herder* im dreyzehnten Buche der Ideen z. Philos. d. Geschichte der Menschheit über die veranlassenden Ursachen der griechischen Geistesbildung sagt.

21: quillt, Bb. — 25: Gleichmaß B. — 33–35: (Die Anmerkung fehlt BbKWM.)

eine gewisse Affinität miteinander, daß beyde nur das Reelle suchen, und für den blossen Schein gänzlich unempfindlich sind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerissen, und nur durch Zurückführung seiner Begriffe auf Thatsachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann sich nicht über die Wirklichkeit erheben, ' und der Verstand nicht unter der Wahrheit 104
stehen bleiben. Was dort der Mangel der Einbildungskraft bewirkt, das bewirkt hier die absolute Beherrschung derselben. Insofern also das Bedürfniß der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Kultur. Fürs erste zeugt es von einer äußern Freyheit, denn solange die Noth gebietet, und das Bedürfniß drängt, ist die Einbildungskraft mit strengen Feßeln an das Wirkliche gebunden; erst wenn das Bedürfniß gestillt ist, entwickelt sie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freyheit, weil es uns eine Kraft sehen läßt, die unabhängig von einem äußern Stoffe sich durch sich selbst in Bewegung setzt, und die Energie genug besitzt, die andringende Materie von sich zu halten. Die Realität der Dinge ist ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüth, das sich am Scheine weidet, ergötzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es thut.*

* Es versteht sich wohl von selbst, daß hier nur von dem ästhetischen Schein die Rede ist, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterscheidet, nicht von dem logischen, den man mit derselben verwechselt — den man folglich liebt, weil er Schein ist, und nicht, weil man ihn für etwas besseres hält. Nur der erste ist Spiel, da der letzte bloß Betrug ist. Den Schein der ersten Art für etwas gelten lassen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun, ' weil man nie Ge- 105
fahr läuft, ihn derselben unterzuschieben, was doch die einzige Art ist, wie der Wahrheit geschadet werden kann; ihn verachten, heißt alle schöne Kunst überhaupt verachten, deren Wesen der Schein ist. Indessen begegnet es dem Verstande zuweilen, seinen Eifer für Realität biß zu einer solchen Unduldsamkeit zu treiben,

1: mit einander B. — 8–9: Was dort — Beherrschung derselben.] fehlt B b K W. — 18: läßt die A. — 20: besitzt die A. — 25 ff.: (Die Anmerkung ist in B b K W M in den Text aufgenommen worden.) — 25: wohl] fehlt B b K W M. — 29: der erstern Art W M. — 34: bis B b.

Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum 105
Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwey Sinnen ausrüstete, die
ihn bloß durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. In
dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweg-
gewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt sich von uns, das
wir in den thierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch
das Auge *sehen*, ist von dem verschieden, was wir *empfinden*;
denn der Verstand springt über das Licht hinaus zu den Gegenstän-
den. Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden;
der Gegenstand des Auges und Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen.
Solange der Mensch noch ein Wilder ist, genießt er bloß mit den
Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode
bloß dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen oder er
befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er anfängt, mit dem 106
Auge zu genießen, und das Sehen für ihn einen selbstständigen Werth
erlangt, so ist er auch schon ästhetisch frey und der Spieltrieb hat
sich entfaltet.

Gleich so wie der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbstständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von ihm abzusondern; denn das hat er schon gethan, indem er sie unterscheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst ist also mit dem

und über die ganze Kunst des schönen Scheins, weil sie bloß Schein ist, ein wegwerfendes Urtheil zu sprechen; dieß begegnet aber dem Verstande nur alsdann, wenn er sich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grenzen des schönen Scheins werde ich noch einmal insbesondere zu reden Veranlassung nehmen.

10: und des Ohrs B b K W M. — 15: genießen und A B b. — 24: Kunst, A B b. — 27: [Die „oben gedachte Affinität“ kann nur die im Texte, Affinität des höchsten Verstandes und der höchsten Stupidität, nicht die Verwandtschaft des in der Anmerkung genannten logischen und ästhetischen Scheines sein, und dann (wenn der Verstand vergißt, daß er in seiner Unempfindlichkeit für den Schein mit der Stupidität verwandt ist) muß es heißen: „wenn er sich der obengedachten Affinität *nicht* erinnert.“ Hierauf machte der damals 16jährige Schüler des Nürnberger Gymnasiums, L. Nagel, 1844 aufmerksam, und ich würde die Negation in eine Ausgabe für den allgemeinen Gebrauch aufnehmen. K. G.]

Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derselben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie spät sich der ästhetische Kunsttrieb entwickeln soll, das wird bloß von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Mensch fähig ist, sich bey dem blossen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daseyn von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem Menschen als vorstellendem Subjekte, sich herschreibt, so bedient er sich bloß seines absoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurück nimmt, und mit demselben nach eignen Gesetzen schaltet. Mit ungebundener Freyheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammen denken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann. Nichts darf ihm hier heilig seyn, als sein eigenes Gesetz, ' sobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche *sein* Gebiet von 107
dem Daseyn der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der *Kunst des Scheins*, und je strenger er hier das Mein und Dein von einander sondert, je sorgfältiger er die Gestalt von dem Wesen trennt, und je mehr Selbstständigkeit er derselben zu geben weiß, desto mehr wird er nicht bloß das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Grenzen der Wahrheit bewahren; denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frey zu machen.

Aber er besitzt dieses souveraine Recht schlechterdings auch nur in der *Welt des Scheins*, in dem wesenlosen Reich der Einbildungskraft, und nur, solang er sich im theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und solang er im praktischen darauf Verzicht thut, Existenz dadurch zu ertheilen. Sie sehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weise aus seinen Grenzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beylegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit bezweckt. Denn beydes kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder sein Dichterrecht überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die bloße Möglichkeit

17: Herrscherrecht B. — 18: *Scheins* und A. — 27 u. 29: solange B b.

wirkliches Daſeyn zu beſtimmen ſich anmaßt, oder indem er ſein Dichterrecht aufgiebt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einſchränkt.

ʹ Nur ſoweit er aufrichtig iſt, (ſich von allem Anſpruch auf 108 Realität ausdrücklich losſagt) und nur ſoweit er ſelbſtſtändig iſt, (allen Beyſtand der Realität entbehrt) iſt der Schein äſthetiſch. Sobald er falſch iſt und Realität heuchelt, und ſobald er unrein und der Realität zu ſeiner Wirkung bedürftig iſt, iſt er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freyheit des Geiſtes beweiſen. Uebrigens iſt es gar nicht nöthig, daß der Gegenſtand, an dem wir den ſchönen Schein finden, ohne Realität ſey, wenn nur unſer Urtheil darüber auf dieſe Realität keine Rückſicht nimmt; denn ſoweit es dieſe Rückſicht nimmt, iſt es kein äſthetiſches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freylich eben ſo gut und noch ein wenig beßer als eine eben ſo ſchöne, bloß gemahlte, gefallen; aber inſoweit ſie uns beßer gefällt als die letztere (ich ſetze hier der Kunſt keine Grenzen) gefällt ſie nicht mehr als ſelbſtſtändiger Schein, gefällt ſie nicht mehr dem reinen äſthetiſchen Gefühl; dieſem darf auch das Lebendige nur als Erſcheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen, aber freylich erfodert es noch einen ungleich höheren Grad der ſchönen Kultur, in dem Lebendigen ſelbſt nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bey welchem einzelnen Menſchen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und ſelbſtſtändigen Schein findet, da darf man auf Geiſt und Geſchmack und jede damit verwandte Treflichkeit ſchließen — da wird man das Ideal das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Beſitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unſterblichkeit über die Exiſtenz triumphiren ſehen. Da ʹ wird die öffentliche 109 Stimme das einzig furchtbare ſeyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falſchen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menſchen ſowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (äſthetiſchen) Schein durch Realität nach-

[16] u. [17]: beſſer B b. — [17]: letztere, B b. — [17–18]: (ich ſetze — Grenzen)] fehlt B b K W M. — [19]: Gefühl, A B b. — [21]: gefallen; B b.

helfen" — beydes ist gerne verbunden — beweisen zugleich ihren moralischen Unwerth und ihr ästhetisches Unvermögen. *

’Nichts ist gewöhnlicher als von gewißen trivialen Critikern des 110
Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sey, und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Herren Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht bloß den falschen sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den selbstständigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie ereifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit erfüllt, und die Armseligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äusserer Flitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt, aber es verdrüßt sie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienste fodert, und

* Auf die Frage „In wie weit darf Schein in der moralischen Welt seyn?" ist also die Antwort so kurz als bündig diese: in so weit es ästhetischer Schein ist, d. h. Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß der Schein nicht ästhetisch war. Nur ein Fremdling im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen, und wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu seyn, die Falschheit zu Hülfe rufen, und schmeicheln, um gefällig zu seyn. Dem ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem zweyten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

3: gewissen B b. — 5: vernachläßigt B. — 8: Herren] fehlt B b K W M. — 9: falschen, B. — 15: erfüllt,] ausfüllt, B b K W M. — 19: äußerer B b. — 22 ff.: (In B b K W M ist diese Anmerkung Text.) — 24: ist d. h. A.

dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermissen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber sie möchten auch das Eckigte und Derbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothischen Ueberfluß wieder eingeführt sehen. Sie beweisen durch Urtheile dieser Art dem Stoff an sich selbst eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle ' nur insoferne schätzen soll, als 111
es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stand ist. Auf solche Stimmen braucht also der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst vor einer bessern Instanz besteht. Nicht daß wir einen Werth auf den ästhetischen Schein legen (wir thun dieß noch lange nicht genug) sondern daß wir es noch nicht biß zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daseyn noch nicht genug von der Erscheinung geschieden, und dadurch beyder Grenzen auf ewig gesichert haben, dieß ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir solang verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht geniessen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehn, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen.

Sieben und zwanzigster Brief. 112

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem ästhetischen Schein aufstellte, allgemein werden sollte. Er wird nicht allgemein werden, so lange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, so könnte dieß nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem selbstständigen Schein nachzustreben erfodert mehr Abstraktionsvermögen, mehr Freyheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch nöthig hat, um sich auf

3: Eckige K. — 9: Stande Bb. — 13: bis Bb.

die Realität einzuschränken, und er muß diese schon hinter sich haben, wenn er bey jenem anlangen will. Wie übel würde er sich also rathen, wenn er den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg zur Wirklichkeit und Wahrheit zu ersparen! Von dem Schein, so wie er hier genommen wird, möchten wir also für die Wirklichkeit nicht viel zu besorgen haben; desto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten seyn. An das Materielle gefesselt, läßt der Mensch diesen lange Zeit bloß seinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunst des Ideals eine eigene Persönlichkeit zugesteht. Zu dem letztern bedarf es einer totalen Revolution in seiner ganzen Empfindungsweise, ohne welche er auch nicht einmal *auf dem Wege* zum Ideal sich befinden würde. Wo wir also Spuren einer uninteressierten freyen Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine solche Umwälzung seiner Natur und den eigentlichen 113 Anfang der Menschheit in ihm schließen. Spuren dieser Art finden sich aber wirklich schon in den ersten rohen Versuchen, die er zur *Verschönerung* seines Daseyns macht, selbst auf die Gefahr macht, daß er es dem sinnlichen Gehalt nach dadurch verschlechtern sollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Gestalt vorzuziehen, und an den Schein, (den er aber dafür erkennen muß) Realität zu wagen, so ist sein thierischer Kreis aufgethan, und er befindet sich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfniß fodert, verlangt er Ueberfluß; anfangs zwar bloß einen Ueberfluß *des Stoffes*, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß über das gegenwärtige Bedürfniß hinaus zu versichern; bald aber einen Ueberfluß *an dem Stoffe*, eine ästhetische Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuß über jedes Bedürfniß hinaus zu erweitern. Indem er bloß für einen künftigen Gebrauch Vorräthe sammelt und in der Einbildung dieselbe vorausgenießt, so überschreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überschreiten; er genießt *mehr*, aber er genießt nicht *anders*. Indem er aber zugleich die Gestalt in seinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenstände

4: und Wahrheit] fehlt B b K W M. — 31: dieselben W M. — 33: *mehr* aber A.

merkt, die seine Begierden befriedigen, ist er über die Zeit selbst hinausgeschritten, und hat seinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach erhöht, sondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen ' über die 114
Nothdurft gegeben, und in das dunkle thierische Leben einen Schimmer von Freyheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Raubthier zum Kampf herausfodert, so erschafft sich die müßige Stärke selbst einen Gegenstand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand genießt sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrey der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unläugbar ist in diesen Bewegungen Freyheit, aber nicht Freyheit von dem Bedürfniß überhaupt, bloß von einem bestimmten, von einem äussern Bedürfniß. Das Thier **arbeitet**, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und es **spielt**, wenn der Reichthum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüßige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Bestimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich zurückgiebt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen. So giebt uns die Natur schon in ihrem materiellen Reich ein Vorspiel des Unbegrenzten, und hebt hier schon **zum Theil** die Fesseln auf, deren sie sich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfnisses oder dem **physischen Ernste** nimmt sie durch den Zwang ' des Ueberflusses oder 115
das **physische Spiel** den Uebergang zum ästhetischen Spiele, und ehe sie sich in der hohen Freyheit des Schönen über die Fessel jedes Zwecks erhebt, nähert sie sich dieser Unabhängigkeit wenigstens von

1–2: befriedigen, hat er seinen Genuß B b K W M. — 14: äußern B b. — 17: überflüssige B b. — 31: Spiele und A B b.

ferne schon in der *freyen Bewegung*, die sich selbst Zweck und Mittel ist.

Wie die körperlichen Werkzeuge, so hat in dem Menschen auch die Einbildungskraft ihre freye Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem sie, ohne alle Beziehung auf Gestalt, bloß ihrer Eigenmacht und Fessellosigkeit sich freut. Insofern sich noch gar nichts von Form in diese Phantasiespiele mischt, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reitz derselben ausmacht, gehören sie, obgleich sie dem Menschen allein zukommen können, bloß zu seinem animalischen Leben und beweisen bloß seine Befreyung von jedem äussern sinnlichen Zwang, ohne noch auf eine selbstständige bildende Kraft in ihm schließen zu lassen.* Von die'sem Spiel *der freyen* 116 *Ideenfolge*, welches noch ganz materieller Art ist, und aus bloßen Naturgesetzen sich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Versuch *einer freyen Form* den Sprung zum ästhetischen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil sich eine ganz neue Kraft hier in Handlung setzt; denn hier zum erstenmal mischt sich der gesetzgebende Geist in die Handlungen eines blinden Instinktes, unterwirft das willkührliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt seine Selbstständigkeit in das Wandelbare und seine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber solange die rohe Natur noch zu mächtig ist, die kein anderes Gesetz kennt, als rastlos

* Die mehresten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange sind, beruhen entweder ganz und gar auf diesem Gefühle der freyen Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren größten Reitz von demselben. So wenig es aber auch an sich selbst für eine höhere Natur beweißt, und so gerne sich gerade die schlaffesten Seelen diesem freyen Bilderstrome zu überlassen pflegen, so ist doch eben diese Unabhängigkeit der Phantasie von äussern Eindrücken wenigstens die negative Bedingung ihres schöpferischen Vermögens. Nur indem sie sich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt sich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagina'tion in ihrer produktiven 116 Qualität nach eignen Gesetzen handeln kann, muß sie sich schon bey ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Gesetzen frey gemacht haben. Freylich ist von der bloßen Gesetzlosigkeit zu einer selbstständigen innern Gesetzgebung noch ein sehr großer Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier ins Spiel gemischt werden — aber diese Kraft kann sich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegen wirken, und das Unbestimmte wenigstens negativ an das Unendliche grenzt.

8 und 25: Reiz B b. — 11 und 28: äußern B b. — 11: Zwang ohne B. — 23: Die meisten M.

von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird sie durch ihre unstete Willkühr jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stätigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbstständigkeit, durch ihre Ungenügsamkeit jener erhabenen Einfalt entgegen streben. Der ästhetische Spieltrieb wird also in seinen ersten ' Versuchen noch kaum zu er- 117
kennen seyn, da der sinnliche mit seiner eigensinnigen Laune und seiner wilden Begierde unaufhörlich dazwischen tritt, die hohe Nothwendigkeit des Ideals mit der Nothdurft des Individuums verwechselt, und die edle Darstellung eines ewigen Willens, in der schönen Form, durch die unreine Spur eines vorübergehenden Verlangens befleckt. Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Ueberraschende, das Bunte, Abentheuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst ergreifen, und vor nichts so sehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche und abrupte Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraste, schreyende Lichter, einen pathetischen Gesang. Schön heißt ihm in dieser Epoche bloß, was ihn aufregt, was ihm Stoff giebt — aber aufregt zu einem selbstthätigen Widerstand, aber Stoff giebt *für ein mögliches Bilden*, denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne seyn. Mit der Form seiner Urtheile ist also eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er sucht diese Gegenstände nicht, weil sie ihm etwas zu erleiden, sondern weil sie ihm zu handeln geben; sie gefallen ihm nicht, weil sie einem Bedürfniß begegnen, sondern weil sie einem Gesetze Genüge leisten, welches, obgleich noch leise, in seinem Busen spricht.

Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen: er will selbst gefallen, anfangs zwar nur durch das, was *sein* ist, endlich durch das, was *er* ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks an sich tragen; neben dem Dienst, ' in 118
dem es da ist, muß es zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freyen Geist, der es wählte und aufstellte, wiederscheinen. Jetzt sucht sich

2: unstäte B. — 7: tritt. B b K W M. — 7–11: die hohe — befleckt.] fehlt B b K W M. — 14–15: und abrupte] fehlt B b K W M. — 18. giebt, A. — 24: Genüge leiden, B. — 26–27: gefallen; B b. — 30–31: in dem] zu dem B b K W M.

der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Geweyhe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die nettesten Muscheln für seine Feste. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn, und das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt seyn, als des Schwerdtes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen ästhetischen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt sich der freyere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Nothdurft los, und das Schöne wird für sich allein ein Objekt seines Strebens. Er schmükt sich. Die freye Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnöthige ist bald der beste Theil seiner Freuden.

So wie sich ihm von aussen her, in seiner Wohnung, seinem Haußgeräthe, seiner Bekleidung allmählig die Form nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen, und anfangs bloß den äussern, zuletzt auch den innern Menschen zu verwandeln. Der gesetzlose Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungestalte Geste zu einer anmuthigen harmonischen Gebärdensprache, die verworrenen Laute der Empfindung entfalten sich, fangen an dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen. Wenn das trojanische Heer mit gellendem Geschrey gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranstürmt, so nähert sich das griechische demselben still und mit edlem Schritt. Dort sehen wir bloß den Uebermuth ′ blinder 119 Kräfte, hier den Sieg der Form, und die simple Majestät des Gesetzes.

Eine schönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geschlechter zusammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniß bewahren, das die Begierde nur launisch und wandelbar knüpft. Aus ihren düstern Fesseln entlassen, ergreift das ruhigere Auge die Gestalt, die Seele schaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tausche der Lust wird ein großmüthiger Wechsel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt sich zur Liebe, so wie die Menschheit in ihrem Gegenstand aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verschmäht, um über den Willen einen edleren Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniß zu gefallen unterwirft den Mächtigen des Geschmackes zartem Gericht;

1: Geweihe, B. — 2: Trinkförner B. — 6: Schwertes B. — Schneide] Scheide A (doch als Druckfehler angezeigt). — 9: schmückt Bb. — 12: außen Bb. — 13: Hausgeräthe, Bb. — 15: äußern, Bb. — 19–22: (Vgl. Ilias III, 1–9.) — 32: edelern B.

die Lust kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe seyn. Um diesen höhern Preiß kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erscheinung dem Verstand gegenüber stehn; er muß Freyheit lassen, weil er der Freyheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter lößt, so lößt sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Gesellschaft zu lösen, und nach dem Muster des freyen Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbessert. Den keine Gewalt erschrecken darf, entwaffnet 120
die holde Röthe der Schaam, und Thränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwerdt des Ueberwinders verschont den entwaffneten Feind, und ein gastlicher Heerd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küste, wo ihn sonst nur der Mord empfieng.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt, und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im physischen als im moralischen entbindet.

Wenn in dem *dynamischen* Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem *ethischen* Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt, und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem *ästhetischen* Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Objekt des freyen Spiels gegenüber stehen. *Freyheit zu geben durch Freyheit* ist das Grundgesetz dieses Reichs. Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen streiten. Nicht, weil das eine nachgiebt,

2: Preis B. — 15: Scham, B. — 17: Schwert B. — 18: Herd B. — 19: empfing. B. — 33 bis S. 382, Z. 2: Hier darf — geben.] fehlt B b K W M.

darf das andre mächtig seyn; hier darf es nur Sieger, aber keinen Besiegten geben.

Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur be'zähmt; der ethische Staat kann 121
sie bloß (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfniß den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihm pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle andre Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschliessend entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beyden Naturen dazu zusammen stimmen müssen. Alle andere Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft, weil sie sich ausschliessend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwischen Menschen und Menschen beziehen; nur die schöne Mittheilung vereinigt die Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame aller bezieht. Die Freuden der Sinne geniessen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nähme; wir können also unsre sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß geniessen wir bloß als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen; wir können also unsre Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile anderer nicht so wie aus dem unsrigen ausschliessen können. ' Das Schöne allein geniessen wir als Indivi- 122
duum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräsentanten der Gattung. Das sinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschliessung mit sich führt; es kann diesen Einen auch nur einseitig glücklich

12 und 17: andern W M.

machen, weil die Persönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preiß der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, so lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, so weit der Geschmack regiert, und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, biß wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrscht, und alle Materie aufhört; es erstreckt sich niederwärts, biß wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja selbst auf diesen äussersten Grenzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, läßt sich der Geschmack doch die vollziehende nicht entreissen. Die ungesellige Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen, und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geister auswerfen. Der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel ' des Gemeinsinns heraus, und verwandelt das 123
Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben, und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muß sich binden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfniß, das in seiner nackten Gestalt die Würde freyer Geister beleidigt, seinen mildernden Schleyer aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freyheit. Beflügelt durch ihn entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staube, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Leblosen wie von dem Lebendigen ab. In dem ästhetischen Staate ist alles — auch das dienende Werkzeug ein freyer Bürger,

3: Preis Bb. — 9 und 11: bis Bb. — 12: äußersten Bb.

der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig beugt, muß sie hier um ihre Beystimmung fragen. Hier also in dem Reiche des ästhetischen Scheins wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisiert sehen möchte; und wenn es wahr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten und am vollkommensten reift, so müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben.*

* Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfniß nach existiert er in jeder feingestimmten Seele, der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in 124
einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltste Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freyheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen. — Da es einem guten Staat an einer Constitution nicht fehlen darf, so kann man sie auch von dem ästhetischen fodern. Noch kenne ich keine dergleichen, und ich darf also hoffen, daß ein erster Versuch derselben, den ich dieser Zeitschrift bestimmt habe, mit Nachsicht werde aufgenommen werden.

3: Bestimmung B (1836. 1840). — 5: realisirt B. — 10—17: Existiert — zu zeigen.] (Diese Sätze sind in B b K W M als Text gedruckt.) — 10: Existirt B. — 11: existirt B. — 12: Republik in A B b. — 15: verwickeltsten B b K W M. — 17—21: Da es — aufgenommen werden.] fehlt B b K W M.

XVI.

Ueber Musik.

Die Frage, was in der Musik darstellungswürdig sey, geht eigentlich nicht den Stoff, sondern die Behandlung an. Ueber den Stoff kann dem Musiker so wenig als irgend einem andern Künstler etwas vorgeschrieben werden. Wenn gefragt würde, ob der Künstler den Zorn, die Eifersucht 2c. darstellen könne, so würde es den Stoff betreffen. Ob er aber in der Schilderung des Zornes oder der Eifersucht das Pathos oder das Ethos darzustellen habe, das ist eine Frage, die sich auf die Behandlung bezieht.

Offenbar beruht die Macht der Musik auf ihrem körperlich materiellen Theil. Aber weil in dem Reich der Schönheit alle Macht, insofern sie blind ist, aufgehoben werden soll, so wird die Musik nur ästhetisch durch Form. Die Form aber macht keineswegs, daß sie als Musik wirkt, sondern bloß, daß sie bey ihrer musikalischen Macht ästhetisch wirkt. Ohne Form würde sie über uns blind gebieten; ihre Form rettet unsere Freyheit. Aber die Freyheit macht das ästhetische allein nicht aus, sondern die Freyheit, insofern sie sich im Leiden behauptet. Dieses Leiden wird hier hervorgebracht durch den Ton, dessen Einfluß auf uns und Affinität mit unsern Leidenschaften lediglich auf Naturgesetzen beruht. Im ästhetischen aber sollen zugleich mit Naturgesetzen auch Freyheitsgesetze wirken. Daher die Nothwendigkeit des Charakters in der Musik, wenn sie als schöne Kunst wirken soll.

Nimmst du der Musik alle Form, so verliert sie zwar alle ihre ästhetische, aber nicht alle ihre musikalische Macht.

Nimmst du ihr allen Stoff, und behältst bloß ihren reinen Theil, so verliert sie zugleich ihre ästhetische und ihre musikalische Macht, und wird bloß ein Object des Verstandes. Dieß beweist also, daß auf ihren körperlichen Theil mehr Rücksicht genommen werden muß, als du genommen hast.

Eben so urtheilte auch Humboldt, und Goethe.

Schiller an Körner, 10. März 1795: „Hier hast Du ein Paar Worte über Deinen Aufsatz. Gern hätte ich mich weitläufiger eingelassen, aber es war unmöglich, ohne tief ins Detail zu gehen, welches mir in einer Materie von dieser fremden Natur nicht leicht gewesen wäre." Der Aufsatz Körners war der in den Horen (1795, St. 5, S. 97—121) abgedruckte: „Ueber Charakterdarstellung in der Musik"; die „Paar Worte" Schillers bilden acht Quartseiten, früher im Besitz des Hofraths Dr. Förster, dann des Regierungsraths v. Loeper in Berlin, der auf eine Bitte um Mittheilung für diese Ausgabe nicht geantwortet hat. Die obenstehenden Sätze sind entlehnt aus dem „Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's im Saale der Königlichen Akademie zu Berlin vom 12.—22. November 1859 aufgestellten Bildnisse, Handschriften, Drucke, Musikalien und Erinnerungen. Mit zwei Schrifttafeln. Zweiter Abdruck. Berlin. C. H. Schroeder. (Hermann Kaiser.) Unter den Linden Nr. 23." 8⁰. S. 9. K. G.

XVII.

Von den nothwendigen Grenzen des Schönen

besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten.

Der Misbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft, da, wo sie nur die ausübende Gewalt besitzt, auch die gesetzgebende an sich zu reissen, haben sowohl im Leben als in der Wissenschaft so vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit ist, die Grenzen genau zu bestimmen, die dem Gebrauch schöner Formen gesetzt sind. Diese Grenzen liegen schon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns bloß erinnern, wie der Geschmack seinen Einfluß äusert, um bestimmen zu können, wie weit er denselben erstrecken darf.

Die Wirkungen des Geschmacks überhaupt genommen, sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bündniß zwischen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluß zu gestatten. Giebt es aber Fälle, wo wir, sey es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder sey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem sinnlichen Einfluß frey und als reine Vernunftwesen handeln müssen, wo also das Band zwischen dem ' Geist und der Materie augenblicklich 100

A: Horen 1795, St. 9, S. 99—125. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 2 (1800), S. 355 ff. — b: Dieselben, anderer Druck. — K: Werke 1813. 8, 2, 1 ff. — W: Werke 1844. 10, 255 ff. — M: Werke 1860. 12, 119 ff.

Dieser und der folgende Aufsatz (Nr. XVII und XVIII) sind in B-M als Eine Abhandlung gedruckt unter dem Titel: **Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.** — 4: Mißbrauch B. — 10: wie Bb. — 11: äußert, Bb.

aufgehoben werden muß, da hat der Geschmack seine Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unserer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle giebt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmung vorgeschrieben.

Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu beydem gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geist thut, die Sinne auszuschließen, weil bey allem Erkennen vom Empfinden, und bey allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahirt werden muß.

Wenn wir erkennen, so verhalten wir uns thätig und unsre Aufmerksamkeit ist auf einen Gegenstand, auf ein Verhältniß zwischen Vorstellungen und Vorstellungen gerichtet. Wenn wir empfinden, so verhalten wir uns leidend und unsre Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, was ganz und gar keine Handlung des Geistes ist) ist bloß auf unsern Zustand gerichtet, insoferne derselbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloß empfinden und nicht erkennen, so merken wir dabey auf kein Verhältniß desselben zu andern Objecten, so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht auf andere Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber von demselben erfahren wir eine Veränderung unsers Zustands, davon die Empfindung der Ausdruck ist. Unser Wissen wird also durch Urtheile des Geschmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniß, selbst nicht einmal von der Schönheit wird durch die 101 Empfindung der Schönheit erworben. Wo also Erkenntniß der Zweck ist, da kann uns der Geschmack, wenigstens direkt und unmittelbar keine Dienste leisten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade so lange ausgesetzt, als uns die Schönheit beschäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geschmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer seyn kann, als Erkenntniß hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

5: erwerben, B b. — 6: beyden A B b K, Beidem W M. — 9: abstrahiert B b. — 14: was keine bewußte Handlung B b K W M. — 15: in sofern B b. — 18: Verhältniß derselben A. — Objekten, B b (und so stets: Objekt). — 19: andre B b. — 28: beschäfigt. B.

Zur Ueberzeugung des Verstandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben so wenig beytragen als das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäste, oder die äussere Eleganz eines Menschen zu Beurtheilung seines innern Werths. Aber eben so, wie dort durch die schöne Anordnung der Tafel die Eßlust gereitzt und hier durch das Empfehlende im Aeussern die Aufmerksamkeit auf den Menschen überhaupt geweckt und geschärft wird, so werden wir durch eine reitzende Darstellung der Wahrheit in eine günstige Stimmung gesetzt, ihr unsre Seele zu öfnen, und die Hindernisse in unserm Gemüth werden hinweggeräumt, die sich der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette sonst würden entgegengesetzt haben. Es ist niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verstand, dem der Geschmack beym Erkennen hilft. Der Inhalt muß sich dem Verstand unmittelbar durch sich selbst empfehlen, indem die schöne Form zu der Einbildungskraft spricht, und ihr mit einem Scheine von Freyheit schmeichelt.

Aber selbst diese unschuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die 102
man sich bloß in der *Form* erlaubt, ohne dadurch etwas an dem *Inhalt* zu verändern, ist großen Einschränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig seyn, je nachdem die Art der Erkenntniß, und der Grad der Ueberzeugung ist, die man bey Mittheilung seiner Gedanken beabsichtet.

Es giebt eine *wissenschaftliche* Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine *populäre* Erkenntniß, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Was der letztern oft sehr beförderlich ist, kann der erstern gerade zu widerstreiten.

Da, wo man eine strenge Ueberzeugung aus Principien zu bewirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit bloß *dem Inhalt nach* vorzutragen, sondern auch die *Probe* der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten seyn. Dieß kann aber nichts anders heissen, als, nicht bloß der Inhalt, sondern

[2]: beytragen, B b. — [3]: äußere B b (und so stets: äußerer u. s. w.). — [6]: gereizt B b (und so stets: reizen, Reiz u. s. w.). — [31]: die *Probe* B b. — [33]: heißen B b (und so stets).

auch die Darlegung desselben muß den Denkgesetzen gemäß seyn. Mit derselben strengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstand aneinander schliessen, müssen sie sich auch im Vortrag zusammenfügen, und die Stätigkeit in der Darstellung muß der Stätigkeit in der Idee entsprechen. Nun streitet aber jede Freyheit, die der Imagination bey Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüsse mit Schlüssen zusammenkettet. Die Einbildungskraft strebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anschauungen, d. h. nach gan'zen 103
und durchgängig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abstrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zusammensetzungen Freyheit und erkennt dabey kein andres Gesetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn diese ist der einzige Zusammenhang, der zwischen unsern Vorstellungen übrig bleibt, wenn wir alles, was Begriff ist, was sie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beschäftigt sich der Verstand nur mit Theilvorstellungen oder Begriffen, und sein Bestreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anschauung Merkmale zu unterscheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältnissen verknüpft, die sich nur durch Absonderung entdecken lassen, so kann der Verstand nur in so fern, als er vorher trennte, d. h. nur durch Theilvorstellungen, verbinden. Der Verstand beobachtet in seinen Kombinationen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit, und es ist bloß der stätige Zusammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieser Zusammenhang wird aber jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft ganze Vorstellungen (einzelne Fälle) in diese Kette von Abstraktionen einschaltet, und in die strenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung mischt. * ' Es ist daher unumgänglich nöthig, daß da, 104

* Ein Schriftsteller, dem es um wissenschaftliche Strenge zu thun ist, wird sich deswegen der Beyspiele sehr ungern und sehr sparsam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommner Wahrheit gilt, erleidet in jedem besondern Fall Ein-

3: an einander Bb. — 23: in sofern, Bb. — trennte d. h. A. — 25–26: Gesetzmäßigkeit und A.

wo es um strenge Consequenz im Denken zu thun ist, die Imagination ihren willkührlichen Charakter verläugne, und ihr Bestreben nach möglichster Sinnlichkeit in den Vorstellungen und möglichster Freyheit in Verknüpfung derselben dem Bedürfniß des Verstandes unterordnen und aufopfern lerne. Deswegen muß schon der Vortrag darnach eingerichtet seyn, durch Ausschließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Bestreben der Einbildungskraft niederzuschlagen, und sowohl durch Bestimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungstrieb, als durch Gesetzmässigkeit im Fortschritt ihrer Willkühr in Kombinationen Schranken zu setzen. Freylich wird sie sich nicht ohne Widerstand diesem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbstverläugnung, und auf einen ernstlichen Entschluß des Zuhörers oder Lesers, um der Sache willen, die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich sind.

Wo sich aber ein solcher Entschluß nicht voraussetzen läßt, und
wo man sich keine Hofnung machen kann, daß das Interesse an dem
Inhalt stark genug seyn werde, um zu dieser Anstrengung Muth zu
machen, da wird man ' freylich auf Mittheilung einer wissenschaft- 105
lichen Erkenntniß Verzicht thun müssen, dafür aber, in Ansehung
des Vortrags, etwas mehr Freyheit gewinnen. Man verläßt in diesem
Falle die Form der Wissenschaft, die zuviel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die unabhängig von allem Inhalt sich schon durch sich selbst empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, so muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt sich mit dieser Freyheit. Da der Volksredner oder Volksschriftsteller (eine Benennung, unter der

schränkungen; und da in jedem besondern Fall ' sich Umstände finden, die in Rück- 104
sicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargestellt werden soll, zufällig sind, so ist immer zu fürchten, daß diese zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

2: willkürlichen B (und so stets: Willkür, willkürlich). — 5: Deßwegen B b. — 8: ihrem unruhigem A. — 15: voraussetzen A W M] voraussehen B b K. — 16: Hoffnung B. — 19: aber in A. — 21: zu viel B b. — 24: die, unabhängig B b. — Inhalt, B b.

ich jeden befasse, der nicht ausschliessend an den Gelehrten sich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum spricht, und seine Leser nicht wie der andere auswählt, sondern sie nehmen muß, wie er sie findet, so kann er auch bloß die allgemeinen Bedingungen des Denkens, und bloß die allgemeinen Antriebe zur Aufmerksamkeit, aber noch keine besondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntschaft mit bestimmten Begriffen, noch kein Interesse an bestimmten Gegenständen bey denselben voraussetzen. Er kann es also auch nicht darauf ankommen lassen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit seinen Abstraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wissenschaftliche Vortrag sich einschränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um sicher zu gehen, giebt er daher lieber die Anschauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche sich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verstand seiner Leser, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. 106 Die Einbildungskraft wird also bey dem populären Vortrag schon weit mehr ins Spiel gemischt, aber doch immer nur reproduktif, (empfangene Vorstellungen erneuernd) nicht aber produktif (ihre selbstbildende Kraft beweisend). Jene einzelnen Fälle oder Anschauungen sind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht werden soll, viel zu bestimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergessen könnte, daß sie bloß im Dienst des Verstandes handelt. Der Vortrag hält sich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert sich noch nicht in derselben. Die Darstellung ist also noch immer bloß didaktisch, denn, um schön zu seyn, fehlen ihr noch die zwey vornehmsten Eigenschaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freyheit in der Bewegung.

Frey wird die Darstellung, wenn der Verstand den Zusammenhang der Ideen zwar bestimmt, aber mit so versteckter Gesetzmäsigkeit, daß die Einbildungskraft dabey völlig willkührlich zu verfahren, und bloß dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen scheint. Sinnlich wird die Darstellung, wenn sie das Allgemeine in das Besondere versteckt, und der Phantasie das lebendige Bild (die ganze

1: ausschließend Bb. — 30: Gesetzmäßigkeit, Bb (und so stets).

Vorstellung) hingiebt, wo es bloß um den Begriff (die Theilvorstellung) zu thun ist. Die sinnliche Darstellung ist also, von der Einen Seite betrachtet, *reich*, weil sie da, wo nur *eine* Bestimmung verlangt wird, ein vollständiges Bild, ein Ganzes von Bestimmungen, ein Individuum gibt; sie ist aber von einer andern Seite betrachtet wieder *eingeschränkt* und *arm*, weil sie nur von einem Individuum 107 und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verstehen ist. Sie verkürzt also den Verstand gerade um so viel, als sie der Imagination im Ueberfluß darbietet, denn je vollständiger an Inhalt eine Vorstellung ist, desto kleiner ist ihr Umfang.

Das Interesse der Einbildungskraft ist, ihre Gegenstände nach Willkühr zu wechseln; das Interesse des Verstandes ist, die seinigen mit strenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So sehr diese beyden Interessen mit einander zu streiten scheinen, so giebt es doch zwischen beyden einen Punkt der Vereinigung, und diesen auszufinden, ist das eigentliche Verdienst der schönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen materiellen Theil oder *Körper* haben, und diesen machen die Anschauungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale oder Begriffe absondert; denn so abstrakt wir auch denken mögen, so ist es doch immer zuletzt etwas sinnliches, was unserm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anschauung zu Anschauung überspringen, und sich an keinen andern Zusammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen also die Anschauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, scheinen sie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für sich selbst zu bestehen, verrathen sie die ganze Unordnung einer spielenden und bloß sich selbst gehorchenden Einbildungskraft, so hat die Einkleidung ästhetische Freyheit, und das Bedürfniß der Phantasie ist befriedigt. Eine solche 108 Darstellung, könnte man sagen, ist ein *organisches* Produkt, wo nicht bloß das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die bloß wissenschaftliche Darstellung

5: giebt, Bb. — 27: unter einander Bb. — 30: aesthetische A (und so zuweilen: aesthetisch).

ist ein mechanisches Werk, wo die Theile, leblos für sich selbst, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein künstliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verstande Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geistigen Theil, Bedeutung, haben, und diese erhält sie durch die Begriffe, vermittelst welcher jene Anschauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwischen diesen Begriffen, als dem geistigen Theil der Rede, der genaueste Zusammenhang statt, während daß sich die ihnen korrespondirenden Anschauungen, als der sinnliche Theil der Rede, bloß durch ein willkührliches Spiel der Phantasie zusammen zu finden scheinen, so ist das Problem gelößt, und der Verstand wird durch Gesetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantasie durch Gesetzlosigkeit geschmeichelt wird.

Untersucht man die Zauberkraft der schönen Diktion, so wird man allemal finden, daß sie in einem solchen glücklichen Verhältniß zwischen äusserer Freyheit und innerer Nothwendigkeit enthalten ist. Zu dieser Freyheit der Einbildungskraft trägt die Individualisirung der Gegenstände, und der figürliche oder uneigentliche Ausdruck das meiste bey, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieser, um sie da, wo sie nicht ist, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräsentiren und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darstellen, nehmen wir der Phantasie die 109
Fesseln ab, die der Verstand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, sich schöpferisch zu beweisen. Immer nach Vollständigkeit der Bestimmungen strebend, erhält und gebraucht sie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzustalten, ihm in allen seinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergessen, und sich als eine willkührliche Selbstherrscherinn betragen, weil durch den strengen innern Zusammenhang hinlänglich dafür gesorgt ist, daß sie dem Zügel des Verstandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt diese Freyheit noch weiter, indem er Bilder zusammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verschieden sind, aber sich gemeinschaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil sich

8: Rede der A B b. — 11: gelöst, B b. — 26—27: umzugestalten, K W M. Belege für 'umstalten' in den Wörterbüchern von W. Hoffmann und Sanders.)

nun die Phantasie an den Inhalt, der Verstand hingegen an jenen höhern Begriff hält, so macht die erstere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenste Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln sich nach dem *Gesetz der Nothwendigkeit*, aber nach dem *Gesetz der Freyheit* gehen sie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derselbe, nur wechselt das Medium, das ihn darstellt. So erschafft sich der beredte Schriftsteller aus der Anarchie selbst die herrlichste Ordnung, und errichtet auf einem immer wechselnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfließt, ein festes Gebäude.

Stellt man zwischen der wissenschaftlichen, der populären und der schönen Diktion eine Vergleichung an, so zeigt sich, daß alle drey zwar den Gedanken, um den es zu thun ist, der Materie nach, 110 gleich getreu überliefern, und uns also alle drey zu einer Erkenntniß verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieser Erkenntniß bey einer jeden merklich verschieden sind. Der schöne Schriftsteller stellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als *möglich* und als *wünschenswürdig* vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derselben überzeugen könnte; denn sein Gedanke kündigt sich bloß als eine willkührliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für sich allein nie im Stand ist, die Realität ihrer Vorstellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftsteller erweckt uns den Glauben, daß es sich *wirklich* so verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht absolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren was *ist*, aber niemals was *seyn muß*. Der philosophische Schriftsteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er erweißt aus unbezweifelten Gründen, daß es sich *nothwendig* so verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundsätzen ausgehet, so wird es nicht schwer seyn, einer jeden von diesen drey verschiedenen Formen der Diktion ihre schickliche Stelle anzuweisen. Im Ganzen genommen wird sich als Regel annehmen lassen, daß da, wo nicht bloß an dem Resultat, sondern zugleich an den Beweisen liegt, die wissenschaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Resultat

11: man] nun B. — 26: lehren, B b. — niemals, B b. — 27: erweist B b. — 32: wo es nicht B b K W M.

zu thun ist, die populäre und schöne Schreibart den Vorzug verdienen. *Wann* aber der populäre Ausdruck in den *schönen* übergehen darf, das entscheidet der größere oder geringere Grad des Interesse, 111
den man vorauszusetzen und zu bewirken hat.

Der reine wissenschaftliche Ausdruck setzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philosophischer oder populärer ist) in den *Besitz* einer Erkenntniß; der schöne Ausdruck *leiht* uns dieselbe bloß zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erste giebt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit samt der Wurzel, aber freylich müssen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der schöne Ausdruck bricht uns bloß die Blüthen und Früchte davon ab, aber der Baum, der sie trug, wird nicht unser, und wenn jene verwelkt und genossen sind, ist unser Reichthum verschwunden. So widersinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum selbst in seinen Garten verpflanzt haben will, eben so ungereimt würde es seyn, dem, welchem gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüstet, den Baum selbst mit seinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergiebt sich von selbst, und ich bemerke blos, daß der schöne Ausdruck eben so wenig für den Lehrstuhl, als der schulgerechte für den schönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende sammelt für spätere Zwecke, und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu sorgen hat, ihn zum *völligen Eigenthümer der Kenntnisse* zu machen, die er ihm beybringt. Nichts aber ist unser, als was dem Verstand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen schnellen Gebrauch, und hat ein gegenwärtiges Bedürfniß seines Publikums zu befrie- 112
digen. Sein Interesse ist es also, die Kenntnisse, welche er ausstreut, so schnell, als er immer kann, *praktisch* zu machen, und dies erreicht er am sichersten, wenn er sie dem *Sinn* übergiebt, und für die *Empfindung* zubereitet. Der Lehrer, der sein Publikum bloß auf Bedingungen übernimmt, und berechtigt ist, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfodert wird, schon bey demselben vorauszusetzen, richtet sich bloß nach dem *Object* seines

9: sammt B. — 19: bloß, Bb (und so stets). — 24: Kentnisse A. — 33: erfordert B K W M (nnd so stets: fordern, Forderung u. s. w.).

Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit seinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erst zu seinem Vortheil gewinnen muß, sich zugleich nach den Subjecten zu richten hat, an die er sich wendet. Jener, dessen Publikum schon da war, und wieder kommt, braucht bloß Bruchstücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erst ein Ganzes ausmachen; dieser, dessen Publikum ohne Aufhören wechselt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß sein Geschäft bey jedem Vortrag vollenden, jede seiner Aufführungen muß ein Ganzes für sich seyn, und ihren vollständigen Aufschluß enthalten.

Daher ist es kein Wunder, wenn ein noch so gründlicher dogmatischer Vortrag in der Konversazion und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch so geistvoller schöner Vortrag auf dem Lehrstuhl keine Früchte trägt — wenn die schöne Welt Schriften ungelesen läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignoriert, die eine Schule der Weltleute sind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verschlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es bestimmt ist, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt kön'nen beide vollkommen gleich seyn, aber es hiesse 113 etwas unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anstrengt, zugleich dem blossen Schöngeist zum leichten Spiele dienen sollte.

Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worinn wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind. Ich rede hier ganz und gar nicht von solchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden ist, sondern von wirklich vortreflichen Schriften, die die schärfste Sachprobe aushalten, aber diese Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es ist wahr, man erreicht mit solchen Schriften den Zweck, gelesen zu werden, aber immer auf Unkosten des wichtigeren Zweckes, warum man gelesen werden will. Der Verstand wird bey dieser Lectüre immer nur in seiner Zusammenstimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt also nie die Form von dem Stoffe

[3]: Subjekten B b (und so stets: Subjekt). — [5]: wiederkommt, B b. — [16]: ignorirt, B b. — [19]: beyde B b. — [19]: hieße B b. — [20]: Unmögliches B. — [21]: bloßen B b (und so stets: bloßer u. s. w.). — [23]: worin B (und so stets). — [26]: vortrefflichen B. — [31]: Lectüre, A B b.

scheiden, und als ein reines Vermögen handeln. Und doch ist schon die blosse Uebung des Verstandes ein Hauptmoment bey dem Jugendunterricht, und an dem Denken selbst liegt in den meisten Fällen mehr, als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geschäft gut besorgt werde, so mag man sich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geist schon durch die Form der Behandlung in Spannung gesetzt und mit einer gewissen Gewalt von der Passivität zur Thätigkeit fortgestossen werden. Der Lehrer soll seinem Schüler die strenge Gesetzmässigkeit der Methode keineswegs verbergen, sondern ihn vielmehr darauf aufmerksam, und wo möglich darnach begierig machen. Der Studierende soll lernen, einen Zweck ver'folgen, und um des Zwecks willen auch ein beschwerliches Mittel 114
sich gefallen lassen. Frühe schon soll er nach der edlern Lust streben, welche der Preiß der Anstrengung ist. Bey dem wissenschaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewiesen, bey dem schönen werden sie ins Interesse gezogen. Was wird die Folge davon seyn? Man verschlingt eine solche Schrift, eine solche Unterhaltung mit Antheil, aber, wird man um die Resultate befragt, so ist man kaum im Stande, davon Rechenschaft zu geben. Und sehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Massen in die Seele, und der Verstand erkennt nur, wo er unterscheidet; das Gemüth verhielt sich während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geist besitzt nichts, als was er thut.

Dieß gilt übrigens bloß von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Nothwendigkeit; nur muß diese Bestimmtheit sich eher finden lassen, als gewaltsam hervordrängen. Die höchste Gesetzmässigkeit muß da seyn, aber sie muß als Natur erscheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstand vollkommen Genüge thun, sobald es studiert wird, aber eben weil es wahrhaft schön ist, so dringt es seine Gesetzmässigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den Verstand ins besondere, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmonierenden Ganzen des Menschen, als Natur zur Natur.

8: fortgestoßen B b. — 11: Studirende B b. — 14: Preis B b. — 21: sich, A B b. — 22: that. B. — 30: studirt B b. — 32: insbesondere, B b. — 33: harmonirenden B b.

Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig bestimmt; gerade dasjenige, worinn der Triumph der Darstellung besteht, die vollkommene Auflösung der Theile in einem reinen ′ Ganzen beleidigt ihn, weil er nur zu unterscheiden versteht und nur 115
für das Einzelne Sinn hat. Zwar soll bey philosophischen Darstellungen der Verstand, als Unterscheidungsvermögen, befriediget werden, es sollen einzelne Resultate für ihn daraus hervorgehen; dieß ist der Zweck, der auf keine Weise hintangesetzt werden darf. Wenn aber der Schriftsteller durch die strengste innere Bestimmtheit dafür gesorgt hat, daß der Verstand diese Resultate nothwendig finden muß, sobald er sich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch seine Natur (die immer als harmonische Einheit wirkt, und wo sie durch das Geschäft der Abstraktion diese Einheit verloren, solche schnell wieder herstellt) wenn er das Getrennte wieder verbindet, und durch die vereinigte Auffoderung der sinnlichen und geistigen Kräfte immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter geschrieben, als er dem Höchsten näher gekommen ist. Der gemeine Beurtheiler freylich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche selbst nur die Pfeiler suchen würde, welche dieses künstliche Firmament unterstützen, dieser wird es ihm wenig Dank wissen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein solcher muß ihn freylich erst übersetzen, wenn er ihn verstehen will, so wie der blosse nackte Verstand, entblößt von allem Darstellungsvermögen, das Schöne und Harmonische in der Natur wie in der Kunst erst in seine Sprache umsetzen und auseinander legen, kurz, so wie der Schüler, um zu lesen, erst buchstabieren muß. Aber von der Beschränktheit und Bedürftigkeit seiner Leser empfängt der darstellende Schriftsteller niemals das Gesetz. Dem Ideal, das er in sich selbst trägt, ′ geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa 116
folgt und wer zurück bleibt. Es werden viele zurück bleiben; denn so selten es schon ist, auch nur denkende Leser zu finden, so ist es doch noch unendlich seltener, solche anzutreffen, welche darstellend denken können. Ein solcher Schriftsteller wird es also der Natur

3: Auflöſſung A. — 27: buchſtabiren Bb. — 31: zurückbleibt. Bb. — zurückbleiben; Bb. — 32: unr (ſtatt: nur) B.

der Sache nach sowohl mit denjenigen verderben, welche nur anschauen und nur empfinden; denn er legt ihnen die saure Arbeit des Denkens auf: als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fodert von ihnen, was für sie schlechthin unmöglich ist, lebendig zu bilden. Weil aber beyde nur sehr unvollkommene Repräsentanten gemeiner und ächter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beyden Geschäfte fodert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr bestätigen ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er suchte. Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Schreibart lebendig; beyde billigen also, was sie fassen, und vermissen nur, was ihr Vermögen übersteigt.

Ein solcher Schriftsteller ist aber aus eben diesem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwissenden mit dem Gegenstande, den er behandelt, bekannt zu machen, oder im eigentlichsten Sinne des Worts, zu lehren. Dazu ist er glücklicher weise auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjecten fehlen wird. Der Lehrer in strengster Bedeutung muß sich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Voraussetzung des Unvermögens aus, da hingegen jener von seinem Leser oder Zuhörer schon eine gewisse Integrität und Ausbildung fodert. Dafür schränkt sich aber seine Wirkung auch nicht darauf ein, bloß todte Begriffe mitzutheilen, er 117 ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtiget sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniß nachtheilig befunden wurde, bey dem eigentlichen Lernen den Foderungen des Geschmacks Raum zu geben, so wird dadurch keineswegs behauptet, daß die Bildung dieses Vermögens bey dem Studirenden zu frühzeitig sey. Ganz im Gegentheil soll man ihn aufmuntern und veranlassen, Kenntnisse, die er sich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darstellung mitzutheilen. Sobald das erstere

5–6: gemeiner] (Hoffmeister, Schillers Leben 3, 1225 will: edler; doch unnöthig, da „gemeiner Menschheit“ in der Bedeutung „allgemeiner Menschheit“ zu nehmen ist; die Menschheit in ihrer Allgemeinheit muß immer die „ächte“ sein. K. G.) — 10: fassen A B b. — 12: Grunde, B b. — 15: glücklicherweise B b. — 17: Bedeutung, A B b. — 26: Lernen, A B b.

nur beobachtet worden ist, kann das zweite keine andere als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Wahrheit schon in hohem Grad mächtig seyn, um ohne Gefahr die Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde; man muß einen grossen Verstand besitzen, um selbst in dem freyen Spiele der Imagination sein Object nicht zu verlieren. Wer mir seine Kenntnisse in Schulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, daß er sie richtig faßte, und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande ist, sie in einer schönen Form mitzutheilen, der beweißt nicht nur, daß er dazu gemacht ist, sie zu erweitern, er beweißt auch, daß er sie in seine Natur aufgenommen und in seinen Handlungen darzustellen fähig ist. Es giebt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts als was in uns selbst schon lebendige That ist, kann es ausser uns werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen; nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

118 Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschauungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie sie demonstrierte, und wie kraftlos öfters die demonstriertesten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, diesen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntnisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur auf diese Art ist man im Stande, an den Schätzen der Weißheit auch diejenigen Antheil nehmen zu lassen, denen schon ihre Natur untersagte, den unnatürlichen Weg der Wissenschaft zu wandeln. Die Schönheit leistet hier in Rücksicht auf die Einsicht eben das, was sie im moralischen, in Rücksicht auf die Handlungsweise leistet; sie vereinigt die Menschen in den Resultaten und in der Materie, die sich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andre Geschlecht kann und darf, seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach, mit dem Männlichen nie die Wissenschaft, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit dem-

4: großen Bb (und so stets: großer u. s. w). — 6: schulgerechter Bb. — 9 u. 10: beweist Bb. — 14: außer Bb. — 19: demonstrirte, Bb. — demonstrirtesten Bb. — 24: Weisheit Bb. — 26–27: auf die Erkenntniß Bb K W M.

selben die Wahrheit theilen. Der Mann läßt es sich noch wohl gefallen, daß sein Geschmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verstand entschädigt. Gewöhnlich ist es ihm nur desto lieber, je härter die Bestimmtheit hervortritt, und je reiner sich das innere Wesen von der Erscheinung absondert. Aber das Weib vergiebt dem reichsten Inhalt die vernachläßigte Form nicht, und der ganze innre Bau seines Wesens giebt ihm ein Recht zu dieser strengen Foderung. Dieses Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen das ʼ schöne Geschlecht heissen 119
müßte, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was diese entweder beleidigt, oder leer läßt, ist für dasselbe verloren. Freylich kann ihm in diesem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst überliefert werden, die von ihrem Beweiß unzertrennlich ist. Aber glücklicher Weise braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um seine höchste Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erschienenen Ausnahmen können den Wunsch nicht erregen, daß sie zur Regel werden möchten.

Das Geschäft also, welches die Natur dem andern Geschlecht nicht bloß nachließ, sondern verbot, muß der Mann doppelt auf sich nehmen, wenn er anders dem Weibe in diesem wichtigen Punkt des Daseyns auf gleicher Stuffe begegnen will. Er wird also so viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abstraktion, wo Er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen suchen, wo das Weib zugleich Muster und Richterinn ist. Er wird, da er in dem weiblichen Geiste keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, so viele Blüthen und Früchte, als immer möglich ist, auf seinem eigenen Feld zu erzielen suchen, um den schnell verwelkenden Vorrath auf dem andern desto öfter erneuern, und da, wo keine natürliche Aerndte reift, eine künstliche unterhalten zu können. Der Geschmack verbessert — oder verbirgt — den natürlichen Geistesunterschied beider Geschlechter, er nährt und schmückt den weiblichen Geist mit den Produkten des männlichen, und läßt das reitzende

6: vernachlässigte B. — 9: deswegen, A. — 11–12: und was nicht zu dieser spricht oder sie gar beleidigt, ist B b K W M. — 14: Beweis B b. — 15: glücklicherweise B b. — 22: Stufe B. — 25: Richterin B. — 30: Aernte B b. — 32: beyder B b.

Geschlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und geniessen, wo es nicht gearbeitet hat.

ʹ Dem Geschmack ist also, unter den Einschränkungen, deren ich 120
bisher erwähnte, bey Mittheilung der Erkenntniß zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich nicht an dem Inhalt vergreife. Er soll nie vergessen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht seine eignen Geschäfte führt. Sein ganzer Antheil soll darauf eingeschränkt seyn, das Gemüth in eine der Erkenntniß günstige Stimmung zu versetzen; aber in allem dem, was die Sache betrift, soll er sich durchaus keiner Autorität anmaßen.

Wenn er das letztere thut — wenn er sein Gesetz, welches kein anders ist, als der Einbildungskraft gefällig zu seyn, und in der Betrachtung zu vergnügen, zum obersten erhebt — wenn er dieses Gesetz nicht bloß auf die Behandlung, sondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maßgabe desselben die Materialien nicht bloß ordnet, sondern wählt, so überschreitet er nicht nur, sondern veruntreut seinen Auftrag, und verfälscht das Objekt, das er uns treu überliefern sollte. Nach dem, was die Dinge sind, wird jetzt nicht mehr gefragt, sondern wie sie sich am besten den Sinnen empfehlen. Die strenge Consequenz der Gedanken, welche bloß hätte verborgen werden sollen, wird als eine lästige Fessel weggeworfen, die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Wesen dem äussern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt sich nach der Form richten muß, da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und anstatt sein Wissen vermehrt zu haben, hat man blos ein unterhaltendes Spiel getrieben.

ʹ Schriftsteller, welche mehr Witz als Verstand und mehr Ge- 121
schmack als Wissenschaft besitzen, machen sich dieser Betrügerey nur allzuoft schuldig, und Leser, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt sind, zeigen sich nur zu bereitwillig, sie zu verzeihen. Ueberhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt, und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur

1: genießen, Bb. — 10: betrifft, B. — 30: allzu oft Bb.

immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung.

Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bey solchen Ständen und in solchen Zirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Zirkel der *Grazien* einzuführen, ehe die *Musen* ihn als mündig entlassen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äussere Vollendung giebt, den unreifen zum Gecken macht.* Stoff ohne Form ist freylich nur ein halber Besitz, denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, 122 der ihnen keine Gestalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen ist gar nur der Schatte eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn also die schöne Kultur nicht auf diesen Abweg führen soll, so muß der Geschmack nur die äussere Gestalt, Vernunft und Er= 123

* Herr Garve hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung *Bürgerlicher und Adelicher Sitten* im I Theil seiner Versuche ꝛc. (einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, daß sie in Jedermanns Händen seyn werde) unter den Prärogativen des adelichen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz desselben zu dem Umgange mit der grossen Welt angeführt, von welchem der Bürgerliche schon durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob aber dieses Vorrecht, welches in Absicht 122 auf die äussere und ästhetische Bildung unstreitig als ein Vortheil zu betrachten ist, auch in Absicht auf die innere Bildung des adelichen Jünglings, und also auf das Ganze seiner Erziehung, noch ein Gewinn heissen könne, darüber hat uns Herr Garve seine Meinung nicht gesagt, und ich zweifle, ob er eine solche Behauptung würde rechtfertigen können. Soviel auch auf diesem Wege an Form zu gewinnen ist, soviel muß dadurch an Materie versäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter sich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, so dürfte der Bürger den Edelmann um dieses Prärogativ nicht sehr beneiden. Wenn es freylich auch fernerhin bey der Einrichtung bleiben soll, daß der Bürgerliche *arbeitet*, und der Adeliche *repräsentirt*, so kann man kein passenderes Mittel dazu wählen, als gerade diesen Unterschied in der Erziehung, aber ich zweifle, ob der Adeliche sich eine solche Theilung immer gefallen lassen wird.

15: Schatten K. — 16: denjenigen A. (Vielleicht kein Druckfehler. Vgl. Th. III, 390, 8 und Th. V, Bd. I, 52, V. 1116 und s. meine Anmerkung zu Hans Sachs Dialogen 52, 36 und Sanders Wörterb. I, 736 a.) — 30: So viel B b.

fahrung aber das innere Wesen bestimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchsten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, so tritt der Mensch niemals aus der Dienstbarkeit der Materie, so wird es niemals Licht in seinem Geist, kurz so verliert er eben so viel an Freyheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zuviel verstattet.

Das Schöne thut seine Wirkung schon bey der blossen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also blos seinen Schönheitssinn übte, der begnügt sich auch da, wo schlechterdings Studium nöthig ist, mit der superfiziellen Betrachtung, und will auch da blos verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfordert wird. Durch die blosse Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Grosses leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden, und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beyde nur für das Wohlgefallen bey der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reitzendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergötzen.

Dieses scheint mir auch der untrügliche Probierstein zu seyn, woran man den blossen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reitz des Grossen und Schönen, das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen, und auszugiessen in Gestalten oder Tönen, was ' in ihm lebendig wurde. In seinem [124] Kopf arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Uebersinnliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gauckelwerk der schwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem

10: superficiellen B b. — 11: erfodert b. — 13: größes B b. — 21: Schönen; A B b. — 22: Feuer womit A b. — entzündet und A B b. — 24: auszugießen B b. — 32: Gaukelwerk B b.

Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studiert, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomikers, *steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn,* und frägt bey der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter gebohren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmackes, und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohlbekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Grosse erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur blos zum ′ Dilettanten gestempelt, so erkältet die Schwierigkeit 125
seinen kraftlosen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwieß, oder, wenn er es nicht ist, verkleinert er das grosse Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stand ist, seine Fähigkeit nach dem grossen Maaßstab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, daß es bey dem glühendsten Gefühl für das Ganze Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem blossen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beym Hervorbringen so bequem haben, als bey der Betrachtung.

4: studirt, B b. — 6: fragt K W. — 9: geboren B b. — 12: Disciplin B b. — 15: erwächst, B b. — 20: anwies, B b. — 22: Stande B b. — 25: Ganze, B b.

XVIII.

Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten. 31

In einem der vorigen Aufsätze* ist von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen Foderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen. Von weit grösserer Bedeutung aber sind eben diese Anmaßungen des Geschmackes, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben; denn es ist doch etwas ganz anders, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unsers Wissens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt, und uns Pflichten verletzen macht. Belletristische Willkührlichkeit im Denken ist freilich etwas sehr Uebles, und muß den Verstand verfinstern; aber eben diese Willkührlichkeit auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas Böses, und muß unausbleiblich das Herz verderben. Und zu diesem gefahrvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühl ausschliessend anvertraut, und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.

Die moralische Bestimmung des Menschen fodert völlige Unab- 32
hängigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das

* Ueber die nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten. Neuntes Stück der Horen.

A: Horen 1795, St. 11, S. 31—40. In B b K W M mit dem vorhergehenden Aufsatze zu Einer Abhandlung verbunden, wobei die Ueberschrift weggefallen. [3]: Bisher ist von den Nachtheilen B b K W M. — [7]: größerer B b. — [9]: anderes, B. — [12]: freylich B b. — [14]: nnd B b. — [16]: den] dem B. — [22–23]: fehlt B b K W M.

Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden sich veredeln, und mit den Foderungen der Vernunft übereinstimmender werden, aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehen.

Dafür nehmlich, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft *auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesetzen richtet*, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, *in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten*, und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angesehen, der den Einen Theil nur so lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die *zufällige* Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als *nothwendige* Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Karakter nach und nach in diese Verderbniß gerathe, läßt sich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Mensch noch ein Wilder ist, seine Triebe blos auf materielle Gegenstände gehen, und ein Ego'ism von der gröbern Art 33 seine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre *blinde Stärke* der Moralität gefährlich seyn, und sich den Vorschriften der Vernunft blos als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mässigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde überschrien. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste dem schwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig sind. Er ist ein wüthendes Thier gegen andre, weil ihn selbst der Naturtrieb noch thierisch beherrscht.

Vertauscht er aber diesen wilden Naturstand mit dem Zustande der Verfeinerung, veredelt der Geschmack seine Triebe, weis't so er denselben würdigere Objekte in der moralischen Welt an, mässigt er ihre

[5]: bey B b (und so stets). — [6]: *freyen* B b. — [8] u. [11]: Beystimmung B b. — [14]: bindet; A. — [15]: *Die* B b. — [18]: Charakter B b (und so stets). — [25]: Mäßigung B. — [32]: weist B b. — so] fehlt B b K W M. — [33]: mäßigt B b.

rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, so kann es geschehen, daß eben diese Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anschein von Würde und durch eine angemaßte Autorität der Sittlichkeit des Karakters noch weit gefährlicher werden, und unter der Maske von Unschuld, Adel und Reinigkeit eine weit schlimmere Tyranney gegen den Willen ausüben.

Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joch des Instinkts. Er unterwirft seinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und versteht sich dazu, die Objekte seiner Begierden sich von dem denkenden Geist bestimmen zu lassen. Je öfter nun der Fall sich erneuert, daß das moralische und das ästhetische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in ′ demselben Objekte 34 zusammentreffen und in demselben Ausspruche sich begegnen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so sehr vergeistigten Trieb für einen der Ihrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden ist, daß Neigung und Pflicht in demselben Objekt des Begehrens zusammentreffen, so kann diese Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen positiven Schaden anrichten, obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört, oder wenn sich dieser zu einem Objekt hingezogen sieht, das die Vernunft, als moralische Richterinn, zu verwerfen gezwungen ist.

Jetzt nemlich tritt auf einmal die Nothwendigkeit ein, die Ansprüche des moralischen und ästhetischen Sinnes, die ein so langes Einverständniß beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu setzen, ihre gegenseitige Befugnisse zu bestimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine so ununterbrochene Repräsentation hat ihn in Vergessenheit gebracht, und die lange Observanz, den Eingebungen des Geschmacks unmittelbar zu gehorchen,

7: freywillig B b. — 21: Handlungen, A B b. — 26: Richterin, B. — 27: nehmlich B b. — 29: beynahe B b (und so stets). — 30: gegenseitigen B b K W M.

und sich dabei wohl zu befinden, mußte diesem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der *Untadelhaftigkeit*, womit der Geschmack seine Aufsicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man seinen Aussprüchen nicht eine gewisse *Ach'tung* 35 zugestand, und diese Achtung ist es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewissenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Gesetz und was demselben entspricht kann empfunden werden. Was Achtung fodern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anspruch. Die veredelte Neigung, welche sich Achtung zu erschleichen gewußt hat, will also der Vernunft nicht mehr *untergeordnet*, sie will ihr *beigeordnet* seyn. Sie will für keinen treubrüchigen Unterthan gelten, der sich gegen seinen Oberherrn auflehnt; sie will als eine Majestät angesehen seyn, und mit der Vernunft, als sittliche Gesetzgeberinn, wie Gleich mit Gleichem handeln. Die Wagschaalen stehen also, wie sie vorgiebt, dem Rechte nach gleich, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, daß das Interesse den Ausschlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen, und das Eigenthum feiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühl so sehr, als der veredelte Affekt der *Liebe*, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiß sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt, und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der 'schwachen Menschheit umsonst würde ab- 36 gefodert haben. Wer sollte wohl einem Affekte mistrauen, der das Vortrefliche in der menschlichen Natur so kräftig in Schutz nimmt, und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, so siegreich bestreitet?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht

1: dabey B b. — 8: entspricht, B b. — 11: *beyegeordnet* B, *beygeordnet* b. — 14: Gesetzgeberin, B. — 15: Waagschalen B b. — 25: Grundsatze A.

schon durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, daß der geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß er um unsertwillen unglücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dieses der uneigennützige, großmüthige, seinem Gegenstand ganz dahin gegebene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst vergessende Affekt? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heißt das *lieben*, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt, als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen als es durch die Vorwürfe unsers Gewissens selbst seyn wollen?“ So sophistisch weiß dieser Affekt die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, *als eine Anregung der Selbstliebe* verächtlich zu machen, und unsre sittliche Würde *als ein Bestandstück unsrer Glückseligkeit* vorzustellen, welche zu veräussern in unsrer Willkühr steht. Ist unser Karakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltierten Einbildungskraft, und über unsre Selbstliebe einen glorreichen ′ Sieg zu erfechten glauben, indem wir, 37
gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer sind. In dem bekannten französischen Roman *Liaisons dangereuses* findet man ein sehr treffendes Beispiel dieses Betruges, den die Liebe einer sonst reinen und schönen Seele spielt. Die Präsidentinn von *Tourvel* ist aus Ueberraschung gefallen, und nun sucht sie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß sie ihre Tugend der Grosmuth geopfert habe.

Die sogenannten unvollkommenen Pflichten sind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht selten gegen die vollkommenen behauptet. Da sie der Willkühr des Subjekts weit mehr anheim stellen, und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit von sich werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmack ungleich mehr,

13: sehen, B. — 18: veräußern B b. — 20: exaltirten B b. — 23: Roman: B. — 24: Beyspiel B b. — 25: Präsidentin B. — 27: Großmuth B b. — 31: Subjektes B.

als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu seyn, um großmüthig seyn zu können! Wie viele giebt es nicht, die um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die sich eher eine Unwahrheit als eine Indelikatesse, eher eine Verletzung der Menschlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verstand auszuschmücken, ihren Karakter erniedrigen. Wie viele giebt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende 38
Preiß zu geben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu bevestigen. Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden giebt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Natursohn, eben durch seine Rohheit, gesichert ist. Bei dem letztern ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, so abstechend und so grell, und seine Begierden haben so wenig geistiges, daß sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch beherrschen, doch nie bei ihm in Ansehen setzen können. Reitzt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, so kann er der Versuchung zwar unterliegen, aber er wird sich nicht verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft sogar in demselben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorschrift entgegenhandelt. Der verfeinerte Zögling der Kunst hingegen will es nicht Wort haben, daß er fällt, und um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne da-

3: nicht die A b. — 12: Gräuel B. — verfolgen. B. — 15: Preis B b. — 16: befestigen. B. — 23: Rohheit gesichert A. — 27: nie bei bey ihm B.

durch in seiner eigenen Achtung zu sinken. Wie bewerkstelligt er nun dieses? Er stürzt die höhere Autorität vorher um, die seiner Neigung entgegensteht, und ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugniß des Gesetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verkehrter Wille ʹ den Verstand so verkehren könne? Alle Würde, auf 39
welche eine Neigung Anspruch machen kann, hat sie blos ihrer Uebereinstimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun ist sie so verblendet als dreist, auch bei ihrem Widerstreit mit der Vernunft sich dieser Würde anzumaßen, ja sich derselben sogar gegen das Ansehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Karakters ausschlagen, wenn zwischen den sinnlichen und den sittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig seyn können, eine zu innige Gemeinschaft herrscht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bei dieser Gemeinschaft nichts, da sie nichts besitzt, was sie nicht hingeben müßte, sobald die Pflicht spricht, und die Vernunft das Opfer fodert. Für die Vernunft aber, als sittliche Gesetzgeberin, wird desto mehr gewagt, wenn sie sich von der Neigung *schenken* läßt, was sie ihr *abfodern* könnte; denn unter dem Schein von *Freiwilligkeit* kann sich leicht das Gefühl der *Verbindlichkeit* verlieren, und ein Geschenk läßt sich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leistung beschwerlich fallen sollte. Ungleich sicherer ist es also für die Moralität des Karakters, wenn die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentweise aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters *unmittelbar* gebietet, und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeigt.

Man sagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der ʹ Tugend werde. Glückselig nenne 40
ich den, der um zu geniessen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer *antizipiren*, und keine Versuchung zum Bruch des

17: Gesetzgeberinn, b. — 20: *Freywilligkeit* Vb. — 30: geniessen nicht A, genießen, nicht Vb.

Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitssinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

7: Freyheit B b.

XIX.

Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten. 78

Der Verfasser des Aufsatzes über die Gefahr ästhetischer Sitten, im eilften Stücke der Horen des vergangenen Jahrs, hat eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen, welche bloß allein auf Schönheitsgefühle gegründet wird und den Geschmack allein zu ihrem Gewährsmann hat. Aber auf das moralische Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichsten Einfluß, und von diesem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geschmack das Verdienst zuschriebe, zur Beförderung der Sittlichkeit beyzutragen, so kann meine Meinung gar nicht seyn, daß der Antheil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Versuche zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der innern und moralischen Frei'heit ganz 79
derselbe Fall, wie mit dem äußern physischen; frey in dem letztern Sinn handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluß, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit meinem eignen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt

A: Horen 1796, St. 3, S. 78—91. — K: Werke 1813. 8, 2, 195 ff. — W: Werke 1844. 10, 369 ff. — M: Werke 1860. 12, 250 ff.

3: aesthetischer A (und so ferner bald mit ä, bald mit ae). — 4: des Jahrs 1795, K W M. — 10: zuschreibe, W, zuschrieb, M. — 19: mit der äußern K W M. ('physischen' ist substantivisch gebrauchtes Neutrum, nicht Adjectiv zu Freiheit.)

einem von mir verschiedenen Grund zu danken haben, sobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hätte einschränken können. Eben so kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, daß ein Mensch von einem andern Freiheit *erhalte*, obgleich die Freiheit selbst darinn besteht, daß man überhoben ist, sich nach Andern zu richten; eben so gut kann man sagen, daß der Geschmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabey keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deßwegen gar nicht auf, frey zu heißen, weil glücklicherweise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können; sobald wir nur wissen, daß der Handlende dabey bloß seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Eben so verliert eine innere Handlung deßwegen das Prädikat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicherweise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können; sobald wir nur annehmen, daß der Handlende dabey bloß dem Ausspruch seiner Vernunft, 80 mit Ausschließung fremder Triebfedern folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem *unmittelbaren Ursprung aus dem Willen der Person*; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der *unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft*.

Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freye Menschen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte stoßen, die unsrer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müssen. In so fern gibt es Grade der Freiheit. Unsere Freiheit ist größer, sichtbarer wenigstens, wenn wir sie bey noch so heftigem Widerstand feindseliger Kräfte behaupten, aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich ins Mittel schlägt, und diesen Widerstand ohne unser Zuthun vernichtet.

Eben so mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger

1: einem K W M] einen A.

Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem
sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten und
die wir abweisen müssen. In so fern gibt es Grade der Moralität.
Unsere Moralität ist größer, hervorstechender wenigstens, wenn wir
bey noch so großen Antrieben zum Gegentheil unmittelbar der Ver-
nunft gehorchen; aber sie hört deßwegen nicht auf, wenn sich keine
Anreitzung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas anders, als unsre
Willenskraft, diese Anreitzung entkräftet. Genug, wir handeln sitt-
lich'gut, so bald wir nur darum so handeln, weil es sittlich ist, und 81
ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist; gesetzt auch, es
wäre eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln wür-
den, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein
Mensch so tief sinken kann, um das Böse bloß deßwegen, weil es
böse ist, vorzuziehen; sondern daß jeder, ohne Unterschied das Gute
vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise
das Angenehme ausschlöße, oder das Unangenehme nach sich zöge.
Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Collision
des Guten mit dem Angenehmen, oder was auf eins hinaus läuft,
der Begierde mit der Vernunft zu entspringen und einer Seits die
Stärke der sinnlichen Antriebe, anderer Seits die Schwäche der
moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann also auf zweierlei Weise befördert werden, wie
sie auf zweierlei Weise gehindert wird. Entweder man muß die Parthey
der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine
Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der
Versuchung brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der
schwächere gute Wille ihnen noch überlegen seyen.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die
Moralität selbst nichts gewönne, weil mit dem Willen, dessen Be-
schaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Verän-
derung dabey vorgeht. ' Das ist aber auch in dem angenommenen 82
Fall gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen, der ver-

4: hervorstechender K W M] hervorstehender A. — 6: wenn sich] wenn sie K. —
9: ist und A. — 10: fragen, ob K W M] fragen, als ob A.

ändert werden mußte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Weg doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn stärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden. Ich trage also kein Bedenken, den Satz aufzustellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt, und sobald die Vernunft etwas ihm anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht, und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruch zu befinden.

Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz und will sein Object durch den Willen realisirt haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unserer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unserer sittlichen Bestimmung im Streite, und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen ′ es zugleich an mora- 83
lischer und an ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln bloß, wie ihren Sinnen gelüstet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchung siegen. In ästhetisch verfeinerten Seelen ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist. Diese Instanz ist der Geschmack.

Der Geschmack fodert Mäßigung und Anstand, er verabscheut alles, was eckigt, was hart, was gewaltsam ist, und neigt sich zu allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturm der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und

2: diesem K W M] diesen A. — 32: eckig, K W M. — ist und neigt A.

den rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dieß fodert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts anders ist als ein ästhetisches Gesetz, von jedem civilisirten Menschen. Dieser Zwang, den sich der civilisirte Mensch bey Aeuserung seiner Gefühle auflegt, verschafft ihm über diese Gefühle selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit den bloß leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selbstthätigkeit zu unterbrechen und den raschen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn diese muß immer ihr eigenes Werk seyn) aber es macht dem Willen Raum, sich ' zur Tugend zu wenden. 84
Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affekt ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geschmack befreit das Gemüth bloß insofern von dem Joch des Instinkts, als er es in seinen Fesseln führet, und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweyte noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher seyn kann. Der Geschmack nehmlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes ist aber doch bey dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materiellen Neigungen und rohe Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegen setzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darinn angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Objekt mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitssinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, ' Harmonie und 85

25: jenen A. — 26: materielle K.

Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr die lebhafteste Beystimmung von Seiten der Neigung. Wenn wir nehmlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äusern kann, so werden wir sie alle auf diese zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüth, daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetz; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bey den Sinnen.

Die griechische Prinzeßinn Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konstantinopel zu eskortiren. Unterwegs als beyde allein zusammen ritten, bekömmt Alexius Lust, unter dem Schatten eines Baums halt zu machen, und sich da vor der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andere, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun in tiefem Schlafe liegt, erblickt der letztere des Alexius Schwerdt, das an einem Baumzweige aufgehangen ist, und geräth in Versuchung, sich durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. Anna Komnena gibt zu verstehen, daß sie nicht wisse, was geschehen seyn würde, wenn Alexius nicht glücklicherweise sich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moralischer Rechtshandel ' der ersten Gattung, wo 86
der sinnliche Trieb die erste Stimme führte, und die Vernunft erst darüber als Richterinn erkannte. Hätte jener nun die Versuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunschweig an den Ufern der reissenden Oder mit sich zu Rathe ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strom überlassen sollte, damit

2: Beystimmung K] Bestimmung A, Beistimmung W M. — 10 ff.: Vgl. Allg. Sammlung historischer Memoires I, 1, S. 23 f. (Theil 9, S. 203). — 15: vor] von K W M. — 21 ff.: „und wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht die Vorsicht seinen (des Briennius) Blick auf den Schläfer (Alexius) fallen lassen, und sein Herz zum Mitleid gestimmt.“ Anna Komnena S. 24. — 27: moralich A.

einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren — und als er, ich setze diesen Fall, einzig aus Bewußtseyn dieser Pflicht, in den Rachen sprang, den kein andrer besteigen wollte, so ist wohl Niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Fall von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die Vorschrift der Vernunft zu bekämpfen. In beyden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art; er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beyde moralisch. Ob aber beyde Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmack darauf Einfluß geben?

Gesetzt also, der Erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckt, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblick, als der Erhaltungstrieb auf 87
etwas schändliches dringt, schon der bloße ästhetische Sinn es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer frühern Instanz fallen. Nun regiert aber der ästhetische Sinn den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung verhandelt, und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent; eine bloße schöne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun der Andere, dem seine Vernunft vorschrieb etwas zu thun, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen so reizbaren Schönheitssinn, den alles, was groß und vollkommen ist, entzückt, so wird in demselben Augenblick, als die Vernunft ihren Ausspruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das *mit* Neigung thun, was er ohne diese zarte Empfindlichkeit für das Schöne *gegen* die Neigung hätte thun müssen. Werden wir ihn aber deßwegen für minder vollkommen halten? Gewiß nicht, denn

13: begehen und A.

er handelt ursprünglich aus reiner Achtung für die Vorschrift der Vernunft, und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgt, das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also *moralisch* eben so vollkommen, *physisch* hingegen ist er *bey weitem* vollkom'mener; denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subject für 88 die Tugend.

Der Geschmack giebt also dem Gemüth eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhl abthut, worüber sonst das Gewissen hätte erkennen müssen, und also Ursache ist, daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern *Summe einzelner rigoristisch-moralischer* Handlungen, sondern auf der größern Congruenz der ganzen Natur-Anlage mit dem moralischen Gesetz, und es gereicht seinem Volk oder Zeitalter eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn man in demselben so oft von Moralität und einzelnen moralischen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein solches sich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die *Rede* seyn werde. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen *positiv* nützen, wo die Vernunft die erste Anregung macht und in Gefahr ist von der stärkern Gewalt der Naturtriebe überstimmt zu werden. In diesen Fällen nämlich stimmt er unsere Sinnlichkeit zum Vortheil der Pflicht und macht also 'auch ein geringes Maas moralischer Willenskraft der 89 Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack, als solcher, der wahren Moralität in keinem Fall schadet, in mehreren aber offenbar nützt, so muß *der* Umstand ein großes Gewicht erhalten, daß er der *Legalität* unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist. Gesetzt nun, daß die schöne Kultur ganz und gar nichts dazu beytragen könnte, uns besser

8: entfent, A. — 19: seinem] ? einem. — 30: Geschmack als A.

gesinnt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickt, auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsere Handlungen an, als in so fern sie ein Ausdruck unserer Gesinnungen sind; aber vor dem physischen Forum und im Plane der Natur kommt es gerade umgekehrt ganz und gar nicht auf unsere Gesinnungen an, als in so fern sie Handlungen veranlassen, durch die der Naturzweck befördert wird. Nun sind aber beyde Weltordnungen, die physische, worinn Kräfte, und die moralische, worinn Gesetze regieren, so genau auf einander berechnet, und so innig mit einander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moralisch zweckmäßig sind, durch ihren Innhalt zugleich eine physische Zweckmäßigkeit in sich schliessen; und so wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu seyn scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so läßt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Natur'gebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur ist 90
also von der Sittlichkeit unserer Gesinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstoßen, ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur — so lange sie menschliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten ist, daß sie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die sittliche Ordnung anstoße — wenn wir bey aller Ueberzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns gestehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unserer beßern Grundsätze bauen dürfen — wenn wir uns bey diesem Bewußtseyn unserer Unzuverläßigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unserer moralischen Fehltritte leidet — wenn wir uns alles dieses ins Gedächtniß rufen, so würde es die frevelhafteste Verwegenheit seyn, das Beste der Welt auf dieses Ohngefähr unserer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigstens der physischen Weltordnung

22: nie und nimmer K W M] nie und immer A. — 32–33: Ungefähr W M.

durch den *Innhalt* unserer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die *Form* derselben nicht recht machen sollten — wenigstens als vollkommene Instrumente dem Naturzwecke zu entrichten, was wir als unvollkommene Personen der Vernunft schuldig bleiben, um nicht vor beyden Tribu'nalen 91
zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir deßwegen, weil sie ohne moralischen Werth ist, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnte sich die Weltordnung darüber auflösen, und ehe wir mit unsern Grundsätzen fertig würden, alle Bande der Gesellschaft zerrissen seyn. Je zufälliger aber unsre Moralität ist, desto nothwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Versäumniß dieser letztern kann uns moralisch zugerechnet werden. Eben so, wie der Wahnsinnige, der seinen nahenden Paroxysmus ahnet, alle Messer entfernt und sich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines zerstörten Gehirnes nicht im gesunden Zustand verantwortlich zu seyn — eben so sind auch wir verpflichtet, uns durch *Religion* und durch *ästhetische Gesetze* zu binden, damit unsre Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, dem Effekt, wenn gleich nicht dem innern Werth nach, zu einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Aussichten auf eine Unsterblichkeit nöthig hätte, um sich bey allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen, so nöthigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker, von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulassen, ob er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menschengeschlechts, das durch unsre zufällige Tugend gar übel besorgt seyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Ankern, der Religion und des Geschmacks, zu bevestigen.

4: wir, A. — vollkommene Personen, K. — 21: haben dem A. —

XX.

Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

Ueber das Naive. 43

Es giebt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralen, Thieren, Landschaften, so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht weil sie unsern Verstand oder Geschmack befriedigt (von beyden kann oft das gerade Gegentheil statt finden) sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freyen wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bey den Denkmälern der alten Zeiten verweilet, kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses, nicht selten zum Bedürfniß erhöhte Interesse ist es, was vielen unsrer Liebhabereyen für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dgl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affektation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabey im Spiele sey. Diese Art des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwey Bedingungen statt. Fürs

A: Horen 1795, St. 11, S. 43—76. St. 12, S. 1—55. 1796, St. 1, S. 75—122. — B: Kleinere prosaische Schriften, Theil 2 (1800), S. 3—216. — b: Dieselben, andrer Druck. — K: Werke 1813. 8, 2, 43 ff. — W: Werke 1844. 10, 281 ff. — M: Werke 1860. 12, 148—249.

2: (Ueberschrift fehlt A.) — 3: Ueber das Naive.] fehlt B b K W M. — 5: Mineralien, B W. — 8: gerade] fehlt B b K W M. — 9: Statt B. — 19: Affectation B b. — 21: Statt. B.

erste ist es durchaus nöthig, daß der Gegenstand, der uns dasselbe einflößt, Natur sey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweytens daß 44
er (in weitester Bedeutung des Worts) naiv sey, d. h. daß die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe und sie beschäme. Sobald das letzte zu dem ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts anders, als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eignen und unabänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung daß es Nachahmung sey, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten.* Daraus erhellet, daß diese Art des Wohlgefallens an der 45
Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooßter Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen 2c. für sich selbst so gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben.

* Kant, meines Wissens der erste, der über dieses Phänomen eigends zu reflektiren angefangen, erinnert, daß wenn wir von einem Menschen den Schlag der Nachtigall bis zur höchsten Täuschung nachgeahmt fänden, und uns dem Eindruck desselben mit ganzer Rührung überliessen, mit der Zerstörung dieser Illusion alle unsere Lust verschwinden würde. Man sehe das Kapitel vom intellektuellen Interesse am Schönen in der Critik der ästhetischen Urtheilskraft. Wer den Verfasser nur als einen großen Denker bewundern gelernt hat, wird sich freuen, hier auf eine Spur seines Herzens zu treffen, und sich durch diese Entdeckung von 45
dem hohen philosophischen Beruf dieses Mannes (welcher schlechterdings beyde Eigenschaften verbunden fodert) zu überzeugen.

[3]: sey; B. — [11]: Natur, A b. — [12]: könnte] müßte B. — [13]: Entdeckung, daß B K-M. — [20]: bemoßter B b. — [21]: Bienen u. s. w. B b K W M. — [23]: sie dargestellte b, sie dargestellte B. — Idee, B b. — [24]: eigens K W M. — [25]: reflektieren B b. — [27]: überließen, B b. — [28]: Capitel B b. — [33]: fordert) B K W M (und so stets: fordern, Forderung, auffordern u. s. w.) — zu] fehlt B.

Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eignen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie *sind*, was wir *waren*; sie sind, was wir wieder *werden sollen*. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, daß sie, ohne uns zu beschämen, unsre Muster sind. Eine 46
beständige Göttererscheinung umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Character ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frey und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben eins. Aber nur, wenn beydes sich mit einander verbindet — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frey befolgt und bey allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken *in ihnen* also ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefodert sind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken *in uns* einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das vernunftlose, oder nicht anders als indem sie *unsern* Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süssesten Genuß unserer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden *bestimmten Zustand* unserer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so

7: verlornen Bb. — 14: unsere Bb. — 16: Charakter B.

kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h. in moralischen. Bey weitem die mehresten Menschen affektiren es bloß, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu unsern Zeiten, welcher sich besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten, Spaziergängen, und andern Liebhabereyen dieser ' Art äussert, ist noch ganz und gar 47 kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den gefühllosesten immer etwas von dieser Wirkung äussern, weil schon die, allen Menschen gemeine, *Anlage* zum Sittlichen dazu hinreichend ist, und wir alle ohne Unterschied, bey noch so großer Entfernung unserer *Thaten* von der Einfalt und Wahrheit der Natur, *in der Idee* dazu hingetrieben werden. Besonders stark und am allgemeinsten äussert sich diese Empfindsamkeit für Natur bey Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engern Verbindung mit uns stehen, und uns den Rückblick auf uns selbst und die *Unnatur* in uns näher legen, wie z. B. bey Kindern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es bloß die Vorstellung der Hülflosigkeit sey, welche macht, daß wir in gewissen Augenblicken mit soviel Rührung bey Kindern verweilen. Das mag bey denjenigen vielleicht der Fall seyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas anders als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede, (es findet nur in ganz eigenen moralischen Stimmungen statt, und ist nicht mit demjenigen zu verwechseln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erreget) ist eher demüthigend als begünstigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabey in Betrachtung kommt, so ist dieser wenigstens nicht auf unserer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unserer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der Beschränktheit unsers Zustands, welche von der *Bestimmung*, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich ist, zu der gränzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld *hinauf sehen*, gerathen wir in Rührung, ' und unser Gefühl in einem solchen Augen- 48

2: meisten M. — 5–6: Spaziergängen und B b. — 6: andere A. — 9: äußern, B b. — 14: auf Veranlassung B b K W M. — 16: Kindern und kindlichen Völkern. B b K W M. — 18–19: so viel B b. — 23: Statt, B. — 24: erregt B b. — 30–31: *Bestimmbarkeit* B b. — 31: *hinaufsehen*, B b.

blick ist zu sichtbar mit einer gewißen Wehmuth gemischt, als daß sich diese Quelle desselben verkennen liesse. In dem Kinde ist die *Anlage* und *Bestimmung*, in uns ist die *Erfüllung* dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keinesweges die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freyen Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein *heiliger* Gegenstand seyn, ein Gegenstand nehmlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verstandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maaße gewinnt.

Eben aus diesem Widerspruch zwischen dem Urtheile der Vernunft und des Verstandes geht die ganz eigene Erscheinung des gemischten Gefühls hervor, welches das *Naive* der Denkart in uns erreget. Es verbindet die *kindliche* Einfalt mit der *kindischen*; durch die letztere giebt es dem Verstand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsre (*theoretische*) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursache haben zu glauben, daß die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sey, daß folglich nicht Unverstand, nicht theoretisches Unvermögen, sondern eine höhere *praktische* Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sey, welches die Hülfe der Kunst ' aus innrer Größe verschmähte, so ist jener Triumph 49
des Verstandes vorbey, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der hohen Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher *gelächelt* haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu *beklagen*, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröh-

1: gewissen B b. — 2: ließe. B b. — 13: mag; A. (Am Schluß des ersten Jahrgangs der Horen als Druckfehler bezeichnet.) — 16: ganze A. — 22–23: theoretisches] fehlt B b K W M. — 23: (praktische) B, (praktische b. — 27: hohen] fehlt B b K W M. — 28: gelächelt B b. — 30: beklagen, B b.

licher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfliessen.* ' Zum 50 Naiven wird erfodert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davon

* *Kant* in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Critik der ästhetischen Urtheilskraft. S. 225. der ersten Auflage) unterscheidet gleichfalls diese dreyerley Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er giebt davon eine andre Erklärung. „Etwas aus beidem (dem animalischen Gefühl des Vergnügens und dem „geistigen Gefühl der Achtung) zusammengesetztes findet sich in der Naivität, die „der Ausbruch der der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die „zur andern Natur gewordene Verstellungskunst ist. Man lacht über die Einfalt, „die es noch nicht versteht sich zu verstellen, und erfreut sich doch auch über die „Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Querstrich spielt. Man erwartete „die alltägliche Sitte der gekünstelten und auf den schönen Schein vorsichtig ange„legten Aeusserung und siehe es ist die unverdorbene schuldlose Natur, die man „anzutreffen gar nicht gewärtig und der, so sie bliken ließ, zu entblößen auch nicht „gemeynet war. Daß der schöne, aber falsche Schein, der gewöhnlich in unserm „Urtheile sehr viel bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, daß ' gleichsam der 50 „Schalk in uns selbst bloß gestellt wird, bringt die Bewegung des Gemüths nach „zwey entgegengesetzten Richtungen nach einander hervor, die zugleich den Körper „heilsam schüttelt. Daß aber etwas, was unendlich besser als alle angenommene „Sitte ist, die Lauterkeit der Denkungsart, (wenigstens die Anlage dazu) doch nicht „ganz in der menschlichen Natur erloschen ist, mischt Ernst und Hochschätzung in „dieses Spiel der Urtheilskraft. Weil es aber nur eine kurze Zeit Erscheinung ist „und die Deke der Verstellungskunst bald wieder vorgezogen wird, so mengt sich „zugleich ein Bedauren darunter, welches eine Rührung der Zärtlichkeit ist, die „sich als Spiel mit einem solchen gutherzigen Lachen sehr wohl verbinden läßt, „und auch wirklich damit gewöhnlich verbindet, zugleich auch die Verlegenheit dessen, „der den Stoff dazu hergiebt, darüber daß er noch nicht nach Menschenweise ge„witzigt ist, zu vergüten pflegt." — Ich gestehe, daß diese Erklärungsart mich nicht ganz befriedigt, und zwar vorzüglich deswegen nicht, weil sie von dem Naiven überhaupt etwas behauptet, was höchstens von einer Species desselben, dem Naiven der Ueberraschung, von welchem ich nachher reden werde, wahr ist. Allerdings erregt es *Lachen*, wenn sich jemand durch Naivheit bloß giebt, und in manchen Fällen mag dieses Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in Nichts aufgelößt wird, fliessen. Aber auch die Naivheit der edelsten Art, das Naive der Gesinnung

1: zusammenfließen. B b. — 2: erfodert daß A. — 4: Urtheilskraft, B. — 6: beyden Kant. — 7: Naivität, Kant, Naivetät, B b K M (Unter den Verbesserungen in A schreibt Schiller: Naivetät. Vgl. unten zu S. 437, 10.) — 9: gewordenen Kant. — 10: versteht, B b. — verstellen und Kant A. — 12: und auf den schönen Kant K W M] und den schönen A B b. — 12–13: angelegter B. — 13: Aeußerung Kant B b. — 14: blicken Kant B b. — 15: gemeinet B. — 17: blos Kant. — 22: Zeit-Erscheinung B. — 23: Decke Kant B b. — 24: Bedauern B. — 32: durch Naivetät B b K W M. (Vgl. unten zu S. 437, 10.) — *bloß giebt*, B b. — 34: fließen. B b. — Aber auch das Naive B b K W M.

trage,* es geschehe dieß nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. In dem ersten Fall ist es das Naive der **Ueberraschung** und belustigt; in dem andern ist es das Naive der **Gesinnung** und rührt.

Bey dem Naiven der Ueberraschung muß die Person **moralisch** fähig seyn, die Natur zu verläugnen; bey dem Naiven der Gesinnung darf sie es nicht seyn, ' doch dürfen wir sie uns nicht als **physisch** 52 unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken soll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur solange den reinen Eindruk des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Kontrast ihrer Natürlichkeit mit der Künstlichkeit in uns Rüksicht nehmen. Das Naive ist eine **Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird**, und kann eben deßwegen der wirklichen Kindheit in strengster Bedeutung nicht zugeschrieben werden.

In beyden Fällen aber, beym Naiven der Ueberraschung wie bey dem der Gesinnung, muß die Natur Recht, die Kunst aber Unrecht haben.

Erst durch diese letztere Bestimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affekt ist auch Natur und die Regel der Anständigkeit

erregt immer ein **Lächeln**, welches doch schwerlich eine in Nichts ' aufgelößte Erwartung zum Grunde hat, sondern überhaupt nur aus dem Kontrast eines gewißen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären ist. Auch zweifle ich, ob die Bedauerniß, welche sich bey dem Naiven der letztern Art in unsre Empfindung mischt, der naiven Person und nicht vielmehr uns selbst oder vielmehr der Menschheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bey einem solchen Anlaß erinnert werden. Es ist zu offenbar eine moralische Trauer, die einen edlern Gegenstand haben muß, als die physischen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedrohet wird, und dieser Gegenstand kann nicht wohl ein anderer seyn, als der Verlust der Wahrheit und Simplicität in der Menschheit. 51

* Ich sollte vielleicht ganz kurz sagen: **die Wahrheit über die Verstellung**, aber der Begriff des Naiven scheint mir noch etwas mehr einzuschließen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künsteley, und die natürliche Freyheit, welche über Steifheit und Zwang siegt, ein ähnliches Gefühl in uns erregen.

1: trage * es A b. — 9–10: so lange B b. — 10: Eindruck B. — 12: Rücksicht B b. — 15: zugeschrieben B. — 17: Gesinnung muß A b. — 21: aufgelöste B. — 22: gewissen B. — 28: Gegenstand B. — 35: siegt] liegt B.

ist etwas Künstliches, dennoch ist der Sieg des Affekts über die Anständigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derselbe Affekt über die Künsteley, über die falsche Anständigkeit, über die Verstellung, so tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen.* Es wird also erfodert, daß die Natur ' nicht durch ihre blinde Gewalt als *dynamische*, 53 sondern daß sie durch ihre Form als *moralische* Größe, kurz daß sie nicht als *Nothdurft*, sondern als *innre Nothwendigkeit* über die Kunst triumphiere. Nicht die Unzulänglichkeit sondern die *Unstatthaftigkeit* der letztern muß der erstern den Sieg verschaft haben; denn jene ist Mangel, und nichts, was aus Mangel entspringt, kann Achtung erzeugen. Zwar ist es bey dem Naiven der Ueberraschung immer die Uebermacht des Affekts und ein *Mangel* an Besinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieser Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, sondern geben bloß Gelegenheit, daß die Natur *ihrer moralischen Beschaffenheit*, d. h. dem Gesetze *der Uebereinstimmung ungehindert folgt.*

Das Naive der Ueberraschung kann nur dem Menschen und zwar dem Menschen nur, insofern er in diesem Augenblicke nicht mehr reine und unschuldige Natur ist, zukommen. Es setzt einen Willen voraus, der mit dem was ' die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht über- 54 einstimmt. Eine solche Person wird, wenn man sie zur Besinnung

* Ein Kind ist ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtsinn, Ungestüm den Vorschriften einer guten Erziehung entgegenhandelt, aber es ist naiv, wenn es sich von dem Manierierten einer unvernünftigen Erziehung, von den steifen Stellungen des Tanzmeisters u. dgl. aus freyer und gesunder Natur dispensiert. Dasselbe findet auch bey dem Naiven in ganz uneigentlicher Bedeutung statt, welches durch Ue'ber- 53 tragung von dem Menschen auf das Vernunftlose entstehet. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der schlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas naives, wenn der freye Wuchs hervorstrebender Aeste das mühselige Werk der Scheere in einem französischen Garten vernichtet. So ist es ganz und gar nicht naiv, wenn ein geschultes Pferd aus natürlicher Plumpheit seine Lection schlecht macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es dieselbe aus natürlicher Freyheit vergißt.

7: *innere* B. — 8: triumphire. B. — Unzulänglichkeit, B. — 21: dem, B. — 23: Ungestüm, B b. — 24: Vorschriften B. — 25: Manierirten B. — 26: dergl. B b. — dispensirt. B. — 27: Statt, B. — 28: Vernunftlose B.

bringt, über sich selbst erschrecken; die naiv gesinnte hingegen wird sich über die Menschen und über ihr Erstaunen verwundern. Da also hier nicht der persönliche und moralische Charakter, sondern bloß der, durch den Affekt freygelassene natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, so machen wir dem Menschen aus dieser Aufrichtigkeit kein Verdienst und unser Lachen ist verdienter Spott, der durch keine persönliche Hochschätzung desselben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur ist, die durch den Schleier der Falschheit hindurch bricht, so verbindet sich eine Zufriedenheit höherer Art mit der Schadenfreude, einen Menschen ertappt zu haben; denn die Natur im Gegensatz gegen die Künsteley und die Wahrheit im Gegensatz gegen den Betrug muß jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden also auch über das Naive der Ueberraschung ein wirklich moralisches Vergnügen, obgleich nicht über einen moralischen Gegenstand.*

'Bey dem Naiven der Ueberraschung achten wir zwar immer die 55
Natur, weil wir die Wahrheit achten müssen; bey dem Naiven der Gesinnung achten wir hingegen die Person, und geniessen also nicht bloß ein moralisches Vergnügen sondern auch über einen moralischen Gegenstand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, daß sie die Wahrheit sagt; aber in dem letztern Fall hat die Natur nicht bloß Recht, sondern die Person hat auch Ehre. In dem ersten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Person

* Da das Naive bloß auf der Form beruht, wie etwas gethan oder gesagt wird, so verschwindet uns diese Eigenschaft aus den Augen, sobald die Sache selbst entweder durch ihre Ursachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widersprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivheit dieser Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber dann haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unsre Aufmerksamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abscheu über den persönlichen Charakter verschlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen.
So ' wie uns das empörte Gefühl die moralische Freude an der Aufrichtigkeit der 55
Natur raubt, sobald wir durch eine Naivheit ein Verbrechen erfahren; eben so erstickt das erregte Mitleiden unsere Schadenfreude, sobald wir jemand durch seine Naivheit in Gefahr gesetzt sehen.

4: freygelassene, B b. — 5: Mensschen B. — 10: Art, A b. — 14–15: moralischen Charakter *). B b K W M. — 18: Person, B. — genießen B b. — 19: Vergnügen, B. — 21: sagt, B. — 23: Person B. — 27, 32 u. 34: Naivetät B b K W M. — 28: dann] denn A. — 30: Natürlichen. B. — 33: Schadenfreude sobald A b.

immer zur Schande, weil sie unfreywillig ist; in dem zweyten gereicht sie ihr immer zum Verdienst, gesetzt auch, daß dasjenige, was sie aussagt, ihr Schande brächte.

Wir schreiben einem Menschen eine naive Gesinnung zu, wenn er in seinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünstelten und gesuchten Verhältniße übersieht und sich bloß an die einfache Natur hält. Alles was innerhalb der gesunden Natur davon geurtheilt werden kann, fodern wir von ihm, und erlassen ihm schlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es sey nun im Denken oder im Empfinden, wenigstens Bekanntschaft derselben voraussetzt.

Wenn ein Vater seinem Kinde erzählt, daß dieser oder ' jener 56
Mann für Armuth verschmachte, und das Kind hingeht, und dem armen Mann seines Vaters Geldbörse zuträgt, so ist diese Handlung naiv; denn die gesunde Natur handelte aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die gesunde Natur herrschte, würde es vollkommen recht gehabt haben, so zu verfahren. Es sieht bloß auf das Bedürfniß, und auf das nächste Mittel es zu befriedigen; eine solche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobey ein Theil der Menschen zu Grunde gehen kann, ist in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes ist also eine Beschämung der wirklichen Welt, und das gesteht auch unser Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Mensch ohne Weltkenntniß, sonst aber von gutem Verstande, einem andern, der ihn betrügt, sich aber geschickt zu verstellen weiß, seine Geheimnisse beichtet, und ihm durch seine Aufrichtigkeit selbst die Mittel leyht ihm zu schaden, so finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deßwegen hochzuschätzen. Denn sein Vertrauen auf den andern quillt aus der Redlichkeit seiner eigenen Gesinnungen; wenigstens ist er nur in so fern naiv, als dieses der Fall ist.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenschaft verdorbener Menschen seyn, sondern nur Kindern und kindlich gesinnten Menschen zukommen. Diese letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünstelten Verhältnissen der großen Welt naiv;

2: Verdienst. Gesetzt B. — 6: Verhältnisse B. — 12: vor Armuth B K W M. — hingeht und B. — 13: diese A M] die B b K W. — 26: leiht, B. — 28: deswegen B b.

sie vergessen aus eigener schöner Menschlichkeit, daß sie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betragen sich selbst ' an den Höfen 57 der Könige mit einer Ingenuität und Unschuld, wie man sie nur in einer Schäferwelt findet.

Es ist übrigens gar nicht so leicht, die kindische Unschuld von der kindlichen immer richtig zu unterscheiden, indem es Handlungen giebt, welche auf der äuſersten Grenze zwischen beyden schweben, und bey denen wir schlechterdings im Zweifel gelassen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochschätzen sollen. Ein sehr merkwürdiges Beyspiel dieser Art findet man in der Regierungsgeschichte des Pabstes Adrian des Sechsten, die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatischen Wahrheit beschrieben hat. Dieser Pabst, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem der kritischten Augenblicke für die Hierarchie, wo eine erbitterte Parthey die Blößen der römischen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenparthey im höchsten Grad interessiert war, sie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein solcher sich auf den Stuhl des heiligen Peters verirrte, in diesem Falle zu thun hatte ist keine Frage; wohl aber wie weit eine solche Naivität der Gesinnung mit der Rolle eines Pabstes verträglich seyn möchte. Dieß war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringste Verlegenheit setzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten sie das einmal angenommene römische System, überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Charakter seiner Nation, und die Unschuld seines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu seinem erhabenen Posten emporgestiegen, und selbst auf der Höhe seiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht untreu geworden. Die ' Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, 58 öffentlich zu dißimulieren, was er im stillen sich eingestand. Dieser

[7]: äuſſersten B b. — [11]: Papstes B (und so stets: Papst). — Sechsten, B. — [12]: Schröckh] (Allgemeine Biographie von Joh. M. Schröckh, Theil V, Berlin 1778, S. 1 ff. Die Instruction, die der Legat Francesco Cheregato 1523 bekannt machte, steht S. 66 ff. K. G.) — [14]: in einem kritischen K, in einem der kritischsten W M. — [15]: Partey B. — [16]: Gegenpartey B. — [17]: interessirt B. — Character, b. — [19]: hätte, ist B. — [20]: Naivetät B b K W M. — [25]: Character b. — [27]: Posten b. — [28]: Character b. — [30]: dissimuliren, B. — Stillen B.

Denkart gemäß ließ er sich in der Instruktion, die er seinem Legaten nach Deutschland mitgab, zu Geständnißen verleiten, die noch bey keinem Pabste erhört gewesen waren, und den Grundsätzen dieses Hofes schnurgerade zuwiderliefen. „Wir wissen es wohl, hieß es „unter andern, daß an diesem heiligen Stuhl schon seit mehrern „Jahren viel Abscheuliches vorgegangen; kein Wunder, wenn sich „der kranke Zustand von dem Haupt auf die Glieder, von dem Pabst „auf die Prälaten fortgeerbt hat. Wir alle sind abgewichen, und „schon seit lange ist keiner unter uns gewesen, der etwas Gutes gethan „hätte, auch nicht Einer.“ Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten in Seinem Nahmen zu erklären, „daß er, Adrian, wegen dessen, „was vor ihm von den Päbsten geschehen, nicht dürfe getadelt werden, „und daß dergleichen Ausschweifungen, auch da er noch in einem „geringen Stande gelebt, ihm immer mißfallen hätten u. s. f.“ Man kann sich leicht denken, wie eine solche Naivität des Pabstes von der römischen Klerisey mag aufgenommen worden seyn; das wenigste, was man ihm Schuld gab, war, daß er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieser höchst unkluge Schritt des Pabstes würde indessen unserer ganzen Achtung und Bewunderung werth seyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, daß er wirklich naiv gewesen, d. h. daß er ihm bloß durch die natürliche Wahrheit seines Charakters ohne alle Rücksicht auf die möglichen Folgen abgenöthiget worden sey, und daß er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Sottise in ihrem ganzen Umfang eingesehen hätte. Aber wir haben vielmehr Ursache zu glau'ben, daß er diesen Schritt für 59
gar nicht so unpolitisch hielt, und in seiner Unschuld so weit gieng zu hoffen, durch seine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas sehr wichtiges für den Vortheil seiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete sich nicht bloß ein, diesen Schritt als redlicher Mann thun zu müssen, sondern ihn auch als Pabst verantworten zu können, und indem er vergaß, daß das künstlichste aller Gebäude schlechterdings nur durch eine fortgesetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden

1: seinen b K W. — 2: Geständnissen B. — 5: Andern K. — 10: hätte auch A. — 11: seinem B b. — 14: u. s. f. Man A. — 15: sich] fehlt B b K W M. — Naivetät B b K W M. — 17: gab war A. — 19: unsrer B b. — 20–21: gewesen d. h. A. — 21–22: Characters b. — 24: Sottise] Unschicklichkeit B b K W M. — 25: vielmehr] einige B b K W M.

könnte, begieng er den unverzeyhlichen Fehler, Verhaltungsregeln, die in natürlichen Verhältnissen sich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengesetzten Lage zu befolgen. Dieß verändert allerdings unser Urtheil sehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unsere Achtung nicht versagen können, so wird diese letztere nicht wenig durch die Betrachtung geschwächt, daß die Natur an der Kunst und das Herz an dem Kopf einen zu schwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muß jedes wahre Genie seyn, oder es ist keines. Seine Naivheit allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmackes, in welchen, wenn es nicht so klug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, ausserhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu seyn, und die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen. Zwar begegnet 60 letzteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verläßt, weil die Macht des Beyspiels sie hinreißt, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

Die verwickeltsten Aufgaben muß das Genie mit anspruchloser Simplicität und Leichtigkeit lösen; das Ey des Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimiert es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphiert. Es verfährt nicht nach erkannten Prinzipien sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (alles was die gesunde Natur thut ist göttlich) seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

1: unverzeihlichen B. — 9: seyn, B. — 10: Naivetät B b K W M. (In der Liste von Druckfehlern und Verbesserungen am Schluß des ersten Jahrgangs der Horen ist zu dieser Stelle bemerkt, daß man statt Naivheit hier 'und so oft dasselbe vorkommt' Naivetät lesen solle.) — 22: Beispiels B. — 24: anspruchsloser W. — 27: triumphirt. B — 28: Prinzipien, B. — 30: göttlich), B.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privat-Leben und in seinen Sitten. Es ist schaamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst seyn. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir ' wissen wenig von 61 dem Privatleben der größten Genies, aber auch das wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neueren Zeiten von Ariost, Dante und Tasso, von Raphael, von Albrecht Dürer, Zervantes, Shakespear, von Fielding, Sterne u. a. aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwürigkeit zu haben scheint, selbst der große Staatsmann und Feldherr werden, sobald sie durch ihr Genie groß sind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäsar, unter den Neuern nur an Heinrich IV von Frankreich, Gustav Adolph von Schweden und den Czar Peter den Großen erinnern. Der Herzog von Marlborough, Türenne, Vendome zeigen uns alle diesen Charakter. Dem andern Geschlecht hat die Natur in dem naiven Charakter seine höchste Vollkommenheit angewiesen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallsucht so sehr als nach dem Schein des Naiven; Beweis genug, wenn man auch sonst keinen hätte, daß die größte Macht des Geschlechts auf dieser Eigenschaft beruhet. Weil aber die herrschenden Grundsätze bey der weiblichen Erziehung mit diesem Charakter in ewigem Streit liegen, so ist es dem Weibe im

3: schamhaft, B. — immer ist: B. — 6: seyn; B. — 9: zurück bringt. Bb. — 16: Albrecht, Ab. (Am Schluß des ersten Jahrgangs der Horen als Druckfehler notiert.) — Cervantes, K W M. — Shakespeare, K, Shakspeare, W M. — 18: Schwierigkeit B. — 19: Feldherr, werden sobald Ab. — 20: sind einen A. — 22: Heinrich den Vierten Bb. — Gustav B. — 23: den Großen Bb. — 24: Turenne, B. — 27: sehr, B. — Schein Bb. — 31: in ewigen K.

moralischen eben so schwer als dem Mann im intellektuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geschenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geschickten Betragen für die große Welt diese Naivheit der Sitten verknüpft, ist eben so hochachtungswürdig als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialische Freyheit des Denkens verbindet.

'Aus der naiven Denkart fließt nothwendiger weise auch ein 62
naiver Ausdruck sowohl in Worten als Bewegungen, und er ist das wichtigste Bestandstück der Grazie. Mit dieser naiven Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Göttersprüche aus dem Mund eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so giebt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freyen Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößet erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend läßt, da ihn die andre nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt.

Frey und natürlich, wie das Genie in seinen Geisteswerken, drückt sich die Unschuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich ist man im gesellschaftlichen Leben von der Simplicität und strengen Wahrheit des Ausdrucks in demselben Verhältniß, wie von der Einfalt der Gesinnungen abgekommen, und die leicht zu verwundende
'Schuld so wie die leicht zu verführende Einbildungskraft haben einen 63

1: Moralischen B. — intellektuellen mit A b, Intellektuellen, mit B. — 4: dieses Naive der Sitten B b K W M. — 6: Genialische A b. — 7: nothwendigerweise B b. — 24–25: gleichsam B.

ängstlichen Anstand nothwendig gemacht. Ohne falsch zu seyn redet man öfters anders, als man denkt; man muß Umschweife nehmen, um Dinge zu sagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantasie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieser konventionellen Gesetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falschheit verachtet, (nicht Roheit, welche sich darüber, weil sie ihr lästig sind, hinwegsetzt) erzeugen eine Naivheit des Ausdrucks im Umgang, welche darinn besteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künstlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Nahmen und auf dem kürzesten Wege zu benennen. Von der Art sind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontrast mit den Sitten, doch wird man sich immer im Herzen gestehen, daß das Kind recht habe.

Das Naive der Gesinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menschen als einem der Natur nicht schlechterdings unterworfenen Wesen beygelegt werden, obgleich nur insofern als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetisierenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftlose übergetragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landschaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegensatz gegen die Willkühr und die phantastischen Begriffe des Menschen einen naiven Charakter bey. Dieß erfodert aber immer, daß wir dem Willenlosen in unsern Gedanken einen Willen leyhen, und auf die strenge Richtung desselben nach dem Gesetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über ′ unsere eigene schlecht gebrauchte 64
moralische Freyheit und über die in unserm Handeln vermißte sittliche Harmonie führt leicht eine solche Stimmung herbey, in der wir das Vernunftlose wie eine Person anreden, und demselben, als wenn es wirklich mit einer Versuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, seine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienst machen, seine ruhige Haltung beneiden. Es steht uns in einem solchen Augenblicke wohl an, daß wir das Prärogativ unserer Vernunft für einen Fluch und

7: Rohheit, B. — 8: ein Naives des Ausdrucks B b K W M. — welches B b K W M. — 9: darin besteht: B. — 17: insofern, B. — 18: handelt: B. — 19: poetisirenden B b. — 24: leihen, B. — 28: Person B.

für ein Uebel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unseres wirklichen Leistens die Gerechtigkeit gegen unsre Anlage und Bestimmung aus den Augen setzen.

Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unserer Freyheit heraus in die Fremde stürmten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme. Solange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frey geworden, und haben beydes verloren. Daraus entspringt eine doppelte und sehr ungleiche Sehnsucht nach der Natur; eine Sehnsucht nach ihrer *Glückseligkeit*, eine Sehnsucht nach ihrer *Vollkommenheit*. Den Verlust der ersten beklagt nur der sinnliche Mensch; um den Verlust der andern kann nur der moralische trauren.

Frage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinstimmung schmach'tet? Frage dich wohl, wenn die Kunst dich 65
anekelt und die Mißbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Lasten, ihre Mühseligkeiten, oder ob es ihre moralische Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust? In jene muß dein Muth sich mit Freuden stürzen und dein Ersatz muß die Freyheit selbst seyn, aus der sie fliessen. Wohl darfst du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufstecken, aber nur jenes, welches der Preiß deiner Würdigkeit ist. Also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen *Uebeln* der Kultur mußt du mit freyer Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die Naturbedingungen des Einzig guten respektieren; nur das *Böse* derselben mußt du, aber nicht bloß mit schlaffen Thränen, beklagen.

8: Drangsale B. — erfahren und A B b. — 19: Uebereinstimmung B. — 20: anekelt B. — 22: Mühseligkeiten oder B b. — 22–23: Willkühr, B b. — 25: fließen. B b. — 27: Preis B b. — Also B. — 32: respektiren; B b.

Sorge vielmehr dafür, daß du selbst unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtschaft frey, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmäßig handelst. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung ausser dir, aber vor der Verwirrung in dir; strebe nach Einheit, aber suche sie nicht in der Einförmigkeit; strebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillstand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftlosen beneidest, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht werth. Sie liegt hinter dir, sie muß ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freyem Bewußtseyn und Willen das Gesetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenlose Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene *Glück* der Natur getröstet 66
bist, so laß ihre *Vollkommenheit* deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bey diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Laß dir nicht mehr einfallen, mit ihr *tauschen* zu wollen, aber nimm sie in dich auf und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus beydem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche *Idylle*, in der du dich selbst immer wiederfindest aus den Verirrungen der Kunst, bey der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe und die Flamme des *Ideals*, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von neuem entzündest.

Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten *Griechen* umgab, wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freyen Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind, so muß die Bemerkung befremden, daß man so wenige Spuren von dem *sentimentalischen* Interesse, mit welchem wir Neuere an Naturscenen und an

1: dafür; A. — 23: wiederfindest, A B b. — 26: neuem ent-|zündest. b, neuem | entzündest. B. — 34: Neuern K W M.

Naturcharakteren hangen können, bey demſelben antrift. Der Grieche iſt zwar im höchſten Grade genau, treu, umſtändlich in Beſchreibung derſelben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglicheren Herzensantheil, als er es auch in Beſchrei'bung eines Anzuges, eines 67
Schildes, einer Rüſtung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechaniſchen Produktes iſt. Er ſcheint, in ſeiner Liebe für das Objekt, keinen Unterſchied zwiſchen demjenigen zu machen, was durch ſich ſelbſt, und dem, was durch die Kunſt und durch den menſchlichen Willen iſt. Die Natur ſcheint mehr ſeinen Verſtand und ſeine Wißbegierde, als ſein moraliſches Gefühl zu intereſſieren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindſamkeit, mit ſüſſer Wehmuth an derſelben, wie wir Neuern. Ja, indem er ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen perſonifiziert und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freyer Weſen darſtellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche ſie für uns gerade ſo anziehend iſt. Seine ungedultige Phantaſie führt ihn über ſie hinweg zum Drama des menſchlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freye, nur Charaktere, Handlungen, Schickſale, und Sitten befriedigen ihn, „und wenn wir in gewiſſen mora„liſchen Stimmungen des Gemüths wünſchen können, den Vorzug „unſerer Willensfreyheit, der uns ſo vielem Streit mit uns ſelbſt, „ſo vielen Unruhen und Verirrungen ausſetzt, gegen die wahlloſe „aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftloſen hinzugeben, ſo iſt, „gerade umgekehrt, die Phantaſie des Griechen geſchäftig, die menſch„liche Natur ſchon in der unbeſeelten Welt anzufangen, und da, wo „eine blinde Nothwendigkeit herrſcht, dem Willen Einfluß zu geben.“

Woher wohl dieſer verſchiedene Geiſt? Wie kommt es, daß wir, die in allem was Natur iſt, von den Alten ſo unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höheren Grade huldigen, mit Innigkeit ' an ihr hangen, und ſelbſt die lebloſe Welt mit 68
der wärmſten Empfindung umfaſſen können? Daher kommt es, weil die Natur bey uns aus der Menſchheit verſchwunden iſt, und wir

1: Naturcharakteren K W M] Naturcharaktere A B b. — 5: Hausgeräths B b. — 7–8: ſelbſt und dem was A. — ſelbſt und b. — 10: intereſſiren; B b. — 12–13: perſonifizirt B b. — 15: ungeduldige B b. — 17–18: Schickſale und B b. — 18–25: (Die Anführungszeichen ſind in B b K W M weggelaſſen. Woher die Stelle entlehnt iſt, weiß ich nicht.) — 27: allem, B b.

sie nur ausserhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unsrer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fliesset, unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deßwegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindischen Unschuld beklagen. Unsre Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menschheit noch antreffen, daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fußstapfe der Natur ausser uns auf unsre Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen.* 'Bey diesen 69
artete die Kultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verlohren hatte, so konnte er, ausserhalb dieser,

* Aber auch nur bey den Griechen; denn es gehörte gerade eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Leblose zu legen, und das Bild der Menschheit mit diesem Eifer zu verfolgen. Ossians Menschenwelt z. B. war dürftig und einförmig; das Leblose um ihn her hingegen war groß, kolossalisch, mächtig, drang sich also auf, und behauptete selbst über den Menschen seine Rechte.
'In den Gesängen dieses Dichters tritt daher die leblose Natur (im Gegensatz gegen 69
den Menschen) noch weit mehr als Gegenstand der Empfindung hervor. Indessen klagt auch schon Ossian über einen Verfall der Menschheit, und so klein auch bey seinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbnisse war, so war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moralischen Sänger zu dem Leblosen zurückzuscheuchen, und über seine Gesänge jenen elegischen Ton auszugießen, der sie für uns so rührend und anziehend macht.

1: außerhalb B b. — 6: fließet, B. — 10: kindlichen K. — 13: außer B b. — 22: verloren B b. — außerhalb B b. — 30: mehr, A B b.

auch nicht von ihr überrascht werden, und kein so dringendes Bedürfniß nach Gegenständen haben, in denen er sie wieder fand. Einig mit sich selbst, und glücklich im Gefühl seiner Menschheit mußte er bey dieser als seinem Maximum stille stehen, und alles andre derselben zu nähern bemüht seyn; wenn wir, uneinig mit uns selbst, und unglücklich in unsern Erfahrungen von Menschheit, kein dringenderes Interesse haben, als aus derselben herauszufliehen, und eine so mislungene Form aus unsern Augen zu rücken.

'Das Gefühl, von dem hier die Rede ist, ist also nicht das, 70
was die Alten hatten; es ist vielmehr einerley mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er seinen göttlichen Sauhirt den Ulysses bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werthers bewegte, da er nach einer lästigen Gesellschaft diesen Gesang las. Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.

So wie nach und nach die Natur anfieng, aus dem menschlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende) Subjekt zu verschwinden, so sehen wir sie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenstand aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weitesten gebracht hatte, mußte zuerst von dem Phänomen des Naiven am stärksten gerührt werden, und demselben einen Nahmen geben. Diese Nation waren, soviel ich weiß, die Franzosen. Aber die Empfindung des Naiven und das Interesse an demselben ist natürlicherweise viel älter, und datirt sich schon von dem Anfang der moralischen und ästhetischen Verderbniß. Diese Veränderung in der Empfindungsweise ist zum Beyspiel schon äusserst auffallend im Euripides, wenn man diesen mit seinen Vorgängern, besonders dem Aeschylus vergleicht, und doch war jener Dichter der Günstling seiner Zeit. Die nehmliche Revolution läßt sich auch unter den alten Historikern nachweisen. Horaz, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Welt-

1: kein so A M] so kein B b K W. — 7: Interesse B. — 12: Natürliche. B. — 13: Sauhirten K. — 25: weiß die A. — 29: äußerst B, äuserst b. — 30: Vorgängern besonders A. — 33: Horatz, A b.

alters, preißt die ruhige Glückseligkeit in seinem Tibur, und ihn könnte 'man als den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart 71
nennen, so wie er auch in derselben ein noch nicht übertroffenes Muster ist. Auch in Properz, Virgil u. a. findet man Spuren dieser Empfindungsweise, weniger beym Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in seinem Exil zu Tomi die Glückseligkeit schmerzlich vermißt, die Horaz in seinem Tibur so gern entbehrte.

Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr seyn können, und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit denselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden also entweder Natur seyn, oder sie werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwey ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören.

Der Dichter einer naiven und geistreichen Jugendwelt, so wie derjenige, der in den Zeitaltern künstlicher Kultur ihm am nächsten kommt, ist kalt, gleichgültig, verschlossen, ohne alle Vertraulichkeit. Streng und spröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern, entflieht er dem Herzen, das ihn sucht, dem Verlangen, das 'ihn 72
umfassen will. Nichts erwiedert er, nichts kann ihn schmelzen, oder den strengen Gürtel seiner Nüchternheit lösen. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenstand behandelt, erscheint nicht selten als Unempfindlichkeit. Das Objekt besitzt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht wie ein schlechtes Metall gleich unter der Oberfläche, sondern will wie das Gold in der Tiefe gesucht seyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werk; Er ist das Werk

1: alters (ohne Komma) A B b. — preist B b. — 10: willkührlicher B b. — 11: demselben B b K W M. — 12: Zeugen, B b. — 23–24: kommt, ist streng und spröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern, ohne alle Vertraulichkeit entflieht B b K W M. — 26–27: Nichts — lösen.] fehlt B b K W M. — 27: trockne B.

und das Werk ist Er; man muß des erstern schon nicht werth oder nicht mächtig oder schon satt seyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt sich z. B. Homer unter den Alten und Shakespeare unter den Neuern; zwey höchst verschiedene, durch den unermeßlichen Abstand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in diesem Charakterzuge völlig eins. Als ich in einem sehr frühen Alter den letztern Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die Herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Makbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da fest hielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektieren; kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum ' lieb ge- 73
winnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektiertes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuschreiben.

Dasselbe ist mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch spätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im VI Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed im Gefecht auf einander stoßen, und nachdem sie sich als Gastfreunde erkannt, einander Geschenke geben. Diesem rührenden Gemählde der Pietät, mit der die Gesetze des Gastrechts selbst im Kriege beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths im Ariost an die Seite gestellt werden, wo zwey Ritter und

[1]: des Werk B. — [3]: Shakspeare W M. — [9]: herzzerschneidenden B b. — [9–10]: Madbeth K, Macbeth W M. — [15]: reflektiren; B b. — [20]: reflektirtes B b. — [28]: sechsten B, sechsten b. — [29]: stoßen, B b.

Nebenbuhler, Ferrau und Rinald, dieser ein Christ; jener ein Saracene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und um die flüchtige Angelika einzuhohlen, das nehmliche Pferd besteigen. Beyde Beyspiele, so verschieden sie übrigens seyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unser Herz beynahe gleich, weil beyde den schönen Sieg der Sitten über die Leidenschaft mahlen, und uns durch Naivheit der Gesinnungen rühren. Aber wie ganz verschieden nehmen sich die Dichter bey Beschreibung dieser ähnlichen Handlung. Ariost, der Bürger einer späteren und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt, kann bey der Er'zählung dieses 74 Vorfalls seine eigene Verwunderung, seine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abstandes jener Sitten von denjenigen, die Sein Zeitalter charakterisieren, überwältigt ihn. Er verläßt auf einmal das Gemählde des Gegenstandes und erscheint in eigener Person. Man kennt die schöne Stanze und hat sie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Rittersitten!
Die Nebenbuler waren, die entzweyt
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
Frey von Verdacht und in Gemeinschaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
Biß wo der Weg sich in zwey Straßen theilte. *

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaukus seines Gegners Erzählung, daß dieser von Väterzeiten her ein Gastfreund seines Geschlechts ist, so steckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, daß sie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer selbst:

* Der rasende Roland. Erster Gesang. Stanze 22.

1: (Ferraù bei Ariost, Ferragu bei Gries). — 3: einzuholen, B b. — 7: Naivetät B b K W M. — 9: spätern B. — 10: Welt kann A B b. — 11: Vorfalls, A B b. — 12: sein B. — 13: charakterisiren, B b. — 14: Gemälde B. — Person: A b. — 17: Die B b. — 19: von A. (Am Schluß des ersten Jahrgangs der Horen als Druckfehler bezeichnet.) — 23: Bis B b (und so stets). — 29: 22.] 32. A B b K W M. (Die Uebersetzung ist von Schiller selbst, s. A. W. v. Schlegels Werke 12, 271; Gries hat sie bis auf die beiden letzten Verse und mit Veränderung von „Edelmuth“ in „Biederkeit“ in die zweite Auflage seines Rasenden Roland aufgenommen.)

„Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich besuche.
Drum mit unseren Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,
'Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen; 75
Viel auch dir der Achaier, daß, welchen du kannst, du erlegest.
Aber die Rüstungen beide vertauschen wir, daß auch die andern
Schaun, wie wir Gäste zu seyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Also redeten jene, herab von den Wagen sich schwingend
Faßten sie beide einander die Händ und gelobten sich Freundschaft."

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigstens schwerlich einer, der es in der moralischen Bedeutung dieses Worts ist) auch nur biß hieher gewartet haben, um seine Freude an dieser Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um so leichter verzeyhen, da auch unser Herz beym Lesen einen Stillstand macht, und sich von dem Objekte gern entfernt, um in sich selbst zu schauen. Aber von allem diesem keine Spur im Homer; als ob er etwas alltägliches berichtet hätte, ja als ob er selbst kein Herz in dem Busen trüge, fährt er in seiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregete Zevs, daß er ohne Besinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüstungen, goldne mit ehrnen
Wechselte, hundert Farren werth, neun Farren die andern." *

'Dichter von dieser naiven Gattung sind in einem künstlichen 76
Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in demselben kaum mehr möglich, wenigstens auf keine andere Weise möglich als daß sie in ihrem Zeitalter wild laufen, und durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einfluß desselben geborgen werden. Aus der Societät selbst können sie nie und nimmer hervorgehen; aber ausserhalb derselben erscheinen sie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge, die man anstaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man sich ärgert. So wohlthätige Erscheinungen

* Ilias. Voßische Uebersetzung. Band I. Seite 153.

3: unsern B. — 6: erlegest, B. — 10: Hand B. — 13: bis B b. — haben um A. — 14: verzeihen, B b. — 17: diesen K. — 18: in dem A] im B b K W M. — 22: Wechselte, B. — 29: außerhalb B b. — 30: Fremdlinge die A. — 32: Ilias Voßische B b. — Voß'sche W M. — I. Band. B b.

sie für den Künstler sind, der sie studiert, und für den ächten Kenner, der sie zu würdigen versteht, so wenig Glück machen sie im Ganzen und bey ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirne; wir hingegen wollen von den Musen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geschmacks, werden sie als **Grenzstörer** gehaßt, die man lieber unterdrücken möchte; denn selbst Homer dürfte es bloß der Kraft eines mehr als tausendjährigen Zeugnisses zu verdanken haben, daß ihn diese Geschmacksrichter gelten lassen; auch wird es ihnen sauer genug, ihre Regeln gegen sein Beyspiel, und sein Ansehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Im nächsten Stück einige Worte über die sentimentalischen Dichter.

Die sentimentalischen Dichter. 1

Der Dichter, hieß es in dem vorhergehenden Versuch über das Naive* **ist** entweder Natur, oder er wird sie **suchen**. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter. Mit der Erklärung dieses Satzes wird der gegenwärtige Versuch sich beschäftigen.

Der dichterische Geist ist unsterblich und unverlierbar in der Menschheit; er kann nicht anders als zugleich mit derselben und mit der Anlage zu ihr sich verlieren. Denn entfernt sich gleich der Mensch durch die Freyheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, so steht ihm doch nicht nur der Pfad zu derselben immer offen, sondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moralische, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe steht das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. Dieses verliert sich also nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, sondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

* Man sehe das eilfte Stück der Horen.

1: studirt, B b. — 6: **Grenzstörer** B. — 10: Beispiel, B. — 12: Im — Dichter.] fehlt B b K W M. — 13: (Horen 1795, 12. Stück, S. 1—55. — Die Ueberschrift fehlt B b K W M.) — 14—15: Der Dichter, sagte ich, ist B b K W M. — 16—17: Mit — beschäftigen.] fehlt B b K W M. — 18: im der B. — 29: (Die Anmerkung fehlt B b K W M.)

'Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich 2
der Dichtergeist nähret, aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht,
zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur be-
griffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken, ist dem poetischen
Geiste fremd; daher, beiläufig zu sagen, alle sogenannten Werke des
Witzes ganz mit Unrecht poetisch heißen, ob wir sie gleich lange Zeit,
durch das Ansehen der französischen Litteratur verleitet, damit ver-
menget haben. Die Natur, sage ich, ist es auch noch jetzt, in dem
künstlichen Zustande der Kultur, wodurch der Dichtergeist mächtig ist,
nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derselben.

So lange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe
Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit, und als ein
harmonierendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und
selbstthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht ge-
trennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch miteinander. Seine
Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Ge-
danken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem
Gesetz der *Nothwendigkeit* gehen jene, aus der *Wirklichkeit*
gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Kultur ge-
treten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene *sinn-
liche* Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als
moralische Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äußern.
Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die
in dem ersten Zustande *wirklich* statt fand, existiert jetzt bloß *idea-
lisch*; sie ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm; als ein Ge-
danke, der erst realisiert werden soll, nicht mehr als Thatsache seines
Lebens. 'Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein andrer 3
ist, als der *Menschheit ihren möglichst vollständigen Aus-
druck zu geben*, auf jene beyden Zustände an, so ergiebt sich, daß
dort in dem Zustande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit
allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mit-
hin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig aus-
drükt, die möglichst vollständige *Nachahmung des Wirklichen*
— daß hingegen hier in dem Zustande der Kultur, wo jenes har-

13: harmonirendes Bb. — 24: Statt B. — existirt Bb. — 24–25: idea-
lisch: B. — 26: realisirt Bb. — 28: als B. — 32–33: ausdrückt, Bb.

monische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder was auf eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß. Und dieß sind auch die zwey einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äussern kann. Sie sind, wie man sieht, äusserst von einander verschieden, aber es giebt einen höhern Begriff, der sie beyde unter sich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in eins zusammentrifft.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in sein volles Licht setzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiste nach, und nicht bloß nach zufälligen Formen eine Vergleichung zwischen alten und modernen Dichtern * an'zustellen versteht, wird sich leicht von der Wahrheit desselben 4
überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.

Dieser Weg, den die neueren Dichter gehen, ist übrigens derselbe, den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muß. Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweyet ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivierte Mensch in seiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in der seinigen zu werden vermag. Er müßte also dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachstehen, wenn bloß auf das Verhältniß, in welchem

* Es ist vielleicht nicht überflüssig zu erinnern, daß, wenn hier die neuen Dichter den alten entgegengesetzt werden, nicht sowohl der Unterschied der Zeit, als der Unterschied der Manier zu verstehen ist. Wir haben auch in neuern ja sogar in neuesten Zeiten naive Dichtungen in allen Klassen, ' wenn gleich nicht mehr 4
ganz reiner Art, und unter den alten lateinischen ja selbst griechischen Dichtern fehlt es nicht an sentimentalischen. Nicht nur in demselben Dichter, auch in demselben Werke trifft man häufig beyde Gattungen vereinigt an; wie zum Beyspiel in Werthers Leiden, und dergleichen Produkte werden immer den größern Effekt machen.

2: oder, Bb. — 3: die Bb. — 5: äußern Bb. — 6: äußerst Bb. — 8: dieser B. — 22: kultivirte Bb. — 28: neuern, B. — 29: Klassen wenn Ab. — 30: Art und A. — lateinischen, B.

beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten selbst mit einander, so zeigt sich, daß das Ziel, zu welchem der Mensch durch Kultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen ist. Der eine erhält also seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der andre erlangt ihn durch Annäherung zu einer un'endlichen Größe. 5
Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt hat, so ist der relative Werth des Menschen, der in der Kultur begriffen ist, im Ganzen genommen, niemals bestimmbar, obgleich derselbe im einzelnen betrachtet sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Insofern aber das letzte Ziel der Menschheit nicht anders als durch jene Fortschreitung zu erreichen ist, und der letztere nicht anders fortschreiten kann, als indem er sich kultiviert und folglich in den erstern übergeht, so ist keine Frage, welchem von beyden in Rücksicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Dasselbe, was hier von den zwey verschiedenen Formen der Menschheit gesagt wird, läßt sich auch auf jene beyden, ihnen entsprechenden, Dichterformen anwenden.

Man hätte deßwegen alte und moderne — naive und sentimentalische — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinschaftlichen höhern Begriff (einen solchen giebt es wirklich) miteinander vergleichen sollen. Denn freylich, wenn man den Gattungsbegriff der Poesie zuvor einseitig aus den alten Poeten abstrahiert hat, so ist nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen sie herabzusetzen. Wenn man nur das Poesie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, so kann es nicht anders seyn, als daß man den neuern Poeten gerade in ihrer eigensten und erhabensten Schönheit den Nahmen der Dichter wird streitig machen müssen, weil sie gerade hier nur zu dem Zögling der Kunst sprechen, und der einfältigen Natur nichts zu ' sagen haben. * Wessen Gemüth 6

* Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Comödien stehen bleiben und wegfallen

1: beyde B. — 7: letzere B. — 9–10: Einzelnen B. — 10: betrachtet, Bb. — 14: kultivirt Bb. — 18: beyde, K. — entsprechende, K. — 22–23: mit einander Bb. — 24: abstrahirt Bb.

nicht schon zubereitet ist, über die Wirklichkeit hinaus ins Ideenreich zu gehen, für den wird der reichste Gehalt leerer Schein und der höchste Dichterschwung Ueberspannung seyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worinn Homer groß ist, irgend einen Neuern ihm an die Seite stellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopstock mit dem Nahmen eines neuern Homer beehrt sieht. Eben so wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigsten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteristisch auszeichnet, die Vergleichung mit demselben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, ist mächtig durch ′ die Kunst der Begrenzung, dieser ist es durch die 7
Kunst des Unendlichen.

Und eben daraus, daß die Stärke des alten Künstlers (denn was hier von dem Dichter gesagt worden, kann unter den Einschränkungen, die sich von selbst ergeben, auch auf den schönen Künstler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung bestehet, erklärt sich der hohe Vorzug, den die bildende Kunst des Alterthums über die der neueren Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniß des Werths, in welchem moderne Dichtkunst und moderne bildende Kunst zu beyden Kunstgattungen im Alterthum stehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung seine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann sie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plastischen Werken hilft daher dem Neuern seine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier ist er genöthigt, das Bild seiner Einbildungskraft auf das genaueste im Raum zu bestimmen,

sollte; auch wäre zu wünschen gewesen, daß die Meister des französischen Kothurns mit ihren Trauerspielen zuweilen diese Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopstockischen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, im verlorenen Paradies, in Nathan dem Weisen, und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde. Doch was sage ich? diese Probe ist wirklich angestellt, und die Molierische Magd raisonniert ja langes und breites in unsern kritischen Bibliotheken, philosophischen und litterarischen Annalen und Reisebeschreibungen über Poesie, Kunst und dergleichen, nur, wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmakter als auf französischem, und wie es sich für die Gesindestube der deutschen Litteratur geziemt.

4: worin B. — 26: Sollte; B. — 28: Klopstockschen B, Klopstock'schen K W. — 30: Diese B. — 31: Moliereſche B, Molier'sche K, Molière'sche W M. — raisonnirt B b. — 34: abgeschmackter B b.

und sich folglich mit dem alten Künstler gerade in derjenigen Eigenschaft zu messen, worinn dieser seinen unabstreitbaren Vorzug hat. In poetischen Werken ist es anders, und siegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen und in dem was sinnlich darstellbar und *körperlich* ist, so kann der neuere sie wieder im Reichthum des Stoffes, in dem was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz, in dem was man in Kunstwerken *Geist* nennt, hinter sich lassen. *

′Da der naive Dichter bloß der einfachen Natur und Empfin- 8
dung folgt, und sich bloß auf Nachahmung ′ der Wirklichkeit beschränkt, 9
so kann er zu seinem Gegenstand auch nur ein einziges Verhältniß haben, und es giebt, in *dieser* Rücksicht, für ihn keine Wahl der

* Individualität mit einem Wort ist der Charakter des Alten, und Idealität die Stärke des Modernen. Es ist also natürlich, daß in allem, was zur unmittelbaren sinnlichen Anschauung gelangen und als Individuum wirken muß, ′ der erste 8
über den zweyten den Sieg davon tragen wird. Eben so natürlich ist es auf der andern Seite, daß da wo es auf geistige Anschauungen ankommt und die Sinnenwelt überschritten werden soll und darf, der erste nothwendig durch die Schranken der Materie leiden, und eben weil er sich streng an diese bindet, hinter dem andern, der sich davon freyspricht, wird zurückbleiben müssen.

Nun entsteht natürlicherweise die Frage (die wichtigste, die überhaupt in einer Philosophie der Kunst kann aufgeworfen werden) ob und in wie fern in demselben Kunstwerke Individualität mit Idealität zu vereinigen sey — ob sich also (welches auf eins hinausläuft) eine Coalition des alten Dichtercharakters mit dem modernen gedenken lasse, welche, wenn sie wirklich statt fände, als der höchste Gipfel aller Kunst zu betrachten seyn würde. Sachverständige behaupten, daß dieses, in Rücksicht auf bildende Kunst, von den Antiken gewissermaaßen geleistet sey, indem hier wirklich das Individuum ideal sey und das Ideal in einem Individuum *erscheine*. Soviel ist indessen gewiß, daß in der Poesie dieser Gipfel noch keineswegs erreicht ist; denn hier fehlt noch sehr viel daran, daß das vollkommenste Werk, der Form nach, es auch dem Inhalte nach sey, daß es nicht bloß ein wahres und schönes *Ganze* sondern auch das möglichst *reichste* Ganze sey. Es sey dieß aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, so ist es wenigstens die Aufgabe auch in der Dichtkunst, das ideale zu individua′lisieren und das individuelle zu idealisieren. Der 9
moderne Dichter *muß* sich diese Aufgabe machen, wenn er sich überall nur ein höchstes und leztes Ziel seines Strebens gedenken soll. Denn, da er einerseits durch das Ideenvermögen über die Wirklichkeit hinausgetrieben, andrerseits aber durch den Darstellungstrieb beständig wieder zu derselben zurückgenöthiget wird, so geräth er in einen Zwiespalt mit sich selbst, der nicht anders als dadurch, daß er eine Darstellbarkeit des Ideals regulativ annimmt, beyzulegen ist.

4: dem, Bb. — 5: im] in KW. — 6: dem, Bb. — 7: dem, Bb. — 13–40: (Die Anmerkung fehlt Bb K W M.)

Behandlung. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgesetzt, daß man alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört, und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetischen Behandlung betrachtet) beruht sage ich bloß auf dem verschiedenen *Grad* einer und derselben Empfindungsweise; selbst die Verschiedenheit in den äusern Formen kann in der Qualität jenes ästhetischen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form sey lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend; wir können wohl schwächer und stärker, aber (sobald von dem Stoff abstrahiert wird) nie verschiedenartig gerührt werden. Unser Gefühl ist durchgängig dasselbe, ganz aus Einem Element, so daß wir nichts darinn zu unterscheiden vermögen. Selbst der Unterschied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben diese reine Einheit ihres Ursprungs und ihres Effekts ist ein Charakter der naiven Dichtung.

Ganz anders verhält es sich mit dem sentimentalischen Dichter. Dieser *reflektiert* über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird, und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Der sentimentalische Dichter hat es daher immer mit zwey streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemischte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieser doppelten Quelle zeugen.* Da also hier eine Mehrheit der

* Wer bey sich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzusondern im Stand ist, der wird diesen Eindruck, auch selbst bey sehr pathetischen Gegenständen, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bey sentimentalischen wird er immer etwas ernst und anspannend seyn. Das macht, weil wir uns bey naiven Darstellungen, sie handeln auch wovon sie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objects in unserer Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als diese suchen, bey sentimentalischen hingegen die Vorstellung der Einbildungskraft mit einer Vernunftidee zu vereinigen haben, und also immer zwischen zwey verschiedenen Zuständen in Schwanken gerathen.

[3]: gehört und A B b. — [4]: beruht, sage ich, bloß B b. — [6]: äußern B b. — aesthetischen A (und so zuweilen: aesthetisch). — [9]: abstrahirt B b. — [11]: darin B (und so stets, mit Ausnahme von S. 477, 31). — [16]: *reflektirt* B b. — [17]: machen und A B b. — [19]: bezogen und A. — [27]: Eindruck auch B. — [31]: Objekts B b.

Principien statt findet, so kommt es darauf an, welches von beyden in der Empfindung des Dichters und in seiner Darstellung *überwiegen* wird, und es ist folglich eine Verschiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun ʼentsteht die Frage, ob er mehr bey der 11
Wirklichkeit, ob er mehr bey dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenstand der Abneigung, ob er dieses als einen Gegenstand der Zuneigung ausführen will. Seine Darstellung wird also entweder *satyrisch* oder sie wird (in einer weitern Bedeutung dieses Worts, die sich nachher erklären wird) *elegisch* seyn; an eine von diesen beyden Empfindungsarten wird jeder sentimentalische Dichter sich halten.

Satyrische Dichtung.

Satyrisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt beydes auf eins hinaus) zu seinem Gegenstande macht. Dieß kann er aber sowohl ernsthaft und mit Affekt, als scherzhaft und mit Heiterkeit ausführen; je nachdem er entweder im Gebiethe des Willens oder im Gebiethe des Verstandes verweilt. Jenes geschieht durch die *strafende*, oder pathetische, dieses durch die *scherzhafte* Satyre.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Belustigung. Jener ist zu ernst für das Spiel, was die Poesie immer seyn soll; dieser ist zu frivol für den Ernst, der allem poetischen Spiele zum Grund liegen soll. Moralische Widersprüche interessieren nothwendig unser Herz, und rauben also dem Gemüth seine Freyheit; und doch soll aus poetischen Rührungen alles eigentliche Interesse, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfniß verbannt seyn. Verstandes-ʼWidersprüche hingegen lassen 12
das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchsten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es ist daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetischen Satyre nicht die poetische Form zu verletzen, welche in der Freyheit des Spiels

1: Statt B. — 12: fehlt B b K. — 16: Dies B. — 18: Gebiete B. — 25: interessiren B b.

besteht, in der scherzhaften Satyre nicht den poetischen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche seyn muß. Diese Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöset werden. Die strafende Satyre erlangt poetische Freyheit, indem sie ins Erhabene übergeht, die lachende Satyre erhält poetischen Gehalt, indem sie ihren Gegenstand mit Schönheit behandelt.

In der Satyre wird die Wirklichkeit als Mangel, dem Ideal als der höchsten Realität gegenüber gestellt. Es ist übrigens gar nicht nöthig, daß das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiß; diß muß er aber schlechterdings, oder er wird gar nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein nothwendiges Objekt der Abneigung, aber worauf hier alles ankömmt, diese Abneigung selbst muß wieder nothwendig aus dem entgegenstehenden Ideale entspringen. Sie könnte nehmlich auch eine bloß sinnliche Quelle haben und lediglich in Bedürfniß gegründet seyn, mit welchem die Wirklichkeit streitet; und häuffig genug glauben wir einen moralischen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns bloß der Widerstreit derselben mit unserer Neigung erbittert. Dieses materielle Interesse ist es, was der gemeine Satyriker ins Spiel bringt, und weil es ihm auf diesem Wege gar nicht fehl schlägt, uns in Affekt zu versetzen, so glaubt er unser Herz in seiner Gewalt zu haben und im pathetischen Meister zu seyn. Aber jedes Pa'thos 13
aus dieser Quelle ist der Dichtkunst unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren und nur durch die Vernunft zu unserm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird sich dieses unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetische Pathos an einem Uebergewicht der Selbstthätigkeit und an einer, auch im Affekte noch bestehenden Gemüthsfreyheit zu erkennen ist. Entspringt nehmlich die Rührung aus dem, der Wirklichkeit gegenüber stehenden Ideale, so verliert sich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl und die Größe der Idee, von der wir erfüllt sind, erhebt uns über alle Schranken der

2: welche M (Druckfehler). — 10: dieß Bb. — 13: ankommt, K. — 16: häufig Bb. — 31: gegenüberstehenden Bb.

Erfahrung. Bey der Darstellung empörender Wirklichkeit kommt daher alles darauf an, daß das Nothwendige der Grund sey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, daß er unser Gemüth für Ideen zu stimmen wisse. Stehen *wir* nur hoch in der Beurtheilung, so hat es nichts zu sagen, wenn auch der Gegenstand tief und niedrig, unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geschichtschreiber *Tacitus* den tiefen Verfall der Römer des ersten Jahrhunderts schildert, so ist es ein hoher Geist, der auf das Niedrige herabblickt, und unsere Stimmung ist wahrhaft poetisch, weil nur die Höhe, worauf er selbst steht und zu der er uns zu erheben wußte, seinen Gegenstand niedrig machte.

Die pathetische Satyre muß also jederzeit aus einem Gemüthe fliessen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist. Nur ein herrschender Trieb nach Uebereinstimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moralischer Widersprüche und jenen glühenden Unwillen gegen 14 mora'lische Verkehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Lucian, Dante, Swift, Young, Rousseau, Haller und andern zur Begeisterung wird. Die nehmlichen Dichter würden und müßten mit demselben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Ursachen ihrem Gemüth frühe diese bestimmte Richtung gegeben hätten; auch haben sie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter und hatten eine schauderhafte Erfahrung moralischer Verderbniß vor Augen, oder eigene Schicksale hatten Bitterkeit in ihre Seele gestreut. Auch der philosophische Geist, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Wesen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringet, neigt das Gemüth zu dieser Härte und Austerität, mit welcher Rousseau, Haller und andre die Wirklichkeit mahlen. Aber diese äusern und zufälligen Einflüsse, welche immer einschränkend wirken, dürfen höchstens nur die Richtung bestimmen, niemals den Innhalt der Begeisterung hergeben. Dieser muß in allen derselbe seyn, und, rein von jedem äusern Bedürfniß, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorfliessen, welcher durchaus der

12: also B. — 13: fließen, B. — 16: Lucian,] fehlt B b K W M. — 16: Dante,] Young,] fehlt B b K W M. — 20–21: bestimmte B. — 29: äußern B, äussern b. — 31: Inhalt B b. — 32: äußern B b. — 33: hervorfließen, B b.

einzig wahre Beruf zu dem satyrischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die pathetische Satyre nur erhabene Seelen kleidet, so kann die spottende Satyre nur einem schönen Herzen gelingen. Denn jene ist schon durch ihren ernsten Gegenstand vor der Frivolität gesichert; aber diese, die nur einen moralisch gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Innhalt veredelte und das Subjekt des Dichters nicht sein Objekt verträte. Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Wirkens, in jeder seiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anstrengung kund thun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen. Das tiefe Meer erscheint am erhabensten in seiner Bewegung, der klare Bach am schönsten in seinem ruhigen Lauf.

Es ist mehrmals darüber gestritten worden, welche von beyden, die Tragödie oder die Comödie, vor der andern den Rang verdiene. Wird damit bloß gefragt, welche von beyden das wichtigere Objekt behandle, so ist kein Zweifel, daß die erstere den Vorzug behauptet; will man aber wissen, welche von beyden das wichtigere Subjekt erfodre, so muß der Ausspruch eben so entscheidend für die letztere ausfallen. In der Tragödie geschieht schon durch den Gegenstand sehr viel, in der Comödie geschieht durch den Gegenstand nichts und alles durch den Dichter. Da nun bey Urtheilen des Geschmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, so muß natürlicher weise der ästhetische Werth dieser beyden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer materiellen Wichtigkeit stehen. Den tragischen Dichter trägt sein Objekt, der komische hingegen muß durch sein Subjekt das seinige in

4: schönen Her-|zen B. — 8: Inhalt B b. — 12: kann sich B. — 14–15: Anstrengung B. — 17–18: Das tiefe — Lauf.] fehlt A. — 19 ff.: (Vgl. dazu: Aus Schillers Nachlaß Nr. 4 am Schluß dieses Theils. K. G.) — 20: Comödie vor A b. — 21: gefragt: B. — 24–25: so möchte der Ausspruch eher für die letztere ausfallen. — B b K W M. — 28: natürlicherweise B b.

der ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu soviel eben nicht gehöret; der andre muß sich gleich bleiben, er muß also schon dort seyn und dort zu Hause seyn, wohin der andre nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das ist es, worinn sich der schöne Charakter von dem erhabenen unterscheidet. 16 In dem ersten ist jede Größe schon enthalten, sie fließt ungezwungen und mühelos aus seiner Natur, er ist, dem Vermögen nach, ein Unendliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann sich zu jeder Größe anspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens aus jedem Zustande der Beschränkung sich reissen. Dieser ist also nur ruckweise und nur mit Anstrengung frey, jener ist es mit Leichtigkeit und immer.

Diese Freyheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, ist die schöne Aufgabe der Comödie, so wie die Tragödie bestimmt ist, die Gemüthsfreyheit, wenn sie durch einen Affekt gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Weg wieder herstellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreyheit künstlicherweise und als Experiment künstlich aufgehoben werden, weil sie in Herstellung derselben ihre poetische Kraft beweißt; in der Comödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreyheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegenstand immer praktisch, der Comödiendichter den seinigen immer theoretisch; auch wenn jener (wie Lessing in seinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretischen, dieser, einen praktischen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebieth aus welchem der Gegenstand genommen, sondern das Forum vor welches der Dichter ihn bringt, macht denselben tragisch oder komisch. Der Tragiker muß sich vor dem ruhigen Raisonnement in Acht nehmen und immer das Herz interessieren, der Comiker muß sich vor dem Pathos hüten und immer den Verstand unterhalten. Jener zeigt also durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwehrung der Leidenschaft seine Kunst; und diese Kunst 17 ist natürlich auf beyden Seiten um so grösser, je mehr der Gegenstand des Einen abstrakter Natur ist, und der des Andern sich zum

2: andere B. — 10: reißen. B b. — 18: künstlich] fehlt B b K W M. — werden; B. — 19: beweist; B. — 24: hätte einen A. — 25: Gebiet, B, Gebieth, b. — 26: Forum, B b. — 28: interessiren, B b.

pathetischen neigt.* Wenn also die Tragödie von einem wichtigern Punkt ausgeht, so muß man auf der andern Seite gestehen, daß die Comödie einem wichtigern Ziel entgegen geht, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüßig und unmöglich machen. Ihr Ziel ist einerley mit dem höchsten, wornach der Mensch zu ringen hat, frey von Leidenschaft zu seyn, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen als über Boßheit zu zürnen oder zu weinen.

'Wie in dem handelnden Leben so begegnet es auch oft bey dich- 18
terischen Darstellungen, den bloß leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechseln, und da sich der gemeine Geschmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, so ist es solchen niedlichen Geistern ein leichtes, jenen Ruhm zu usurpieren, der so schwer zu verdienen ist. Aber es giebt eine untrügliche Probe, vermittelst deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals, so wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters unterscheiden kann, und diese ist, wenn beyde sich an einem schwürigen und großen Objekte versuchen. In einem solchen Fall geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, so wie die Temperamentstugend in das Materielle, die wahrhaft schöne Seele hingegen geht eben so gewiß in die erhabene über.

* Im Nathan dem Weisen ist dieses nicht geschehen, hier hat die frostige Natur des Stoffs das ganze Kunstwerk erkältet. Aber Lessing wußte selbst, daß er kein Trauerspiel schrieb, und vergaß nur, menschlicher weise, in seiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgestellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt sey, die tragische Form zu einem andern als tragischen Zweck anzuwenden. Ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen seyn, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit bloß zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Comödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nehmlich hätte das Pathetische, dem erstern das Raisonnierende aufgeopfert werden müssen, und es ist wohl keine Frage, auf welchem von beyden die Schönheit dieses Gedichts am meisten beruht.

1: nichtigern Punkt A. — 3: entgegengeht, B b. — 4: überflüssig B b. — 6: klar immer A. — 8: Bosheit B b. — 15: usurpiren, B b. — 19: zu einem B. — schwierigen B. — 24 ff.: (Vgl. auch über Nathan am Schlusse dieses Theils: Aus Schillers Nachlaß Nr. 5. K. G.) — 26: menschlicherweise, B b. — 32: Pathetische dem A b. — Raisonnirende B b.

So lange Lucian bloß die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünschen, in den Lapithen, in dem Jupiter Tragödus u. a. bleibt er Spötter, und ergötzt uns mit seinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen seines Nigrinus, seines Timons, seines Alexanders, wo seine Satyre auch die moralische Verderbniß trift. „Unglückseliger," so beginnt er in seinem Nigrinus das empörende Gemählde des damaligen Roms, „warum verliessest du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glükliche Leben der Freyheit, und kamst hieher in dieß Getümmel von prachtvoller Dienstbarkeit, von Aufwartungen und Gastmälern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freunden? u. s. w." Bey solchen und ähnlichen Anläßen muß sich der hohe Ernst des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch 19
seyn soll, zum Grunde liegen muß. Selbst durch den boßhaften Scherz, womit sowohl Lucian als Aristophanes den Sokrates mißhandeln, blickt eine ernste Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Sophisten rächt, und für ein Ideal streitet, das sie nur nicht immer ausspricht. Auch hat der erste von beyden in seinem Diogenes und Dämonax diesen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern welchen großen und schönen Charakter drückt nicht Cervantes bey jedem würdigen Anlaß in seinem Don Quixote aus, welch ein herrliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erschuf, wie kann der Lacher Yorik sobald er will unser Gemüth so groß und so mächtig bewegen. Auch in unserm Wieland erkenne ich diesen Ernst der Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens; selbst in den Rhythmus seines Gesanges drückt sie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten empor zu tragen.

Von der Voltairischen Satyre läßt sich kein solches Urtheil fällen.

2: Jupiter, A. — 5: Alexander, A. — 6: trifft. B. — „Unglückseliger, so B. — „Unglückseliger" u. s. w.] (Aus Wielands Uebersetzung des Lucian, Th. 1, S. 35. 36.) — 7: Gemälde B. — 8: glückliche Bb. — 9: kammst A. — 14: boshaften Bb. — 16: an den B. — 17: daß K. — 19: Demonax W M. — 20: Neuern, B. — 24: Yorik, sobald er will, Bb. — 31: Voltaire'schen K W M.

Zwar ist es auch bey diesem Schriftsteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch rührt; es sey nun, daß er sie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmal in seinem Ingenu, oder daß er sie, wie in seinem Candide u. a. suche und räche. Wo keines von beyden der Fall ist, da kann er uns zwar als witziger Kopf belustigen, aber gewiß nicht als Dichter bewegen. Aber seinem Spott liegt überall zu wenig Ernst zum ' Grunde, und dieses macht seinen Dichterberuf mit Recht 20
verdächtig. Wir begegnen immer nur seinem Verstande, nicht seinem Gefühl. Es zeigt sich kein Ideal unter jener lustigen Hülle, und kaum etwas absolut Festes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit in äusern Formen, weit entfernt für die innere Fülle seines Geistes etwas zu beweisen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugniß dagegen ab, denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worinn er ein Herz hätte abdrücken können. Beynahe muß man also fürchten, es war in diesem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die seinen Beruf zur Satyre bestimmte. Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten Weg aus diesem engen Geleise treten müssen. Aber bey allem noch so grosen Wechsel des Stoffes und der äusern Form sehen wir diese innere Form in ewigem, dürftigem Einerley wiederkehren, und troz seiner voluminösen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menschheit in sich selbst nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satyrikern mit Freuden durchlaufen findet.

Elegische Dichtung.

Sezt der Dichter die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit so entgegen, daß die Darstellung des ersten überwiegt, und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird, so nenne ich ihn elegisch. Auch diese Gattung hat wie die Satyre zwey Klassen unter sich. Entweder ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird. Oder beyde sind ein Gegenstand der ' Freude, indem 21

12: äussern B b. — 15: worin B. — 20: großen B b. — äussern B b. — 25: fehlt B b K.

sie als wirklich vorgestellt werden. Das erste giebt die Elegie in engerer, das andre die Idylle in weitester Bedeutung.*

'Wie der Unwille bey der pathetischen und wie der Spott bey 22
der scherzhaften Satyre, so darf bey der Elegie die Trauer nur aus einer, durch das Ideal erweckten Begeisterung fließen. Dadurch allein

* Daß ich die Benennungen Satyre, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als gewöhnlich geschieht, werde ich bey Lesern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Absicht dabey ist keinesweges die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Observanz sowohl der Satyre und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde gesteckt hat; ich sehe bloß auf die in diesen Dichtungsarten herrschende Empfindungsweise, und es ist ja bekannt genug, daß diese sich keinesweges in jene engen Grenzen einschliessen läßt. Elegisch rührt uns nicht bloß die Elegie, welche ausschließlich so genannt wird; auch der dramatische und epische Dichter können uns auf elegische Weise bewegen. In der Meßiade, in Thomsons Jahrszeiten, im verlorenen Paradieß, im befreyten Jerusalem finden wir mehrere Gemählde, die sonst nur der Idylle, der Elegie, der Satyre eigen sind. Eben so, mehr oder weniger, fast in jedem pathetischen Gedichte. Daß ich aber die Idylle selbst zur elegischen Gattung rechne, scheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere sich aber, daß hier nur von derjenigen Idylle die Rede ist, welche eine Species der sentimentalischen Dichtung ist, zu deren Wesen es gehört, daß die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit entgegen gesetzt werde. Geschieht dieses auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und stellt er das Gemählde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten
Ideales rein und selbstständig vor unsere Au'gen, so ist jener Gegensatz doch in 22
seinem Herzen, und wird sich, auch ohne seinen Willen, in jedem Pinselstrich verrathen. Ja wäre dieses nicht, so würde schon die Sprache, deren er sich bedienen muß, weil sie den Geist der Zeit an sich trägt und den Einfluß der Kunst erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künsteley in Erinnerung bringen; ja unser eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der Verderbniß gegenüber stellen, und so die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegisch machen. Dieß letztere ist so unvermeidlich, daß selbst der höchste Genuß, den die schönsten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem kultivierten Menschen gewähren, nicht lange rein bleibt, sondern früher oder später von einer elegischen Empfindung begleitet seyn wird. Schließlich bemerke ich noch, daß die hier versuchte Eintheilung, eben deßwegen weil sie sich bloß auf den Unterschied in der Empfindungsweise gründet, in der Eintheilung der Gedichte selbst und der Ableitung der poetischen Arten ganz und gar nichts bestimmen soll; denn da der Dichter, auch in demselben Werke, keinesweges an dieselbe Empfindungsweise gebunden ist, so kann jene Eintheilung nicht davon, sondern muß von der Form der Darstellung hergenommen werden.

5: erweckten, B b. — 12: einschließen B b. — 15: Messiade, B, Meßiade, b. — verlornen B b. — Paradies, B. — 21: unsern B b. — 33: kultivirten B b. — 38: Dichter auch B. — 39: dieselbe Eintheilungsweise gebunden ist, so kann jene Empfindung B.

erhält die Elegie poetischen Gehalt, und jede andere Quelle derselben ist völlig ' unter der Würde der Dichtkunst. Der elegische Dichter 23
sucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht bloß in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinstimmung mit Ideen, nicht bloß in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniß. Die Trauer über verlorne Freuden, über das aus der Welt verschwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. s. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegischen Dichtung werden, wenn jene Zustände sinnlichen Friedens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Ich kann deßwegen die Klaggesänge des Ovid, die er aus seinem Verbannungsort am Euxin anstimmt, wie rührend sie auch sind, und wie viel Dichterisches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk betrachten. Es ist viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geist und Adel in seinem Schmerz. Das Bedürfniß, nicht die Begeisterung stieß jene Klagen aus; es athmet darinn, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edleren Geistes, den sein Schicksal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, daß es Rom, und das Rom des Augustus ist, um das er trauert, so verzeyhen wir dem Sohn der Freude seinen Schmerz; aber selbst das herrliche Rom mit allen seinen Glückseligkeiten ist, wenn nicht die Einbildungskraft es erst veredelt, bloß eine endliche Größe, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunst, die erhaben über alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichterischen Klage kann also niemals ein äußrer, jederzeit nur ein innerer idealischer Gegenstand seyn; selbst wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit ' betrauert, muß sie ihn erst zu einem 24
idealischen umschaffen. In dieser Reduktion des Beschränkten auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung. Der äussere Stoff ist daher an sich selbst immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunst niemals so brauchen kann, wie sie ihn findet, sondern nur durch das, was sie selbst daraus macht, ihm die poetische Würde giebt. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber als eine Idee und

10: deswegen B b. — 11: Euxin B b. — 19: verzeihen B. — 21: Einbildungkraft A K. — 25: äußerer, B. — 26: seyn, B. — 28: Redaktion B. — 29: äußere B b. — 33: Natur aber A.

in einer Vollkommenheit, in der sie nie existirt hat, wenn er sie gleich als etwas da gewesenes und nun verlorenes beweint. Wenn uns Ossian von den Tagen erzählt, die nicht mehr sind, und von den Helden, die verschwunden sind, so hat seine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längst in Ideale, jene Helden in Götter umgestaltet. Die Erfahrungen eines bestimmten Verlustes haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden. *

Ich wende mich sogleich zu den neuern Poeten in der elegischen Gattung. Rousseau, als Dichter, wie als Philosoph, hat keine andere Tendenz als die Natur entweder zu suchen, oder an der Kunst zu rächen. Je nachdem sich sein Gefühl entweder bey der einen oder der andern verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu Juvenalischer Satyre begeistert, bald, wie in seiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwidersprechlich poetischen Gehalt, da sie ein Ideal behandeln, nur weiß er denselben nicht auf poetische ' Weise zu gebrauchen. Sein ernster Charakter läßt ihn zwar nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft, bald durch Abstraktion angespannt, bringt er es selten oder nie zu der ästhetischen Freyheit, welche der Dichter seinem Stoff gegenüber behaupten, seinem Leser mittheilen muß. Entweder es ist seine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrschet, und seine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es ist seine Denkkraft, die seiner Imagination Fesseln anlegt und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des Gemähldes vernichtet. Beyde Eigenschaften, deren innige Wechselwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden sich bey diesem Schriftsteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als daß sie sich auch wirklich miteinander vereinigt äusserten, daß seine Selbstthätigkeit sich mehr in sein Empfinden, daß seine

* Man lese z. B. das trefliche Gedicht Carthon betitelt.

31: äußerten, B b. — mit einander B b. — 33: Carthon K W M] Charton A, Carton B b. (Vgl. Theil 1, S. 265.)

Empfänglichkeit sich mehr in sein Denken mischte. Daher ist auch in dem Ideale, das er von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen, und überall mehr ein Bedürfniß nach physischer Ruhe als nach moralischer Uebereinstimmung darinn sichtbar. Seine leidenschaftliche Empfindlichkeit ist Schuld, daß er die Menschheit, um nur des Streits in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, daß er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger steckt, und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto schneller, um es nur desto sicherer zu erreichen.

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung will ich hier nur 26
Hallers, Kleists und Klopstocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Was indessen von dem Charakter sowohl dieser als aller sentimentalischen Dichter im Ganzen wahr ist, schließt natürlicherweise darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne das würden sie überall keine Dichter seyn. Nur ihr eigentlicher und herrschender Charakter ist es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben so wieder darzustellen. Unwillkührlich drängt sich die Phantasie der Anschauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verschließt Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu versinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen, und was es in sich hat, durch Reflexion sich gegenüber und aus sich herauszustellen. Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur was der reflektierende Verstand des Dichters aus dem Gegenstand machte, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern

26: zuvor und A. — 31: reflektirende Bb.

wie sich derselbe in seinem Gemüth reflektiert, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod seiner Gattin betrauert (man kennt das schöne Lied) und folgendermaaßen anfängt:

ʹSoll ich von deinem Tode singen 27
O Mariane welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen
Und ein Begriff den andern flieht ꝛc.

so finden wir diese Beschreibung genau wahr·, aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deßwegen auch weit schwächer, weil er selbst schon sehr viel erkältet seyn mußte, um ein Zuschauer seiner Rührung zu seyn.

Schon der größtentheils übersinnliche Stoff der Hallerischen und zum Theil auch der Klopstockischen Dichtungen schließt sie von der naiven Gattung aus; sobald daher jener Stoff überhaupt nur poetisch bearbeitet werden sollte, so mußte er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenstand der geistigen Anschauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt sich nur in diesem Sinne eine didaktische Poesie ohne innern Widerspruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederhohlen, nur diese zwey Felder besitzt die Dichtkunst; entweder sie muß sich in der Sinnenwelt oder sie muß sich in der Ideenwelt aufhalten, da sie im Reich der Begriffe oder in der Verstandeswelt schlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich gestehe es, kenne ich kein Gedicht in dieser Gattung, weder aus älterer noch neuerer Litteratur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollständig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall ist, wenn es noch glücklichʹ geht, daß zwischen beyden abgewechselt wird, 28
während daß der abstrakte Begriff herrschet, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetischen Felde zu gebieten haben soll, bloß verstattet wird, den Verstand zu bedienen. Dasjenige didaktische

[1] reflektirt, B. — 4: singen? Haller. — 5: Mariane! Haller. — 6: Wann Haller. — 7: flieht u. s. f. B b. — 10: deswegen B b. — 13: Stof B. — Haller'schen K. — 14: Klopstock'schen K. — 19: Anschauung B. — 21: wiederholen, B b.

Gedicht, worinn der Gedanke selbst poetisch wäre, und es auch bliebe, ist noch zu erwarten.

Was hier im allgemeinen von allen Lehrgedichten gesagt wird, gilt auch von den Hallerischen insbesondere. Der Gedanke selbst ist kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufschwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören sie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tiefrührend ist seine Klage, mit energischer, fast bittrer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemählden, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geistes steht Kleist diesem Dichter um vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geschieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Kleists gefühlvolle Seele schwelgt am liebsten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gerne das leere Geräusch der Gesellschaft und findet im Schooß der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermißt. Wie rührend ist seine Sehnsucht nach Ruhe!* Wie wahr und gefühlt, wenn er singt:

„O Welt du bist des wahren Lebens Grab.
Oft reitzet mich ein heisser Trieb zur Tugend,

* Man sehe das Gedicht dieses Nahmens in seinen Werken.

1: worin B. — 3: Allgemeinen B. — 4: Hallerschen B, Haller'schen K. — 6: Bilder bald A b. — 7: hierher. B. — 9: blühendes B. — 12: bitterer B. — 16: mehr, als B b. — 28: Ruhe *)! B. — 29: Ja Welt! Kleist. — 30: reizet B b. — heißer B b.

Für Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beyspiel siegt und du o Feur der Jugend.
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn."

Aber hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch biß hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm, was er suchet, ist ewig ausser ihm; nie kann er den üblen Einfluß seines Jahrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedanke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion stört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig, doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als schaffend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu concentrieren, ohne sich zum Leben zu füllen und zur Gestalt zu runden. Solange er bloß lyrisch dichtet und bloß bey landschaftlichen Gemählden verweilt, läßt uns theils die größere Freyheit der lyrischen Form, theils die willkührlichere Beschaffenheit seines Stoffs diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er sich, wie in seinem Cissides und Paches, und in seinem Seneka, herausnimmt, Menschen und menschliche Handlung darzustellen; weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effekt nur aus dem Gegenstand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen frostig: ein warnendes Beyspiel für alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das

1: Für] Vor Kleist K. — 3: edlen Kleist B. — 5: (Absatz in K W M.) — 8: leider auch B. — 9: außer B b. — 19: concentriren, B b. — 20: So lange B b. — 27: Handlungen B b K W M.

Gebiet der bildenden sich versteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomson, ist die nehmliche Menschlichkeit begegnet.

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus den neuern und noch wenigere aus den ältern Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen seyn. Was nur immer, außerhalb den Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet.* Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, ' wenn man ihm jene individuelle Wahrheit 31 und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reitzende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierinn seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht, nach der oben gegebenen Bestimmung, ist, so vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht ' noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht 32 für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Be-

* Ich sage musikalischen, um hier an die doppelte Ver'wandtschaft der 32 Poesie mit der Tonkunst und mit der bildenden Kunst zu erinnern. Je nachdem nehmlich die Poesie entweder einen bestimmten Gegenstand nachahmt, wie die bildenden Künste thun, oder je nachdem sie, wie die Tonkunst, bloß einen bestimmten Zustand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes nöthig zu haben, kann sie bildend (plastisch) oder musikalisch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht sich also nicht bloß auf dasjenige, was in der Poesie, wirklich und der Materie nach, Musik ist, sondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derselben, die sie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Objekt zu beschränken; und in diesem Sinne nenne ich Klopstock vorzugsweise einen musikalischen Dichter.

14: eignes B. — 15: reizende B b. — hierin B. — 18: Rücksiht, B. — 31: blos B. — 34: beschränken;] beherrschen; B b K W M.

griffen, aber keine Individuen, keine lebende Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr freygestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriß gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll; und nicht bloß in dieser Epopee, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist alles treflich bestimmt und begrenzet (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Nahmens, erinnern), aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frey heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüber zu führen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andre Dichter alles geistige mit einem Körper bekleiden. Beynahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle 33
Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisieren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bey Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darinn mehr fodert als Er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhi-

1: lebenden B b W M. — 11: Epopöe, W M. (Vgl. S. 35, 10 und 353, 15.) — 14: Nahmens erinnern) aber A, Nahmens erinnern), aber B b. — 19: hinüberzuführen. B b. — 21: andere B. — 26—27: charakterisiren, B b. — 29: Young B b.

gen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirrdisch, unkörperlich, heilig wie seine Religion ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirret, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann; zu einem Buche nehmlich, bey dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltierten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bey weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet, und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der ' Erfahrung zurückkehrt, so ver- 34
liert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung groß, und kaum wird es nöthig seyn, dieses Urtheil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süsse Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geistreichen Wehmuth neigt sich doch überwiegend sein Herz, und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein gestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fictionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredtsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worinn unser Dichter

1: überirdisch, B K. — 10: exaltirten B b. — 26: süße B b. — 28: Harfe, B. — 31: Fiktionen, B. — 32: prachtvolle K. — 33: schimmernde K. — worin B.

so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und mehrern andern aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Vielleicht sollte ich, ehe ich dieses Gebiet verlasse, auch noch an die Verdienste eines Uz, Denis, Geßner (in seinem Tod Abels), Jacobi, von Gerstenberg, eines Hölty, von Göckingk, und mehrerer andern in dieser Gattung erinnern, welche alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben festgesetzten Bedeutung des Worts, sentimentalisch gedichtet haben. Aber mein Zweck ist nicht, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst zu schreiben, sondern das oben gesagte durch einige Beyspiele aus unsrer Litteratur klar zu machen. Die Verschiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter zu dem nehmlichen Ziele gehen — daß, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, diese durch Ideen und hohe Geistigkeit eine eben so große, wenn gleich keine so ausgebreitete, Macht über unser Gemüth beweisen.

An den bisherigen Beyspielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch interessiert seyn zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalischen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu seyn, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise aufgelößt. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit fliehet, um nach

4: mehrern andern B K] mehreren andern W M, mehrere andere A b. — 8: Gebiet A W M] Gedicht B b K. — 9–10: Abels) Jacobi, A. — 10: von B b (K hat beidemal von weggelassen). — 15: unserer B. — 19–20: Geistigkeit B b. — 22: Beispielen B. — 24: interessirt B b. — 26: seyn. A. — 28: darzu B. — 30: aufgelöst. B. — 31: flieht, B b.

einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich ausser sich suchet, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrun'gen ewig nur Schranken sind, der endlich in 36
seinem eigenen Daseyn nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt alles was dem sentimentalischen Charakter Nahrung giebt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Contemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstre, gestaltlose, schwermüthige Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von aussen her alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nehmlichen Dichters kehrt der nehmliche Gegensatz, wiewohl in ganz verschiedenen Charakteren, zurück; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisierende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschiedenheit! entgegen: sogar im Faust treffen wir den nehmlichen Gegensatz, freylich wie auch der Stoff dieß erfoderte, auf beyden Seiten sehr vergröbert und materialisiert wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine ' psychologische Entwicklung dieses auf vier so verschiedene 37
Arten specificierten Charakters zu versuchen.

1: der, was B b. — 2: außer B. — 8: wirkt; B. — 10: alles, B b. — 14: gestaltlose, B. — 21: ganz] fehlt B b K W M. — verschiednen B b. — Charakteren, zurück; selbst B K W M] Charakteren; selbst A, Charakteren zurück; selbst b. (Die Lesart in A scheint nur ein Schreib- oder Druckfehler, doch vgl. das Grimmsche Wb. V, 414.) — 21–22: Roman] (Wilh. Meisters Lehrjahre). — 22: poetisirende B b. — 23: subjective B b. — 24: objektiven B b. — 25: Wir B. — 26: beiden B b. — 27: materialisirt B b. — 28: Entwickelung B b. — auf vier A] in vier B b K W M. — 29: specificirten B b.

Es ist oben bemerkt worden, daß die bloß leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grund liegt, noch gar keinen Beruf zur scherzhaften Satyre abgebe, so freygebig sie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben so wenig Beruf giebt die bloß zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegischen Dichtung. Beyden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energische Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft schöne zu erzeugen. Produkte dieser zärtlichen Gattung können uns daher bloß schmelzen und ohne das Herz zu erquicken und den Geist zu beschäftigen, bloß der Sinnlichkeit schmeicheln. Ein fortgesetzter Hang zu dieser Empfindungsweise muß zuletzt nothwendig den Charakter entnerven und in einen Zustand der Paßivität versenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äußre noch innre Leben, hervorgehen kann. Man hat daher sehr Recht gethan, jenes Uebel der Empfindeley* und weinerliche Wesen, welches durch Mißdeutung und Nachäffung einiger vortreflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutschland überhand zu nehmen anfieng, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel beßere Gegenstück jener elegischen Karrikatur, gegen das spaßhafte Wesen, gegen die herzlose Satyre, und die geist- 38
lose Laune** zu beweisen geneigt ist, deutlich genug an den Tag legt,

* „Der Hang, wie Herr Adelung sie definiert, zu rührenden sanften Empfindungen, ohne vernünftige Absicht und über das gehörige Maaß" — Herr Adelung ist sehr glücklich, daß er nur aus Absicht und gar nur aus vernünftiger Absicht empfindet.

** Man soll zwar gewissen Lesern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Critik an, wenn es Leute giebt, die sich an dem schmutzigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und erlustigen können. Aber die Kunstrichter wenigstens sollten sich enthalten, mit einer gewissen Achtung von Produkten zu sprechen, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimniß bleiben sollte. Zwar ist weder wahres Talent noch Laune darinn zu verkennen, aber desto mehr ist zu beklagen, daß beydes nichts mehr gereiniget ist. Ich sage nichts von unsern deutschen Comödien; die Dichter mahlen die Zeit, in der sie leben.

3: freigebig B b. — 5: und] mit B. — 8: Schöne B. — zärtlichen] natürlichen B. — 12: entnerven, B b. — Passivität B b. — 13: äußere B b. — 14: innere B b. — recht B b. — 16: Misdeutung b. — vortrefflichen B b. — 19: bessere B b. — 20: spashafte B b. — 20–21: geistlose] gestaltlose K. — 22: definirt B, definirt, b. — 23: Maaß" — B. — 26: gewißen b. — 28: belustigen B b K W. — 31: wahres] fehlt B b K W M. — 33: Komödien B b. — [Hier stand

daß nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden ist. Auf der Wage des ächten Geschmacks kann das eine so wenig als das andere etwas gelten, weil beyden der ästhetische Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produktes auf das Gefühlvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten ist.

Ueber Siegwart und seine Klostergeschichte hat man gespottet,
und die Reisen nach dem mittäglichen Frankreich werden be-
wundert; dennoch haben beyde Produkte gleich großen Anspruch auf
einen gewissen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein un-
bedingtes Lob. Wahre, obgleich überspannte Empfindung macht den
'erstern Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Ver- 39
stand macht den zweyten schätzbar; aber so wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verstandes fehlt, so fehlt es dem andern an ästhetischer Würde. Der erste wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beynahe verächtlich. Da nun das wahrhafte Schöne einerseits mit der Natur und andrerseits mit dem Ideale übereinstimmend seyn muß, so kann der eine so wenig als der andre auf den Nahmen eines schönen Werks Anspruch machen. Indessen ist es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigner Erfahrung, daß der Thümmelische Roman mit großem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Foderungen beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem größten Theil der Leser gar nicht, und von den beßern gerade nicht in solchen Momenten, wo man Romanen ließt, aufgeworfen werden, die übrigen Foderungen des Geistes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man ästhetische Werke

ursprünglich noch eine Bemerkung über Asmus '(Claudius), die Schiller, bei Uebersendung des letzten halben (Druck)Bogens, „auf eine Vorbitte mehrerer seiner Freunde, und weil es ihm auch selbst eingefallen, daß Claudius doch zu gut sei, um neben Blumauer zu figuriren,“ in einem Briefe an Cotta, 27. Nov. 1795, wegzustreichen bat. — Herders Name wurde auf dessen Wunsch gestrichen, „weil er sich nicht zu den Dichtern zähle.“ K. G.] — 3: andre B b. — beiden B b. — 5: Gefühlsvermögen W M. — 17: wahrhaft B b K W M. — 18: anderseits B K. — 19: andere B b. — 21: eigener B b. — Thümmel'sche K. — 24: von dem K W M. — beßern B b. — 25: Romane B b K W M. — liest, B b.

bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß ließt, um sich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetische Litteratur nicht sogar klassische Werke aufzuweisen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weise zu beleidigen, und sich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geistigkeit, die hier von jedem ästhetischen Kunstwerk verlangt wird, sehr weit zu entfernen scheinen? Was selbst der Dichter, der keusche Jünger der Muse, sich erlauben darf, sollte das dem Romanschreiber, der nur sein Halbbruder ist und die 'Erde noch so sehr berührt, nicht gestattet seyn? Ich darf dieser Frage hier um so weniger ausweichen, da sowohl im elegischen als im satyrischen Fache Meisterstücke vorhanden sind, welche eine ganz andre Natur, als diejenige ist, von der dieser Aufsatz spricht, zu suchen, zu empfehlen, und dieselbe nicht sowohl gegen die schlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Ansehen haben. Entweder müßten also jene Dichterwerke zu verwerfen oder der hier aufgestellte Begriff elegischer Dichtung viel zu willkührlich angenommen seyn.

Was der Dichter sich erlauben darf, hieß es, sollte dem prosaischen Erzähler nicht nachgesehen werden dürfen? Die Antwort ist in der Frage schon enthalten: was dem Dichter verstattet ist, kann für den, der es nicht ist, nichts beweisen. In dem Begriffe des Dichters selbst und nur in diesem ligt der Grund jener Freyheit, die eine bloß verächtliche Licenz ist, sobald sie nicht aus dem Höchsten und Edelsten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in

[1]: liest, B b. — [6]: Jedem B. — [8]: Muse sich B. — [9]: ist, B b. — [12]: andere B b. — [22]: liegt B b. (Vgl. S. 7, 4 und 492, 33.) — [27]: einmahl B b. — [30]: Rechte als B b.

sich herzustellen weiß.' Hat er aber dieses gethan, so ist er auch eben 41
dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn liesest oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es *dein* Unglück und nicht das seine; du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es läßt sich also, in Absicht auf Freyheiten dieser Art, folgendes festsetzen.

Für erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer absichtlichen Nachahmung seyn, denn dem Willen, der immer nach moralischen Gesetzen gerichtet wird, können wir eine Begünstigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müssen also *Naivetät* seyn. Um uns aber überzeugen zu können, daß sie dieses wirklich sind, müssen wir sie von allem übrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet ist, unterstützt und begleitet sehen, weil die Natur nur an der strengen Consequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem Herzen, welches alle Künsteley überhaupt, und mithin auch da, wo sie nützt, verabscheut, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon loszusprechen; nur einem Herzen, welches sich allen Feßeln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freyheiten derselben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines solchen Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen;
er muß wahr, einfach, frey, offen, gefühlvoll, gerade 'seyn; alle 42
Verstellung, alle List, alle Willkühr, alle kleinliche Selbstsucht muß aus seinem Charakter, alle Spuren davon aus seinem Werke verbannt seyn.

Fürs zweyte: nur die *schöne* Natur kann dergleichen Freyheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausbruch der Begierde seyn, denn alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entspringt, ist verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menschlicher Natur müssen auch diese sinnlichen Energien hervorgehen. Sie müssen

3–4: unschuldig und A. — 6: einmahl B b. — 7: Unglück, B b. — 9: Art folgendes A. — 24: übrige K.

Humanität seyn. Um aber beurtheilen zu können, daß das Ganze menschlicher Natur, und nicht bloß ein einseitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit sie fodert, müssen wir das Ganze, von dem sie einen einzelnen Zug ausmachen, dargestellt sehen. An sich selbst ist die sinnliche Empfindungsweise etwas unschuldiges und gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur darum an einem Menschen, weil sie thierisch ist, und von einem Mangel wahrer vollkommener Menschheit in ihm zeuget: sie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein solches Werk Anspruch macht, uns zu gefallen, mithin auch uns eines solchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menschen, der sich dabey überraschen läßt, die Menschheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken; finden wir in dem Werke, worinn man sich Freyheiten dieser Art genommen, alle Realitäten der Menschheit ausgedrückt, so ist jener Grund unsers Mißfallens weggeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und schöner Natur ergötzen. Derselbe Dichter also, der sich erlauben darf, uns zu Theilnehmern so niedrig menschlicher Gefühle zu machen, muß uns auf der andern Seite wieder zu allem, was groß und schön und erhaben menschlich ist, empor zu tragen 43
wissen.

Und so hätten wir denn den Maaßstab gefunden, dem wir jeden Dichter, der sich etwas gegen den Anstand herausnimmt, und seine Freyheit in Darstellung der Natur biß zu dieser Grenze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Produkt ist gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, sobald es kalt und sobald es leer ist, weil dieses einen Ursprung aus Absicht und aus einem gemeinen Bedürfniß und einen heillosen Anschlag auf unsre Begierden beweißt. Es ist hingegen schön, edel, und ohne Rücksicht auf alle Einwendungen einer frostigen Decenz Beyfallswürdig, sobald es naiv ist, und Geist mit Herz verbindet.*

* Mit Herz; denn die bloß sinnliche Glut des Gemähldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Ardinghello bey aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine

8: zeuget; B. — 12: worin B. — 23: bis Bb. — treibt mit A. — 27: beweist. Bb. — 29: beyfallswürdig, Bb.

Wenn man mir sagt, daß unter dem hier gegebenen Maaßstab die meisten französischen Erzählungen in dieser Gattung, und die glücklichsten Nachahmungen derselben in Deutschland nicht zum besten bestehen möchten — daß dieses zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unsers anmuthigsten und geistreichsten Dichters seyn dürf'te, 44
seine Meisterstücke sogar nicht ausgenommen, so habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausspruch selbst ist nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Urtheil an, welches längst schon von jedem feineren Gefühle über diese Gegenstände gefällt worden ist. Eben diese Principien aber, welche in Rücksicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoristisch scheinen, möchten in Rücksicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läuge nicht, daß die nehmlichen Gründe, aus welchen ich die verführerischen Gemählde des römischen und deutschen Ovid, so wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontels (der sich einen moralischen Erzähler nennt), Laclos und vieler andern, einer Entschuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römischen und deutschen Properz, ja selbst mit manchem verschrienen Produkt des Diderot versöhnen; denn jene sind nur witzig, nur prosaisch, nur lüstern, diese sind poetisch, menschlich und naiv.*

sinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde. Doch wird diese seltsame Produktion immer als ein Beyspiel des beynahe poetischen Schwungs, den die bloße Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

* Wenn ich den unsterblichen Verfasser des Agathon, Oberon ꝛc. in dieser Gesellschaft nenne, so muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derselben verwechselt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichsten von dieser Seite, haben keine materielle Tendenz (wie sich ein neuerer etwas unbesonnener Critiker vor kurzem zu sagen erlaubte) der Verfasser von Liebe um Liebe und von so vielen andern naiven und genialischen Werken, in welchen allen sich eine schöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine solche Tendenz gar nicht haben. Aber er scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu seyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen noth- 45
wendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, foderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu

3: Besten B. — 14: und B. — 16: nennt) Laclos A. — Laclos] (Pierre-Ambroise-François Choderlos de Laclos, Verfasser des schon oben S. 411 erwähnten, berüchtigten Romans Les liaisons dangereuses. Amst. 1782. 4 voll. 8.) — 24: etc. Bb.

Idylle. 45

Es bleiben mir noch einige Worte über diese dritte Species sentimentalischer Dichtung zu sagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwicklung derselben, deren sie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten.*

erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bey Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ich will dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und ohne beyde bey Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — dieß ist es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte.

* Nochmals muß ich erinnern, daß die Satyre, Elegie und Idylle, so wie sie hier als die drey einzig möglichen Arten sentimentalischer Poesie aufgestellt werden, mit den drey besondern Gedichtarten, welche man unter diesem Nahmen kennt, nichts gemein haben, als die Empfindungswei'se, welche sowohl jenen als 46
diesen eigen ist. Daß es aber, ausserhalb den Grenzen naiver Dichtung, nur diese dreyfache Empfindungsweise und Dichtungsweise geben könne, folglich das Feld sentimentalischer Poesie durch diese Eintheilung vollständig ausgemessen sey, läßt sich aus dem Begriff der letztern leichtlich deducieren.

Die sentimentalische Dichtung nehmlich unterscheidet sich dadurch von der naiven, daß sie den wirklichen Zustand, bey dem die letztere stehen bleibt, auf Ideen bezieht, und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch schon oben bemerkt worden ist, mit zwey streitenden Objekten, mit dem Ideale nehmlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwischen welchen sich weder mehr noch weniger als gerade die drey folgenden Verhältnisse denken lassen. Entweder ist es der Widerspruch des wirklichen Zustandes oder es ist die Uebereinstimmung desselben mit dem Ideal, welche vorzugsweise das Gemüth beschäftigt; oder dieses ist zwischen beyden getheilt. In dem ersten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, durch die energische Bewegung, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, durch die energische Ruhe befriedigt; in dem dritten wechselt Streit mit Harmonie, wechselt Ruhe mit Bewegung. Dieser dreyfache Empfindungszustand giebt drey verschiedenen Dichtungsarten die Entstehung, denen die gebrauchten Benennungen Satyre, Idylle, Elegie vollkommen entsprechend sind, sobald man sich nur an die Stimmung erinnert, in welche die, unter diesem Nahmen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth versetzen, und von den Mitteln abstrahiert, wodurch sie dieselbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drey Gattungen ich

4: Entwickelung B. — 23: deduciren. B b. — 25: bleibt auf A b. — 31–32: beschäftigr; B. — 40: abstrahirt, B b.

'Die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit 46 ist der allgemeine Begriff dieser Dichtungsart. 'Weil diese Unschuld 47 und dieses Glück mit den künstlichen Verhältnissen der größern Societät und mit einem gewissen Grad von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich schienen, so haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenstand verlegt, und derselben ihre Stelle vor dem Anfange der Kultur in dem kindlichen Alter der Menschheit angewiesen. Man begreift aber wohl, daß diese Bestimmungen bloß zufällig sind, daß sie nicht als der Zweck der Idylle, bloß als das natürlichste Mittel zu demselben in Betrachtung kommen. Der Zweck selbst ist überall nur der, den Menschen im Stand der Unschuld, d. h. in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von aussen darzustellen.

Aber ein solcher Zustand findet nicht bloß vor dem Anfange der Kultur statt, sondern er ist es auch, den die Kultur, wenn sie überal nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beab-

die Epopee, den Roman, das Trauerspiel u. a. m. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verstanden haben. Denn der Begriff dieser letztern, als einzelner Gedichtarten, wird entweder gar nicht oder doch nicht allein durch die Empfindungsweise bestimmt; vielmehr weiß man, daß solche in mehr als einer Empfindungsweise, folglich auch in mehrern der von mir aufgestellten Dichtungsarten können ausgeführt werden.

Schließlich bemerke ich hier noch, daß, wenn man die sentimentalische Poesie, wie billig, für eine ächte Art (nicht bloß für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunst zu halten geneigt ist, in der Bestimmung der poetischen Arten so wie überhaupt in der ganzen poetischen Gesetzgebung, welche noch immer einseitig auf die Observanz der alten und naiven Dichter gegründet wird, auch auf sie ' einige Rücksicht muß genommen werden. Der sentimentalische Dichter geht 47 in zu wesentlichen Stücken von dem naiven ab, als daß ihm die Formen, welche dieser eingeführt, überal ungezwungen anpassen könnten. Freilich ist es hier schwer, die Ausnahmen, welche die Verschiedenheit der Art erfodert, von den Ausflüchten, welche das Unvermögen sich erlaubt, immer richtig zu unterscheiden, aber soviel lehrt doch die Erfahrung, daß unter den Händen sentimentalischer Dichter (auch der vorzüglichsten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben ist, was sie bey den Alten gewesen, und daß unter den alten Nahmen öfters sehr neue Gattungen sind ausgeführt worden.

16: überall B b. — 18: Epopöe, W M. (Vgl. zu S. 533, Z. 15.) — 19: einzelner B b. — 31: überall B b. — Freylich B b.

sichtet. Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit allen den Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen ist, und wäre sie bloß Schimäre, so würden die Klagen derer, ′ welche die 48 größere Societät und die Anbauung des Verstandes bloß als ein Uebel verschreyen und jenen verlassenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menschen ausgeben, vollkommen gegründet seyn. Dem Menschen der in der Kultur begriffen ist, liegt also unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zustandes eine sinnliche Bekräftigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kömmt auch hier, wie in so vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anschauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar ist auch jene Unschuld des Hirtenstandes eine poetische Vorstellung, und die Einbildungskraft mußte sich mithin auch dort schon schöpferisch beweisen; aber ausserdem daß die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu lösen war, so fanden sich in der Erfahrung selbst schon die einzelnen Züge vor, die sie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältnissen des ersten Standes, bey einem beschränkten Wissen wird die Natur leicht befriedigt, und der Mensch verwildert nicht eher, als biß das Bedürfniß ihn ängstiget. Alle Völker, die eine Geschichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unschuld, ein goldnes Alter; ja jeder einzelne Mensch hat sein Paradies, sein goldnes Alter, dessen er sich, je nachdem er mehr oder weniger poetisches in seiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeisterung erinnert. Die Erfahrung selbst bietet also Züge genug zu dem Gemählde dar, welches die Hirtenidylle behandelt. Deßwegen bleibt ′ aber diese immer eine schöne, eine erhebende Fiction, und die 49 Dichtungskraft hat in Darstellung derselben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menschen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung seiner Vernunft

[8]: Menschen, B b. — [13]: Fällen das A. — [24]: bis B b.

überliefert worden ist, ist es von unendlicher Wichtigkeit, die Gesetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuschauen, und sich von den Verderbnissen der Kunst in diesem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umstand findet sich dabey, der den ästhetischen Werth solcher Dichtungen um sehr viel vermindert. *Vor den Anfang der Kultur* gepflanzt schließen sie mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derselben aus, und befinden sich ihrem Wesen nach in einem nothwendigen Streit mit derselben. Sie führen uns also *theoretisch* rückwärts, indem sie uns *praktisch* vorwärts führen und veredeln. Sie stellen unglücklicherweise das Ziel *hinter* uns, dem sie uns doch *entgegen führen* sollten, und können uns daher bloß das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche der Hofnung einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführen, so haben sie, bey dem höchsten Gehalt für das *Herz*, allzuwenig für den *Geist*, und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell geendigt. Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht wenn unsre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit streben. Sie können nur dem kranken Gemüthe *Heilung*, dem gesunden keine *Nahrung* geben; sie können nicht beleben, nur besänftigen. Diesen in dem Wesen der Hirtenidylle gegründeten Mangel hat alle Kunst der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieser Dichtart nicht an ' enthusiastischen Lieb- 50
habern, und es giebt Leser genug, die einen *Amintas* und einen *Daphnis* den größten Meisterstücken der epischen und dramatischen Muse vorziehen können; aber bey solchen Lesern ist es nicht sowohl der Geschmack als das individuelle Bedürfniß, was über Kunstwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leser von Geist und Empfindung verkennt zwar den Werth solcher Dichtungen nicht, aber er fühlt sich seltner zu denselben gezogen und früher davon gesättigt. In dem rechten Moment des Bedürfnisses wirken sie dafür desto mächtiger; aber auf einen solchen Moment soll

5–6: *Vor dem* B b K W M. — 8: nach, A B b. — 13: Hoffnung B b. — 15: sie bey B. — 24: Amyntas W M. (Es scheint der Aminta des Tasso gemeint zu sein, nicht das kurze Gedicht Amynt von Chr. Ew. von Kleist. Daphnis ist von Sal. Geßner. K. G.) — 30: seltener B b.

das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäferidylle tadle, gilt übrigens nur von der sentimentalischen; denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier *in der Form selbst* schon enthalten ist. Jede Poesie nehmlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Foderung auf zwey verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand *mit allen seinen Grenzen* darstellt, wenn sie ihn individualisiert; sie kann ein Unendliches seyn der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand *alle Grenzen entfernt*, wenn sie ihn idealisiert; also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweyten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, so bald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im Wege, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand 51 legen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine *Gegenstände abborgt*, welche an sich selbst völlig gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. Er setzt sich dadurch ganz unnöthiger Weise einerley Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der absoluten Bestimmtheit der Darstellung mit demselben wetteifern zu können; er sollte sich also vielmehr gerade in dem Gegenstand von dem naiven Dichter entfernen, weil er diesem, was derselbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenstand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäferidylle der sentimentalischen Dichter zu machen, so erklärt es sich nun, warum diese Dichtungen bey allem Aufwand von Genie und Kunst weder für das Herz noch für den Geist völlig befriedigend sind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beybehalten, da sie

10: individualisirt; B b. — 12: idealisirt; B b. (Zwei mir vorliegende Exemplare von A haben: „idealisiert;", ein drittes: „idealisirt;". — 22: setzt B. — 22–23: unnöthigerweise B b, unmöglicherweise K.

doch schlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andre Darstellung hätten wählen sollen. Sie sind gerade so weit ideal, daß die Darstellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und sind wieder gerade um so viel individuel, daß der idealische Gehalt darunter leidet. Ein *Geßnerischer* Hirte z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu ist er ein zu ideales Wesen; eben so wenig kann er uns als ein Ideal durch das unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu ist er ein viel zu dürftiges Geschöpf. 52
Er wird also zwar *biß auf einen gewissen Punkt* al'len Klassen von Lesern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen strebt, und folglich den zwey entgegengesetzten Foderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewissen Grade Genüge leistet; weil aber der Dichter, über der Bemühung, beydes zu vereinigen, keinem von beyden sein *volles Recht erweißt*, weder ganz Natur noch ganz Ideal ist, so kann er eben deßwegen vor einem strengen Geschmack nicht ganz bestehen, der in ästhetischen Dingen nichts halbes verzeyhen kann. Es ist sonderbar, daß diese Halbheit sich auch biß auf die Sprache des genannten Dichters erstreckt, die zwischen Poesie und Prosa unentschieden schwankt, als fürchtete der Dichter in gebundener Rede sich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener den poetischen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons herrliche Darstellung des ersten Menschenpaares und des Standes der Unschuld im Paradiese; die schönste, mir bekannte Idylle in der sentimentalischen Gattung. Hier ist die Natur edel, geistreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe, der höchste Gehalt der Menschheit ist in die anmuthigste Form eingekleidet.

Also auch hier in der Idylle, wie in allen andern poetischen Gattungen, muß man einmal für allemal zwischen der Individualität und der Idealität eine Wahl treffen, denn beyden Foderungen zugleich Genüge leisten wollen, ist, solange man nicht am Ziel der

2: andere B. — 4: verliert; B. — 5: *Geßner'scher* K. — 6: Hirt K. — 8: Unendliche B. — 10: *bis* *B b.* — *allen* *B b.* — 11: *Ausnahme* *B b.* — 16: *erweist,* *B b.* — 18: verzeihen B. — 19: bis *B b.* — 21: Rede, *B b.* — 29: Idylle wie *A B b.* — 32: so lange B.

Vollkommenheit stehet, der sicherste Weg, beyde zugleich zu verfehlen.
Fühlt sich der Moderne griechischen Geistes genug, um bey aller Wider-
spenstigkeit seines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde,
nehmlich im Felde naiver Dichtung, ' zu ringen, so thue er es ganz, 53
und thue es ausschließend, und setze sich über jede Foderung des
sentimentalischen Zeitgeschmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er seine
Muster schwerlich; zwischen dem Original und dem glücklichsten Nach-
ahmer wird immer eine merkliche Distanz offen bleiben, aber er ist
auf diesem Wege doch gewiß, ein ächt poetisches Werk zu erzeugen.*
Treibt ihn hingegen der sentimentalische Dichtungstrieb zum Ideale,
so verfolge er auch dieses ganz, in völliger Reinheit, und stehe nicht
eher als bey dem Höchsten stille, ohne hinter sich zu schauen, ob auch
die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verschmähe den unwür-
digen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verschlechtern, um es der
menschlichen Bedürftigkeit anzupassen, und den Geist auszuschließen,
um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns
nicht rückwärts in unsre Kindheit, um uns mit den kostbarsten Er-
werbungen des Verstandes eine Ruhe erkaufen zu lassen, die nicht
länger ' dauren kann als der Schlaf unsrer Geisteskräfte; sondern 54
führe uns vorwärts zu unsrer Mündigkeit, um uns die höhere Har-
monie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnet, die den
Ueberwinder beglückt. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche
jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen
Bedingungen des rüstigsten feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten
Denkens, der raffinirtesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Ver-
feinerung ausführt, welche mit einem Wort, den Menschen, der

* Mit einem solchen Werke hat Herr Voß noch kürzlich in seiner Luise unsre deutsche Litteratur nicht bloß bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frey, gehört ganz zum naiven Geschlecht und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltnem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, sondern muß mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.

19: dauern B. — kann, B b. — 20: Müdigkeit, K. — 26: Louise B.

nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurückkann, bis nach Elisium führt.

Der Begriff dieser Idylle ist der Begriff eines völlig aufgelößten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft, einer freyen Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er ist kein andrer als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter besteht also darinn, daß aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff zu der satyrischen und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey, und mit demselben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle nicht aus der Leerheit fließt, und von dem Gefühl eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwüriger, als in den zwey vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine ' poetische Wirkung sich denken läßt. 55 Die höchste Einheit muß seyn, aber sie darf der Mannichfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leisten hat.

'Ueber das Verhältniß beyder Dichtungsarten zu einander und 75 zu dem poetischen Ideale ist in den vorhergehenden Untersuchungen folgendes festgesetzt worden.

1: zurückkan, A, zurück kann, B. — 2: Elysium W M. (Vgl. oben S. 256, 5.) — 3: aufgelösten, B b. — 9: Wirklickeit B. — 14: Gleichgewicht, B. — 15: Fülle, B. — Gefühle B b. — 17: schwieriger, B. — 23: (Vgl. dazu Schillers Plan einer Idylle in den Briefen an Humboldt, 30. November 1795, S. 327—330: „Die Vermählung des Hercules mit der Hebe.“ K. G.) — 23: (Nach dieser Zeile in A folgende Zeile: „(Der Beschluß im nächsten Stück.)“) — 24 ff.: (Horen 1796, St. 1, S. 75—122. Ueberschrift: „Beschluß der Abhandlung | über | naive und sentimentalische Dichter, | nebst einigen Bemerkungen | einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen | betreffend.“) — 25: in den vorhergehenden Untersuchungen] fehlt B b K W M.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunst erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein selbstständiges und vollendetes Ganze zu seyn und die Menschheit, ihrem vollen Gehalt nach, in der Wirklichkeit darzustellen. Dem sentimentalischen hat sie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abstraktion in ihm aufgehoben worden, aus sich selbst wieder herzustellen, die Menschheit in sich vollständig zu machen, und aus einem beschränkten Zustand zu einem unendlichen 'überzugehen.* Der menschlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu 76
geben ist aber die gemeinschaftliche Aufgabe beyder, und ohne das würden sie gar nicht Dichter heissen können; aber der naive Dichter hat vor dem sentimentalischen immer die sinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatsache ausführt, was der andere nur zu erreichen strebt. Und das ist es auch, was jeder bey sich erfährt, wenn er sich beym Genusse naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte seiner Menschheit in einem solchen Augenblick thätig, er bedarf 'nichts, er ist ein Ganzes in sich selbst; ohne etwas 77
in seinem Gefühl zu unterscheiden, freut er sich zugleich seiner geistigen Thätigkeit und seines sinnlichen Lebens. Eine ganz andre Stimmung ist es, in die ihn der sentimentalische Dichter versetzt. Hier fühlt er bloß einen lebendigen *Trieb*, die Harmonie in sich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus sich zu machen, die Menschheit in sich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher

* Für den wissenschaftlich prüfenden Leser bemerke ich, daß beyde Empfindungsweisen, in ihrem höchsten Begriff gedacht, sich wie die erste und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entsteht, daß man die erstere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfindung ist nehmlich der reflektierende Verstand, und die sentimentalische Stimmung ist das Resultat des Bestrebens, *auch unter den Bedingungen der Reflexion* die naive Empfindung, dem Innhalt nach, wieder herzustellen. Dieß würde durch das erfüllte Ideal geschehen, in welchem die Kunst der Natur wieder begegnet. Geht man jene drey Begriffe nach den Kategorien durch, so wird man die *Natur* und die ihr entsprechende naive Stimmung immer in der ersten, die *Kunst* als Aufhebung der Natur durch den frey wirkenden Verstand immer in der zweyten, endlich das *Ideal*, in welchem die vollendete Kunst zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

8: beschränkten B. — 11: heis-|sen A B b. — 28: reflektirende B b. — 29: Resultat B. — 30: Inhalt B. — 35: *Ideal* in A.

ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist angespannt, es schwankt zwischen streitenden Gefühlen; da es dort ruhig, aufgelößt, einig mit sich selbst und vollkommen befriedigt ist.

Aber wenn es der naive Dichter dem sentimentalischen auf der einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Existenz bringt, wornach dieser nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, so hat letzterer wieder den großen Vortheil über den erstern, daß er dem Trieb einen größeren Gegenstand zu geben im Stand ist, als jener geleistet hat und leisten konnte. Alle Wirklichkeit, wissen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles existierende hat seine Schranken, aber der Gedanke ist grenzenlos. Durch diese Einschränkung, der alles sinnliche unterworfen ist, leidet also auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freyheit des Ideenvermögens dem sentimentalischen zu statten kommt. Jener erfüllt zwar also seine Aufgabe, aber die Aufgabe selbst ist etwas begrenztes; dieser erfüllt zwar die seinige nicht ganz, aber die Aufgabe ist ein unendliches. Auch hierüber kann einen jeden seine eigne Erfahrung belehren. Von 78
dem naiven Dichter wendet man sich mit Leichtigkeit und Lust zu der lebendigen Gegenwart; der sentimentalische wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verstimmen. Das macht, unser Gemüth ist hier durch das Unendliche der Idee gleichsam über seinen natürlichen Durchmesser ausgedehnt worden, daß nichts vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir versinken lieber betrachtend in uns selbst, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden; anstatt daß wir dort aus uns heraus nach sinnlichen Gegenständen streben. Die sentimentalische Dichtung ist die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet sie auch ein: die naive ist das Kind des Lebens, und in das Leben führt sie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine Gunst der Natur genannt, um zu erinnern, daß die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf ist sie; keiner Verbeßerung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung ist das ganze Werk des naiven Genies absolviert; hier ligt

2: aufgelößt, b, aufgelöst, B. — 8: Gegenstand B. — 10: existirende B b. — 16: Unendliches. B. — 17: eigene B. — 27: Die naive A. — 31: Verbesserung B. — 33: absolvirt; b, absolvirt; B. — liegt B b. (Vgl. S. 7, 4 und 479, 22.)

seine Stärke und seine Grenze. Hat es also nicht gleich dichterisch d. h. nicht gleich vollkommen menschlich empfunden, so kann dieser Mangel durch keine Kunst mehr nachgehohlt werden. Die Critik kann ihm nur zu einer Einsicht des Fehlers verhelfen, aber sie kann keine Schönheit an dessen Stelle setzen. Durch seine Natur muß das naive Genie alles thun, durch seine Freyheit ' vermag es wenig; und es 79
wird seinen Begriff erfüllen, sobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun ist zwar alles nothwendig, was durch Natur geschieht, und das ist auch jedes noch so verunglückte Produckt des naiven Genies, von welchem nichts mehr entfernt ist als Willkührlichkeit; aber ein andres ist die Nöthigung des Augenblicks, ein andres die innre Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet ist die Natur selbstständig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen ist sie bedürftig und beschränkt. Dieses gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichste Moment, in welchem sich derselbe befinden mag, ist von einem vorhergehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte Nothwendigkeit beygelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zustand dem menschlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn absolut und nothwendig auf sich selbst zu gründen. Aus dem Moment der Begeisterung muß also jede Spur eines zeitlichen Bedürfnisses entfernt bleiben, und der Gegenstand selbst, so beschränkt er auch sey, darf den Dichter nicht beschränken. Man begreift wohl, daß dieses nur in soferne möglich ist, als der Dichter schon eine absolute Freyheit und Fülle des Vermögens zu dem Gegenstande mitbringt, und als er geübt ist, alles mit seiner ganzen Menschheit zu umfaßen. Diese Uebung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie steht also in einer Abhängigkeit von der ' Erfahrung, welche das sentimentalische nicht kennet. Dieses, wissen 80
wir, fängt seine Operation erst da an, wo jenes die seinige beschließt; seine Stärke besteht darinn, einen mangelhaften Gegenstand **aus sich selbst heraus** zu ergänzen, und sich durch eigene Macht aus einem

1: dichterisch, B. — 3: nachgeholt B b. — 10: Produkt B b. — 12: innere B. — 14: beschränkt. B. — 27: umfassen. B. — Diese B. — 30: Dieses wissen A B b.

begrenzten Zustand in einen Zustand der Freyheit zu versetzen. Das naive Dichtergenie bedarf also eines Beystandes von aussen, da das sentimentalische sich aus sich selbst nährt und reinigt; es muß eine formreiche Natur, eine dichterische Welt, eine naive Menschheit um sich her erblicken, da es schon in der Sinnenempfindung sein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieser Beystand von aussen, sieht es sich von einem geistlosen Stoff umgeben, so kann nur zweyerley geschehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bey ihm überwiegend ist, aus seiner Art, und wird sentimentalisch, um nur dichterisch zu seyn, oder, wenn der Artcharakter die Obermacht behält, es tritt aus seiner Gattung, und wird gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Das erste dürfte der Fall mit den vornehmsten sentimentalischen Dichtern in der alten römischen Welt und in neueren Zeiten seyn. In einem andern Weltalter gebohren, unter einen andern Himmel verpflanzt, würden sie, die uns jetzt durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem zweyten möchte sich schwerlich ein Dichter vollkommen schützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlassen kann.

Die wirkliche Natur nehmlich; aber von dieser ' kann die 81
wahre Natur, die das Subjekt naiver Dichtungen ist, nicht sorgfältig genug unterschieden werden. Wirkliche Natur existiert überall, aber wahre Natur ist desto seltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daseyns. Wirkliche Natur ist jeder, noch so gemeine Ausbruch der Leidenschaft, er mag auch wahre Natur seyn, aber eine wahre menschliche ist er nicht; denn diese erfodert einen Antheil des selbstständigen Vermögens an jeder Aeusserung, dessen Ausdruck jedesmal Würde ist. Wirkliche menschliche Natur ist jede moralische Niederträchtigkeit, aber wahre menschliche Natur ist sie hoffentlich nicht; denn diese kann nie anders als edel seyn. Es ist nicht zu übersehen, zu welchen Abgeschmaktheiten diese Verwechslung wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Critik wie in der Ausübung verleitet hat: welche Trivialitäten man in der Poesie gestattet, ja lobpreißt, weil sie leider! wirkliche Natur sind: wie man sich freuet,

6: dieser B. — 14: unter einen B K W M] unter einem A b. — 22: existirt B b. — 31: Abgeschmacktheiten B. — 34: lobpreist, B b.

Karrikaturen, die einen schon aus der wirklichen Welt herausängstigen, in der dichterischen sorgfältig aufbewahrt, und nach dem Leben konterfeyt zu sehen. Freylich darf der Dichter auch die schlechte Natur nachahmen und bey dem satyrischen bringt dieses ja der Begriff schon mit sich: aber in diesem Fall muß seine eigne schöne Natur den Gegenstand übertragen, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit sich zu Boden ziehen. Ist nur Er selbst, in dem Moment wenigstens wo er schildert, wahre menschliche Natur, so hat es nichts zu sagen, was er uns schildert: aber auch ' schlechterdings nur von einem solchen 82
können wir ein treues Gemählde der Wirklichkeit vertragen. Wehe uns Lesern, wenn die Fratze sich in der Fratze spiegelt; wenn die Geißel der Satyre in die Hände desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernstlichere Peitsche zu führen bestimmte; wenn Menschen, die, entblößt von allem, was man poetischen Geist nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung besitzen, es auf Kosten unsers Geschmacks gräulich und schrecklich üben!

Aber selbst dem wahrhaft naiven Dichter, sagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich ist jene schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken, welche den Charakter desselben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bey den glücklichsten Genies aus dieser Klasse wird die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber ist immer mehr oder weniger von dem äussern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regsamkeit des produktiven Vermögens, welche von der menschlichen Natur nicht zu erwarten ist, würde verhindern können, daß der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausübte. So oft aber dieß der Fall ist, wird aus einem dichterischen Gefühl ein gemeines. *

* Wie sehr der naive Dichter von seinem Objekt abhänge, und wie viel, ja wie alles auf sein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunst die beßten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und außer ihnen schön ist, sind es ' auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, so ist auch 83
der Geist aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leser von feinem Gefühl muß z. B. bey ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältnisses zwischen

11: Lesern; A. — 12: den B b K W M] dem A (vielleicht kein Druckfehler). — 13–14: die entblößt B. — 28: ist wird A. — 32: besten B. — ausser B b.

'Kein Genie aus der naiven Klasse, von *Homer* biß auf *Bod-* 83
mer herab, hat diese Klippe ganz vermieden;' aber freylich ist sie 84
denen am gefährlichsten, die sich einer gemeinen Natur von aussen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Disciplin von innen verwildert sind. Jenes ist Schuld, daß selbst gebildete Schriftsteller nicht immer von Plattheiten frey bleiben, und dieses verhinderte schon manches herrliche Talent, sich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, dessen Genie sich am meisten von dem wirklichen Leben nährt, ist eben daher auch am meisten der Plattheit ausgesetzt, wie auch das Beyspiel des *Aristophanes* und *Plautus*, und fast aller der spätern Dichter lehret, die in die Fußtapfen derselben getreten sind. Wie tief läßt uns nicht

beyden Geschlechtern und der Liebe insbesondere eine gewiße Leerheit und einen Ueberdruß empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darstellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerey das Wort zu reden, welche freylich die Natur nicht veredelt sondern verläßt, wird man hoffentlich annehmen dürfen, daß die Natur in Rüksicht auf jenes Verhältniß der Geschlechter und den Affekt der Liebe eines edleren Charakters fähig ist, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die *zufälligen* Umstände, welche der Veredlung jener Empfindungen bey ihnen im Wege standen. Daß es Beschränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierinn auf einer niedrigern Stuffe fest hielt, lehrt das Beyspiel neuerer Poeten, welche soviel weiter gegangen sind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede ist hier nicht von dem, was sentimentalische Dichter aus diesem Gegenstande zu machen gewußt haben, denn diese gehen über die Natur hinaus in das idealische und ihr Beyspiel kann also gegen die Alten nichts beweisen; bloß davon ist die Rede, wie der nehmliche Gegenstand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der *Sakontala*, in den *Minnesängern*, in manchen *Ritterromanen* und *Ritterepopeen*, wie er von *Sha'kespeare*, von *Fielding* und mehrern andern, selbst deutschen Poeten be- 84
handelt ist. Hier wäre nun für die Alten der Fall gewesen, einen von aussen zu rohen Stoff von innen heraus, durch das Subjekt, zu vergeistigen, den poetischen Gehalt, der der äussern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuhohlen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit einem Wort, durch eine sentimentalische Operation aus einem beschränkten Objekt ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht sentimentalische Dichtergenies; ihr Werk war also mit der äußern Empfindung geendigt.

1: bis B. — 7: Pla-|tzes, Plaz-|zes B. — 12: Fußstapfen W M. — 13: gewisse B b. — 14: Darstellung B. — 16: veredelt, B. — 17: Rücksicht B b. — 18: edlern B. — 21: hierin B. — 21–22: Beispiel B. — 25: also B. — 28: *Ritterepopöen*, W M. (Vgl. zu S. 353, Z. 15.) — 29: *Shakspeare*, B. — 32: nachzuholen, B b. — 33: Worte, B. — 36: äussern B b.

der erhabene Shakespeare zuweilen sinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht Lope de Vega, Moliere, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab. Schlegel, einer der geistreich'sten Dichter unsers Vaterlands, an dessen 85 Genie es nicht lag, daß er nicht unter den ersten in dieser Gattung glänzt, Gellert, ein wahrhaft naiver Dichter, so wie auch Rabener, Lessing selbst, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Lessing der gebildete Zögling der Critik, und ein so wachsamer Richter seiner selbst — wie büßen sie nicht alle, mehr oder weniger, den geistlosen Charakter der Natur, die sie zum Stoff ihrer Satyre erwählten. Von den neuesten Schriftstellern in dieser Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daß der naive Dichtergeist in Gefahr ist, sich einer gemeinen Wirklichkeit allzusehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er sich äusert, und durch eben diese größere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, sich im poetischen Felde zu versuchen. Die sentimentalische Poesie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigstens dieses Volk in Entfernung, weil es nicht jedermanns Sache ist, sich zu Ideen zu erheben; die naive Poesie aber bringt es auf den Glauben, als wenn schon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv seyn zu wollen; er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine eckelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unsäglichen Platituden, welche sich die Deutschen unter dem Titel 86 von naiven und scherzhaften Liedern vorsingen lassen, und an denen sie sich bey einer wohlbesetzten Tafel ganz unendlich zu belustigen pflegen. Unter dem Freybrief der Laune, der Empfindung dultet man diese Armseligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht sorgfältig genug verbannen kann. Die Musen an der Pleisse bilden hier besonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird

3–4: Schlegel] (Joh. Elias Schlegel). — 4: Vaterlandes, B. — 15: äußert, B b. — 26: ekelhafte B b. — 27: Platitüden, W M (vgl. S. 504, 17). — 30: duldet B b.

von den Camönen an der Leine und Elbe in nicht beſſern Akkorden geantwortet. * So inſipid dieſe Scherze ſind, ſo kläglich läßt ſich der Affekt auf unſern tragiſchen Bühnen hören, welcher, an'ſtatt die wahre 87
Natur nachzuahmen, nur den geiſtloſen und unedeln Ausdruck der wirklichen erreicht; ſo daß es uns nach einem ſolchen Thränenmahle gerade zu Muth iſt, als wenn wir einen Beſuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menſchliches Elend geleſen hätten. Noch viel ſchlimmer ſteht es um die ſatyriſche Dichtkunſt, und um den komiſchen Roman insbeſondre, die ſchon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben ſo nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzpoſten, gerade in den beßten Händen ſeyn ſollten. Derjenige hat wahrlich den wenigſten Beruf der Mahler ſeiner Zeit zu werden, der das Geſchöpf und die Karrikatur derſelben iſt; aber da es etwas ſo leichtes iſt, irgend einen luſtigen Charakter, wär es auch nur einen dicken Mann unter ſeiner Bekanntſchaft aufzujagen, und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureiſſen, ſo fühlen zuweilen auch die geſchworenen Feinde alles poetiſchen Geiſtes den Kitzel, in dieſem Fache zu ſtümpern, und einen Zirkel von würdigen Freunden mit der ſchönen Geburt zu ergözen. Ein rein geſtimmtes Gefühl freylich wird nie in Gefahr ſeyn, dieſe Erzeugniße einer gemeinen Natur

* Dieſe guten Freunde haben es ſehr übel aufgenommen, was ein Recenſent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den Bürger'ſchen Gedichten getadelt hat; und der Jnngrimm, womit ſie wider dieſen Stachel lecken, ſcheint zu erkennen zu geben, daß ſie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darinn irren ſie ſich ſehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgeſtattet war, aber verſäumt hatte, durch eigne Kultur jenes ſeltene Geſchenk auszubilden. Ein ſolches Jndividuum durfte und mußte man unter den höchſten Maaßſtab der Kunſt ſtellen, weil es Kraft in ſich hatte, demſelben ſobald es ernſtlich wollte genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grauſam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das ſie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweiſen.

4: unedlen B. — 7: Salzmanns menſchliches Elend] (Chr. G. Salzmanns Roman 'Carl von Carlsberg oder über das menſchliche Elend', Leipzig 1783—88, 6 Bde.). — 11: beſten B. — 12: Beruf, B b. — 14—15: einen dicken Mann,] (Anſpielung auf Fr. Nicolais Roman 'Geſchichte eines dicken Mannes', Berlin und Stettin 1794, 2 Bde.). — 19: ergö-|zen. A, ergötzen. B b. — 20: Erzeugniſſe B b. — 22: Bürgeriſchen W M. — 23: Jngrimm, B b. — 29: demſelben, B b. — wollte, B b.

mit den geistreichen Früchten des naiven Genies zu verwechseln; aber an dieser reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, und in den meisten Fällen will man bloß ein Bedürfniß befriedigt haben, ohne daß der Geist eine Foderung machte. Der so falsch verstandene, wiewohl an sich wahre Begriff, daß man sich bey Werken des schönen Geistes *erhohle*, trägt das seinige redlich zu dieser 'Nachsicht 88
bey; wenn man es anders Nachsicht nennen kann, wo nichts höheres geahnet wird, und der Leser wie der Schriftsteller auf gleiche Art ihre Rechnung finden. Die gemeine Natur nehmlich, wenn sie angespannt worden, kann sich nur in der *Leerheit* erhohlen, und selbst ein hoher Grad von Verstand, wenn er nicht von einer gleichmäßigen Kultur der Empfindungen unterstützt ist, ruht von seinem Geschäfte nur in einem geistlosen Sinnengenuß aus.

Wenn sich das dichtende Genie über alle *zufälligen* Schranken, welche von jedem *bestimmten* Zustande unzertrennlich sind, mit freyer Selbstthätigkeit muß erheben können, um die menschliche Natur in ihrem absoluten Vermögen zu erreichen, so darf es sich doch auf der andern Seite nicht über die *nothwendigen* Schranken hinwegsetzen, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich bringt; denn das Absolute, aber nur innerhalb der Menschheit, ist seine Aufgabe und seine Sphäre. Wir haben gesehen, daß das naive Genie zwar nicht in Gefahr ist, diese Sphäre zu überschreiten, wohl aber sie *nicht ganz zu erfüllen*, wenn es einer äussern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniß des Augenblicks zu sehr auf Unkosten der innern Nothwendigkeit Raum giebt. Das sentimentalische Genie hingegen ist der Gefahr ausgesetzt, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben, und sich nicht bloß, was es darf und soll, über jede bestimmte und begrenzte Wirk'lichkeit hinweg zu der absoluten Mög- 89
lichkeit zu erheben oder zu *idealisiren*, sondern über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehen oder zu *schwärmen*. Dieser Fehler der *Ueberspannung* ist eben so in der specifischen Eigenthümlichkeit seines Verfahrens wie der entgegengesetzte der *Schlaffheit* in der

6: *erhole*, B b. — Seinige B. — 10: erholen, B b. — 14: *zufällige* K. — 20: Absolute aber A b. — Menschheit ist A B b. — 23: *sie* B. — 31: hinausgehen K. — 33: *Schlaffheit*, A B b.

eigenthümlichen Handlungsweise des naiven gegründet. Das naive Genie nehmlich läßt die **Natur** in sich unumschränkt walten, und da die Natur in ihren einzelnen zeitlichen Aeusserungen immer abhängig und bedürftig ist, so wird das naive Gefühl nicht immer **exaltiert** genug bleiben, um den zufälligen Bestimmungen des Augenblicks widerstehen zu können. Das sentimentalische Genie hingegen verläßt die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzusteigen und mit freyer Selbstthätigkeit seinen Stoff zu beherrschen; da aber die Vernunft ihrem Gesetze nach immer zum Unbedingten strebt, so wird das sentimentalische Genie nicht immer **nüchtern** genug bleiben, um sich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freyesten Wirken hier immer gebunden bleiben muß. Dieses könnte nur durch einen verhältnißmäßigen Grad von Empfänglichkeit geschehen, welche aber in dem sentimentalischen Dichtergeiste von der Selbstthätigkeit eben so sehr überwogen wird, als sie in dem naiven die Selbstthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zuweilen den **Geist** vermißt, so wird man bey den Geburten des sentimenta- 90
lischen oft vergebens nach dem **Gegenstande** fragen. Beyde werden also, wiewohl auf ganz entgegengesetzte Weise, in den Fehler der **Leerheit** verfallen; denn ein Gegenstand ohne Geist und ein Geistesspiel ohne Gegenstand sind beyde ein Nichts in dem ästhetischen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einseitig aus der Gedankenwelt schöpfen, und mehr durch eine innre Ideenfülle als durch den Drang der Empfindung zum poetischen Bilden getrieben werden, sind mehr oder weniger in Gefahr, auf diesen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bey ihren Schöpfungen die Grenzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath und der Gedanke wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber so weit getrieben, daß ihm nicht nur keine bestimmte Erfahrung mehr entsprechen kann, (denn bis dahin darf und muß das Idealschöne gehen) sondern daß er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerstreitet, und daß folglich um ihn wirklich zu machen,

3: Natur, A B b. — 5: exaltirt B b. — 17: Naiven A B b. — 21: Weise in A b. — 25: innere B. — 34: folglich, B b.

die menschliche Natur ganz und gar verlassen werden müßte, dann
ist es nicht mehr ein poetischer, sondern ein überspannter Gedanke:
vorausgesetzt nehmlich, daß er sich als darstellbar und dichterisch an-
gekündiget habe; denn hat er dieses nicht, so ist es schon genug, wenn
er sich nur nicht selbst widerspricht. Widerspricht er sich selbst, so ist
er nicht mehr Ueberspannung, sondern Unsinn; denn was überhaupt
nicht ist, das kann auch sein Maaß nicht überschreiten. Kündigt er
sich aber gar nicht als ein Objekt für die Einbildungskraft an, so 91
ist er eben so wenig Ueberspannung; denn das bloße Denken ist
grenzenlos und was keine Grenze hat, kann auch keine überschreiten.
Ueberspannt kann also nur dasjenige genannt werden, was zwar
nicht die logische aber die sinnliche Wahrheit verletzt, und auf diese doch
Anspruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat,
Naturen, die schlechthin übermenschlich sind, und auch nicht an-
ders vorgestellt werden dürfen, zum Stoff seiner Schilderung zu
erwählen, so kann er sich vor dem Ueberspannten nur dadurch sicher
stellen, daß er das Poetische aufgiebt und es gar nicht einmal unter-
nimmt, seinen Gegenstand durch die Einbildungskraft ausführen zu
lassen. Denn thäte er dieses, so würde entweder diese ihre Grenzen
auf den Gegenstand übertragen, und aus einem absoluten Objekt
ein beschränktes menschliches machen (was z. B. alle griechischen
Gottheiten sind und auch seyn sollen); oder der Gegenstand würde
der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde sie auf-
heben, worinn eben das Ueberspannte besteht.

Man muß die überspannte Empfindung von dem Ueberspannten
in der Darstellung unterscheiden; nur von der ersten ist hier die
Rede. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich seyn, aber sie
selbst ist Natur, und muß daher auch die Sprache derselben führen.
Wenn also das Ueberspannte in der Empfindung aus Wärme des
Herzens und einer wahrhaft dichterischen Anlage fließen kann, so 92
zeugt das Ueberspannte in der Darstellung jederzeit von einem kalten
Herzen und sehr oft von einem poetischen Unvermögen. Es ist also
kein Fehler, vor welchem das sentimentalische Dichtergenie gewarnt
werden müßte, sondern der bloß dem unberufenen Nachahmer desselben

21: griechische K. — 24: worin B. — 32: Vermögen. K.

drohet, daher er auch die Begleitung des Platten, Geistlosen, ja des Niedrigen keineswegs verschmäht. Die überspannte Empfindung ist gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muß sie auch nothwendig einen realen Gegenstand haben. Sie läßt daher auch, weil sie Natur ist, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenstand nicht aus der Natur geschöpft, sondern durch den Verstand einseitig und künstlich hervorgebracht ist, so hat er auch bloß logische Realität, und die Empfindung ist also nicht rein menschlich. Es ist keine Täuschung, was *Heloise* für Abelard, was *Petrarch* für seine Laura, was S. *Preux* für seine Julie, was *Werther* für seine Lotte fühlt, und was *Agathon*, *Phanias*, *Peregrinus Proteus* (den Wielandischen meyne ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung ist wahr, nur der Gegenstand ist ein gemachter und liegt ausserhalb der menschlichen Natur. Hätte sich ihr Gefühl bloß an die sinnliche Wahrheit der Gegenstände gehalten, so würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein bloß willkührliches Spiel der Phantasie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande gewesen seyn, ' das Herz zu bewegen, denn das Herz wird 93
nur durch Vernunft bewegt. Diese Ueberspannung verdient also Zurechtweisung, nicht Verachtung, und wer darüber spottet, mag sich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzlosigkeit so klug, aus Vernunftmangel so verständig ist. So ist auch die überspannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, besonders die spanischen charakterisiert, so ist die skrupulose, bis zur Kostbarkeit getriebene Delikatesse in den französischen und englischen sentimentalischen Romanen (von der besten Gattung) nicht nur subjektiv wahr, sondern auch in objektiver Rücksicht nicht gehaltlos; es sind ächte Empfindungen, die wirklich eine moralische Quelle haben, und die nur darum verwerflich sind, weil sie die Grenzen menschlicher Wahrheit überschreiten. Ohne jene moralische Realität — wie wäre es möglich, daß sie mit solcher Stärke und Innigkeit

10: Abälard, W M. — 11: St. Preux K W M. (St. Preux und Julie in Rousseaus Julie ou la Nouvelle Héloise.) — 12: Agathon] (Wielands Agathon). — Phanias] (in Wielands Musarion). — 13: meine B. — 17–18: willkürliches B. — 25: charakterisirt, B b. — skrupulöse, B, scrupulöse W M. — 29: echte B.

könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Dasselbe gilt auch von der moralischen und religiösen Schwärmerey, und von der exaltierten Freyheits- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenstände dieser Empfindungen immer Ideen sind und in der äussern Erfahrung nicht erscheinen, (denn was z. B. den politischen Enthusiasten bewegt, ist nicht was er siehet, sondern was er denkt) so hat die selbstthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freyheit und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die sinnliche Gegenwart ihres Objekts in ihre Grenzen zurückgewiesen werden. Aber weder der Mensch überhaupt noch der Dichter insbesondre ' darf sich der Gesetzgebung der Natur 94 anders entziehen, als um sich unter die entgegengesetzte der Vernunft zu begeben; nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlassen, denn an einem von diesen beyden Ankern muß die Freyheit bevestiget seyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale ist so weit, und dazwischen liegt die Phantasie mit ihrer zügellosen Willkühr. Es ist daher unvermeidlich, daß der Mensch überhaupt wie der Dichter insbesondere, wenn er sich durch die Freyheit seines Verstandes aus der Herrschaft der Gefühle begiebt, ohne durch Gesetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus bloßer Freyheit verläßt, solang ohne Gesetz ist, mithin der Phantasterey zum Raube dahingegeben wird.

Daß sowohl ganze Völker als einzelne Menschen, welche der sichern Führung der Natur sich entzogen haben, sich wirklich in diesem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben diese stellt auch Beyspiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunst auf. Weil der ächte sentimentalische Dichtungstrieb, um sich zum idealen zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinausgehen muß, so geht der unächte über jede Grenze überhaupt hinaus, und überredet sich, als wenn schon das wilde Spiel der Imagination die poetische Begeisterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verlässet, kann dieses nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es sich selbst verloren hat; da es hingegen durch seine Natur ' selbst zu einer überspannten Empfin- 95 dungsweise verführt werden kann. Es kann aber durch sein Beyspiel

3: exaltirten B b. — 13: befestiget B b. — 15: Willkür. B. — 26: Idealen B. — 28: unechte B. — 34: Beispiel B.

andre zur Phantasterey verführen, weil Leser von reger Phantasie und schwachem Verstand ihm nur die Freyheiten absehen, die es sich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu seiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem sentimentalischen Genie hier, wie wir bey dem naiven gesehen haben. Weil dieses durch seine Natur alles ausführte, was es thut, so will der gemeine Nachahmer an seiner eigenen Natur keine schlechtere Führerinn haben. Meisterstücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die plattesten und schmutzigsten Abdrücke gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der sentimentalischen ein zahlreiches Heer phantastischer Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieses in der Litteratur eines jeden Volks leichtlich nachzuweisen ist.

Es sind in Rücksicht auf Poesie zwey Grundsätze im Gebrauch, die an sich völlig richtig sind, aber in der Bedeutung, worinn man sie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem ersten, „daß die Dichtkunst zum Vergnügen und zur Erhohlung diene" ist schon oben gesagt worden, daß er der Leerheit und Platitüde in poetischen Darstellungen nicht wenig günstig sey; durch den andern Grundsatz „daß sie zur moralischen Veredlung des Menschen diene" wird das Ueberspannte in Schutz genommen. Es ist nicht überflüßig, beyde Principien, welche man so häufig im Munde führt, oft so ganz unrichtig auslegt und so ungeschickt anwendet, etwas näher zu be- 96
leuchten.

Wir nennen Erhohlung den Uebergang von einem gewaltsamen Zustand zu demjenigen, der uns natürlich ist. Es kommt mithin hier alles darauf an, worin wir unsern natürlichen Zustand setzen, und was wir unter einem gewaltsamen verstehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unsrer physischen Kräfte und in eine Befreyung von jedem Zwang, so ist jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerstand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geschieht, und Geistesruhe mit sinnlicher Bewegung verbunden, ist das eigentliche Ideal der Erhohlung. Setzen wir hingegen

6: es] er B b K. — 7–8: Führerin B b. — 9: schmu-|zigsten B, schmu-|tzigsten b. — 11: worin B. — 16: Erholung B b (und so fernerhin). — 17: Platitude B. — 20: überflüßig beyde A, überflüßig, beyde b, überflüssig, beyde B. — 26: worein B b K W M.

unsern natürlichen Zustand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menschlichen Aeusserung und in die Fähigkeit über alle unsre Kräfte mit gleicher Freyheit disponiren zu können, so ist jede Trennung und *Vereinzelung* dieser Kräfte ein gewaltsamer Zustand, und das Ideal der Erhohlung ist die Wiederherstellung unseres Naturganzen nach einseitigen Spannungen. Das erste Ideal wird also lediglich durch das Bedürfniß der *sinnlichen* Natur, das zweyte wird durch die Selbstständigkeit der *menschlichen* aufgegeben. Welche von diesen beyden Arten der Erhohlung die Dichtkunst gewähren dürfe und müsse, möchte in der Theorie wohl keine Frage seyn; denn niemand wird gerne das Ansehen haben wollen, als ob er das Ideal der Menschheit dem Ideale der Thierheit nachzusetzen versucht seyn könne. Nichts destoweniger sind die Foderungen, welche man im wirklichen Leben 97
an poetische Werke zu machen pflegt, vorzugsweise von dem sinnlichen Ideal hergenommen, und in den meisten Fällen wird nach diesem — zwar nicht die *Achtung* bestimmt, die man diesen Werken erweißt, aber doch die *Neigung* entschieden und der *Liebling* gewählt. Der Geisteszustand der mehresten Menschen ist auf Einer Seite anspannende und erschöpfende *Arbeit*, auf der andern erschlaffender *Genuß*. Jene aber, wissen wir, macht das sinnliche Bedürfniß nach GeistesRuhe und nach einem Stillstand des Wirkens ungleich dringender als das moralische Bedürfniß nach Harmonie und nach einer absoluten Freyheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erst die *Natur* befriediget seyn muß, ehe der *Geist* eine *Foderung* machen kann; dieser bindet und lähmt die moralischen Triebe selbst, welche jene Foderung aufwerfen mußten. Nichts ist daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger als diese beyden nur allzugewöhnlichen Gemüthsstimmungen unter den Menschen, und es erklärt sich daraus, warum so gar wenige, selbst von den Beßern ja den Beßten, in ästhetischen Dingen ein Urtheil haben. Die Schönheit ist das Produkt der Zusammenstimmung zwischen dem Geist und den Sinnen, es spricht zu allen Vermögen des Menschen zugleich, und kann daher

2: Fähigkeit, B b. — 8: Selbstthätigkeit K W (vgl. unten S. 513). — 16: erweist, B b. — 18: mehrsten K, meisten M. — 21: Geistesruhe B b. — 24: befriedigt B b. — 29: Bessern, B, Beßern, b. — ja den Beßten,] fehlt B b K W M. — 30: ein richtiges Urtheil B b K W M.

nur unter der Voraussetzung eines vollständigen und freyen Gebrauchs aller seiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen frischen und ungeschwächten Geist muß man dazu ' mitbringen, seine ganze Natur muß man beysammen 98
haben; welches keineswegs der Fall derjenigen ist, die durch abstraktes Denken in sich selbst getheilt, durch kleinliche Geschäftsformeln eingeenget, durch anstrengendes Aufmerken ermattet sind. Diese verlangen zwar nach einem sinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzusetzen, sondern um es einzustellen. Sie wollen frey seyn, aber nur von einer Last, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man sich also noch über das Glük der Mittelmäßigkeit und Leerheit in ästhetischen Dingen, und über die Rache der schwachen Geister an dem wahren und energischen Schönen verwundern? Auf Erhohlung rechneten sie bey diesem, aber auf eine Erhohlung nach ihrem Bedürfniß und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruß entdecken sie, daß ihnen jetzt erst eine Kraftäuserung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem beßten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen sind sie willkommen, wie sie sind, denn so wenig Kraft sie auch mitbringen, so brauchen sie doch noch viel weniger, um den Geist ihres Schriftstellers auszuschöpfen. Der Last des Denkens sind sie hier auf einmal entledigt, und die losgespannte Natur darf sich im seligen Genuß des Nichts, auf dem weichen Polster der Platitüde pflegen. In dem Tempel Thaliens und Melpomenens, so wie er bey uns bestellt ist, thront die geliebte Göttinn, empfängt in ihrem weiten Schooß den stumpfsinnigen ' Gelehrten und 99
den erschöpften Geschäftsmann, und wiegt den Geist in einen magnetischen Schlaf, indem sie die erstarrten Sinne erwärmt, und die Einbildungskraft in einer süßen Bewegung schaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachsehen, was selbst den Beßten oft genug zu begegnen pflegt. Der Nachlaß, welchen die Natur nach jeder anhaltenden Spannung fodert und sich auch ungefodert nimmt, (und nur für solche Momente pflegt man den

6–7: eingeengt, B. — 12: Glück B b. — 17: Kraftäußerung B b. — 18: besten B. — 25: Göttin, B. — 31: Besten B.

Genuß schöner Werke aufzusparen) ist der ästhetischen Urtheilskraft so wenig günstig, daß unter den eigentlich beschäftigten Klassen nur äuserst wenige seyn werden, die in Sachen des Geschmacks mit Sicherheit und, worauf hier so viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen können. Nichts ist gewöhnlicher als daß sich die Gelehrten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die lächerlichsten Blößen geben, und daß besonders die Kunstrichter von Handwerk der Spott aller Kenner sind. Ihr verwahrloßtes, bald überspanntes bald rohes Gefühl leitet sie in den mehresten Fällen falsch, und wenn sie auch zu Vertheidigung desselben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, so können sie daraus nur technische (die Zweckmäßigkeit eines Werks betreffende) nicht aber ästhetische Urtheile bilden, welche immer das Ganze umfassen müssen, und bey denen also die Empfindung entscheiden muß. Wenn sie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leisten und es bey den erstern bewenden lassen wollten, so möchten sie immer noch ' Nutzen genug stiften, 100 da der Dichter in seiner Begeisterung und der empfindende Leser im Moment des Genusses das Einzelne gar leicht vernachläßigen. Ein desto lächerlicheres Schauspiel ist es aber, wenn diese rohen Naturen, die es mit aller peinlichen Arbeit an sich selbst höchstens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräsentanten des allgemeinen Gefühls aufstellen, und im Schweiß ihres Angesichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der *Erhohlung*, welche die Poesie zu gewähren habe, werden, wie wir gesehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen gesetzt, weil man ihn zu einseitig auf das bloße Bedürfniß der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der *Veredlung*, welche der Dichter beabsichten soll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einseitig nach der bloßen Idee bestimmt.

Der Idee nach geht nehmlich die Veredlung immer ins Unendliche, weil die Vernunft in ihren Foderungen sich an die nothwendigen Schranken der Sinnenwelt nicht bindet, und nicht eher als bey dem

3: äußerst B b. — 5: gewöhnlicher, B. — 8: verwahrlostes, B b. — 8–9: überspanntes B. — 9: mehrsten K, meisten M. — 15: dem erstern K. — 18: vernachlässigen. B. — 28: beabsichtigen B b K W M.

absolut Vollkommenen stille steht. Nichts, worüber sich noch etwas
höheres denken läßt, kann ihr Genüge leisten; vor ihrem strengen
Gerichte entschuldigt kein Bedürfniß der endlichen Natur: sie erkennt
keine andern Grenzen an, als des Gedankens, und von diesem wissen
wir, daß er sich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes schwingt.
Ein solches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer rei'nen 101
Gesetzgebung vorzeichnet, darf sich also der Dichter eben so wenig als
jenes niedrige Ideal der Erhohlung, welches die Sinnlichkeit aufstellt,
zum Zwecke setzen, da er die Menschheit zwar von allen zufälligen
Schranken befreyen soll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre
nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über diese Linien hinaus
sich erlaubt, ist Ueberspannung, und zu dieser eben wird er nur all-
zuleicht durch einen falsch verstandenen Begriff von Veredlung verleitet.
Aber das schlimme ist, daß er sich selbst zu dem wahren Ideal mensch-
licher Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte
über dasselbe hinaus zu gerathen. Um nehmlich dahin zu gelangen,
muß er die Wirklichkeit verlassen, denn er kann es, wie jedes Ideal,
nur aus innern und moralischen Quellen schöpfen. Nicht in der Welt
die ihn umgiebt und im Geräusch des handelnden Lebens, in seinem
Herzen nur trift er es an, und nur in der Stille einsamer Betrach-
tung findet er sein Herz. Aber diese Abgezogenheit vom Leben wird
nicht immer bloß die zufälligen — sie wird öfters auch die nothwen-
digen und unüberwindlichen Schranken der Menschheit aus seinen
Augen rücken, und indem er die reine Form sucht, wird er in Ge-
fahr seyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Ge-
schäft viel zu abgesondert von der Erfahrung treiben, und was der
contemplative Geist auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden,
wird der handelnde Mensch auf dem drangvollen Wege des Lebens
nicht in Erfüllung bringen können. So bringt ge'wöhnlich eben das 102
den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weisen zu
bilden, und der Vorzug des letztern möchte wohl weniger darinn be-
stehen, daß er das erste nicht geworden, als darinn, daß er es nicht
geblieben ist.

4: andere K. — von diesem K M] an diesem A B b W. — 7: vorzeichnet darf A. — 18: Welt, B. — 20: trifft B.

Da es also weder dem arbeitenden Theile der Menschen überlassen werden darf, den Begriff der Erhohlung nach seinem Bedürfniß, nach dem contemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach seinen Speculationen zu bestimmen, wenn jener Begriff nicht zu physisch und der Poesie zu unwürdig, dieser nicht zu hyperphysisch und der Poesie zu überschwenglich ausfallen soll — diese beyden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poesie und poetische Werke regieren, so müssen wir uns, um sie auslegen zu lassen, nach einer Klasse von Menschen umsehen, welche ohne zu arbeiten thätig ist, und idealisiren kann, ohne zu schwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigstmöglichen Schranken desselben in sich vereiniget, und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub desselben zu werden. Nur eine solche Klasse kann das schöne Ganze menschlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich, und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerstört wird, aufbewahren, und in allem was rein menschlich ist durch ihre Gefühle dem allgemeinen Urtheil Gesetze geben. Ob eine solche Klasse wirklich existiere, oder vielmehr ob diejenige, welche unter ähnlichen äusern Verhältnissen wirklich existiert, diesem Begriffe auch 103
im innern entspreche, ist eine andre Frage, mit der ich hier nichts zu schaffen habe. Entspricht sie demselben nicht, so hat sie bloß sich selbst anzuklagen, da die entgegengesetzte arbeitende Klasse wenigstens die Genugthuung hat, sich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer solchen Volksklasse (die ich aber hier bloß als Idee aufstelle, und keineswegs als ein Faktum bezeichnet haben will) würde sich der naive Charakter mit dem sentimentalischen also vereinigen, daß jeder den andern vor seinem Extreme bewahrte, und indem der erste das Gemüth vor Ueberspannung schützte, der andere es vor Erschlaffung sicher stellte. Denn endlich müssen wir es doch gestehen, daß weder der naive noch der sentimentalische Charakter für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschlichkeit ganz erschöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beyder hervorgehen kann.

6: überschwänklich K, überschwänglich W M. — 16: allem, B b. — ist, B b. — 18: existire, B b. — 19: äußern B b. — existirt, B b. — 20: Innern B. — 30–31: Charakter, B b.

Zwar solange man beyde Charaktere biß zum dichterischen exaltiert, wie wir sie auch bißher betrachtet haben, verliert sich vieles von den ihnen adhärierenden Schranken und auch ihr Gegensatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grad sie poetisch werden; denn die poetische Stimmung ist ein selbstständiges Ganze, in welchem alle Unterschiede und alle Mängel verschwinden. Aber eben darum, weil es nur der Begriff des poetischen ist, in welchem beyde Empfindungsarten zusammentreffen können, so wird ihre gegenseitige Verschiedenheit und Bedürftigkeit in demselben Grade merklicher, als sie den poetischen Charakter ablegen; und dieß ′ ist der Fall im ge- 104
meinen Leben. Je tiefer sie zu diesem herabsteigen, desto mehr verlieren sie von ihrem generischen Charakter, der sie einander näher bringt, biß zuletzt in ihren Karrikaturen nur der Artcharakter übrig bleibt, der sie einander entgegen setzt.

Dieses führt mich auf einen sehr merkwürdigen psychologischen Antagonism unter den Menschen in einem sich kultivierenden Jahrhundert: einen Antagonism, der, weil er radikal und in der innern Gemüthsform gegründet ist, eine schlimmere Trennung unter den Menschen anrichtet, als der zufällige Streit der Interessen je hervorbringen könnte; der dem Künstler und Dichter alle Hofnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch seine Aufgabe ist, der es dem Philosophen auch wenn er alles gethan hat, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philosophie mit sich bringt, der es endlich dem Menschen im praktischen Leben niemals vergönnen wird, seine Handlungsweise allgemein gebilliget zu sehen: kurz einen Gegensatz, welcher Schuld ist, daß kein Werk des Geistes und keine Handlung des Herzens bey Einer Klasse ein entscheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bey der andern sich einen Verdammungsspruch zuzuziehen. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel so alt, als der Anfang der Kultur und dürfte vor dem Ende derselben schwerlich anders als in einzelnen seltenen Subjekten, deren es hoffentlich immer gab und immer geben wird, beygelegt werden; aber ob-

1: so lange Bb. — bis B. — 2: exaltirt, Bb. — bisher B. — 3: adhärirenden Bb. — 12: Charakter der A. — 14: entgegensetzt. Bb. — 16: kultivirenden B. — 20: könnte, Bb. — Hoffnung Bb. — 21: seine B. — 22: Philosophen, Bb.

gleich zu seinen Wirkungen auch diese gehört, daß ' er jeden Versuch 105 zu seiner Beylegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen ist, einen Mangel auf seiner Seite und eine Realität auf der andern einzugestehen, so ist es doch immer Gewinn genug, eine so wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigstens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am beßten zu dem wahren Begriff dieses Gegensatzes, wenn man, wie ich eben bemerkte, sowohl von dem naiven als von dem sentimentalischen Charakter absondert, was beyde poetisches haben. Es bleibt alsdann von dem erstern nichts übrig, als, in Rücksicht auf das theoretische, ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne; in Rücksicht auf das praktische eine resignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung also in das, was ist und was seyn muß. Es bleibt von dem sentimentalischen Charakter nichts übrig, als (im theoretischen) ein unruhiger Speculationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, im praktischen ein moralischer Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen bestehet. Wer sich zu der ersten Klasse zählt, kann ein R e a l i s t, und wer zur andern, ein I d e a l i s t genannt werden; bey welchen Namen man sich aber weder an den guten noch schlimmen Sinn, den man in der Metaphysik damit verbindet, erinnern darf. *

* Ich bemerke, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß es ' bey dieser Ein- 106 theilung ganz und gar nicht darauf abgesehen ist, eine Wahl zwischen beyden, folglich eine Begünstigung des Einen mit Ausschließung des andern zu veranlassen. Gerade diese A u s s c h l i e ß u n g, welche sich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Resultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweiß seyn, daß nur durch die vollkommen gleiche E i n s c h l i e ß u n g beyder dem Vernunftbegriffe der Menschheit kann Genüge geleistet werden. Uebrigens nehme ich beyde in ihrem würdigsten Sinn und in der ganzen F ü l l e ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit desselben, und mit Beybehaltung ihrer specifischen Unterschiede bestehen kann. Auch wird es sich zeigen, daß ein hoher Grad menschlicher Wahrheit sich mit beyden verträgt, und daß ihre Abweichungen von einander zwar im einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form aber nicht dem Gehalt nach eine Veränderung machen.

8: besten B. — 12: Theoretische, B. — 14: Praktische B. — 29: Beweis Bb. — 35: verträgt und B.

'Da der Realist durch die Nothwendigkeit der Natur sich bestimmen 106
läßt, der Idealist durch die Nothwendigkeit der Vernunft sich bestimmt, so muß zwischen beyden dasselbe Verhältniß Statt finden, welches zwischen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. Die Natur, wissen wir, obgleich eine unendliche Größe im Ganzen, zeigt sich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und bedürftig; nur in dem All ihrer Erscheinungen drückt sie einen selbstständigen großen Charakter aus. Alles individuelle in ihr ist nur deßwegen, weil etwas anderes ist; nichts springt aus sich selbst, alles nur aus dem vorhergehenden Moment ' hervor, um 107
zu einem folgenden zu führen. Aber eben diese gegenseitige Beziehung der Erscheinungen auf einander sichert einer jeden das Daseyn durch das Daseyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen ist die Stätigkeit und Nothwendigkeit derselben unzertrennlich. Nichts ist frey in der Natur, aber auch nichts ist willkührlich in derselben.

Und gerade so zeigt sich der Realist, sowohl in seinem Wissen als in seinem Thun. Auf alles, was bedingungsweise existiert, erstreckt sich der Kreis seines Wissens und Wirkens, aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntnissen, und die Regeln, die er sich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur Einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Gesetz, so wird er sich unausbleiblich in Irrthum stürzen. Will daher der Realist in seinem Wissen zu etwas unbedingtem gelangen, so muß er es auf dem nehmlichen Wege versuchen, auf dem die Natur ein unendliches wird, nehmlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeschlossen wird, so ist eine comparative Allgemeinheit das höchste, was der Realist in seinem Wissen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er seine Einsicht, und wird daher richtig urtheilen in allem, was in der Ordnung ist; in allem hingegen, was zum erstenmal sich darstellt, kehrt seine Weißheit zu ihrem Anfang zurück.

8: Individuelle B. — 15: Natur aber A. — willkürlich B. — 18: existirt, Bb. — 21: gelten, Bb. — 22: Einmal, B. — 25: unbedingten A. — 33: Weisheit B.

Was von dem Wissen des Realisten gilt, das gilt ' auch von 108
seinem (moralischen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber diese liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe seines Lebens. In jedem besondern Fall wird er durch äusre Ursachen und durch äusre Zwecke bestimmt werden; nur daß jene Ursachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augenblicklich sind, sondern aus dem Naturganzen subjektiv fließen, und auf dasselbe sich objektiv beziehen. Die Antriebe seines Willens sind also zwar in rigoristischem Sinne weder frey genug, noch moralisch lauter genug, weil sie etwas anders als den blossen Willen zu ihrer Ursache und etwas anders als das blosse Gesetz zu ihrem Gegenstand haben; aber es sind eben so wenig blinde und materialistische Antriebe, weil dieses andre das absolute Ganze der Natur, folglich etwas selbstständiges und nothwendiges ist. So zeigt sich der gemeine Menschenverstand, der vorzügliche Antheil des Realisten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle schöpft er die Regel seines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel seines Thuns; aber mit glücklichem Instinkt weiß er von beyden alles Momentane und Zufällige zu scheiden. Bey dieser Methode fährt er im Ganzen vortreflich und wird schwerlich einen bedeutenden Fehler sich vorzuwerfen haben; nur auf Größe und Würde möchte er in keinem besondern Fall Anspruch machen können. Diese ist nur der Preiß der Selbstständigkeit und Freyheit, und davon sehen wir in seinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

' Ganz anders verhält es sich mit dem Idealisten, der aus sich 109
selbst und aus der blossen Vernunft seine Erkenntnisse und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer abhängig und beschränkt erscheint, so legt die Vernunft den Charakter der Selbstständigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus sich selbst schöpft sie alles, und auf sich selbst bezieht sie alles. Was durch sie geschieht, geschieht nur um ihrentwillen; eine absolute Größe ist jeder Begriff den sie aufstellt, und jeder Entschluß den sie bestimmt. Und eben so zeigt sich auch der Idealist, soweit er diesen

5: äußre b, äußere B. — 6: zufällig; B. — 11: bloße B. — 22: Preis Bb. — 26: bloßen B. — 32: Begriff, Bb. — Entschluß, Bb.

Nahmen mit Recht führt, in seinem Wissen, wie in seinem Thun. Nicht mit Erkenntnissen zufrieden, die bloß unter bestimmten Voraussetzungen gültig sind, sucht er biß zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr voraussetzen und die Voraussetzung von allem andern sind. Ihn befriedigt nur die philosophische Einsicht, welche alles bedingte Wissen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menschlichen Geist alle Erfahrung bevestiget; die Dinge, denen der Realist sein Denken unterwirft, muß Er Sich, seinem Denkvermögen unterwerfen. Und er verfährt hierinn mit völliger Befugniß, denn wenn die Gesetze des menschlichen Geistes nicht auch zugleich die Weltgesetze wären, wenn die Vernunft endlich selbst unter der Erfahrung stünde, so würde auch keine Erfahrung möglich seyn.

Aber er kann es biß zu absoluten Wahrheiten gebracht haben, und dennoch in seinen Kenntnissen dadurch nicht ' viel gefördert seyn. 110 Denn alles freylich steht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Gesetzen, aber nach zufälligen und besondern Regeln wird jedes einzelne regiert; und in der Natur ist alles einzeln. Er kann also mit seinem philosophischen Wissen das Ganze beherrschen, und für das Besondre, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben: ja, indem er überal auf die *obersten* Gründe dringt, durch die alles möglich wird, kann er die *nächsten* Gründe, durch die alles wirklich wird, leicht versäumen; indem er überal auf das Allgemeine sein Augenmerk richtet, welches die verschiedensten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das besondre vernachläßigen, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Er wird also sehr viel mit seinem Wissen *umfassen* können, und vielleicht eben deßwegen wenig *fassen*, und oft an Einsicht verlieren, was er an Uebersicht gewinnt. Daher kommt es, daß, wenn der speculative Verstand den gemeinen um seiner *Beschränktheit* willen verachtet, der gemeine Verstand den speculativen seiner *Leerheit* wegen verlacht; denn die Erkenntnisse verlieren immer an bestimmtem Gehalt, was sie an Umfang gewinnen.

3: bis B. — 7: befestiget; Bb. — 8: er Sich, Bb. — 9: hierin B. — 14: bis B. — 21 u. 23: überall Bb. — 25: Besondre B. — vernachlässigen, B. — 28: verlieren; B. — 29: es daß A. — 32: bestimmten A.

In der moralischen Beurtheilung wird man bey dem Idealisten eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moralische Gleichförmigkeit im Ganzen, finden. Da er nur in so fern Idealist heißt, als er aus reiner Vernunft seine Bestimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Aeuserungen sich absolut beweißt, 111 so tragen schon seine einzelnen Handlungen, sobald sie über'haupt nur moralisch sind, den ganzen Charakter moralischer Selbstständigkeit und Freyheit, und giebt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft sittliche That, die es auch vor einem rigoristischen Urtheil bliebe, so kann sie nur von dem Idealisten ausgeübt werden. Aber je reiner die Sittlichkeit seiner einzelnen Handlungen ist, desto zufälliger ist sie auch; denn Stätigkeit und Nothwendigkeit ist zwar der Charakter der Natur aber nicht der Freyheit. Nicht zwar, als ob der Idealism mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches sich widerspricht; sondern weil die menschliche Natur eines consequenten Idealism gar nicht fähig ist. Wenn sich der Realist, auch in seinem moralischen Handeln, einer physischen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, so muß der Idealist einen Schwung nehmen, er muß augenblicklich seine Natur exaltieren, und er vermag nichts, als insofern er begeistert ist. Alsdann freylich vermag er auch desto mehr, und sein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des Realisten vergeblich sucht. Aber das wirkliche Leben ist keineswegs geschickt, jene Begeisterung in ihm zu wecken und noch viel weniger sie gleichförmig zu nähren. Gegen das Absolutgroße, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Absolutkleine des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu starken Absatz. Weil sein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet ist, so 112 will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchstücke richten, ' und doch sind es mehrentheils nur geringfügige Leistungen, wodurch er seine moralische Gesinnung beweisen kann. So geschieht es denn nicht selten, daß er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung übersiehet, und von einem Maximum erfüllt, das

2: im Einzelnen, B K W M] in einzelnen, A b. — 5: Aenßerungen B b. — beweist, B b. — 13: Natur, B. — 19: exaltiren, B b. — 20: in sofern B b. — 24: wek-|ken B, we-|cken b. — 33: und, b.

Minimum verabsäumt, aus dem allein doch alles Große in der Wirklichkeit erwächst.

Will man also dem Realisten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so muß man ihn nach dem ganzen Zusammenhang seines Lebens richten; will man sie dem Idealisten erweisen, so muß man sich an einzelne Aeusserungen desselben halten, aber man muß diese erst herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches so gern nach dem einzelnen entscheidet, wird daher über den Realisten gleichgültig schweigen, weil seine einzelnen Lebensakte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealisten hingegen wird es immer Parthey ergreifen, und zwischen Verwerfung und Bewunderung sich theilen, weil in dem einzelnen sein Mangel und seine Stärke liegt.

Es ist nicht zu vermeiden, daß bey einer so großen Abweichung in den Principien beyde Partheyen in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengesetzt seyn, und, wenn sie selbst in den Objekten und Resultaten übereinträfen, nicht in den Gründen auseinander seyn sollten. Der Realist wird fragen, *wozu eine Sache gut sey?* und die Dinge nach dem, was sie werth sind, zu taxiren wissen: der Idealist wird fragen, *ob sie gut sey?* und die Dinge nach dem taxiren, was sie würdig sind. Von dem was seinen Werth und 113 Zweck in sich selbst hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen) weiß und hält der Realist nicht viel; in Sachen des Geschmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückseligkeit das Wort reden, wenn er diese gleich nicht zur Bedingung des sittlichen Handelns macht; auch in seiner Religion vergißt er seinen *Vortheil* nicht gern, nur daß er denselben in dem Ideale des *höchsten Guts* veredelt und heiligt. Was er liebt wird er zu *beglücken*, der Idealist wird es zu *veredeln* suchen. Wenn daher der Realist in seinen politischen Tendenzen den *Wohlstand* bezweckt, gesetzt daß es auch von der moralischen Selbstständigkeit des Volks etwas kosten sollte, so wird der Idealist, selbst auf Gefahr des Wohlstandes, die *Freyheit* zu seinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit des *Zustandes*

2: erwächst. Bb. — 6: Aeußerungen B. — 8: Einzelnen B. — über dem A. — 21: Von dem, Bb. — 28: liebt, Bb. — 29: zu B. — 30: poetischen Tendenzen A. — daß er auch B.

ist jenem, Unabhängigkeit *von dem Zustand* ist diesem das höchste Ziel, und dieser charakteristische Unterschied läßt sich durch ihr beyderseitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realist seine Zuneigung immer dadurch beweisen, daß er *giebt*, der Idealist dadurch, daß er *empfängt*; durch das, was er in seiner Großmuth aufopfert, verräth jeder, was er am höchsten schätzt. Der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum und seinem zeitlichen Zustand bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht; der Realist büßt die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts von diesem Opfer. Sein System bewährt sich 114
an allem, wovon er Kundschaft hat, und wornach er ein Bedürfniß empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er ist im Besitze, die Erde ist sein, und es ist Licht in seinem Verstande, und Zufriedenheit wohnt in seiner Brust. Der Idealist hat lange kein so gutes Schicksal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er versäumte, den Moment zu seinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit sich selbst, weder sein Wissen, noch sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fodert, ist ein Unendliches, aber beschränkt ist alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen sich selbst beweißt, verläugnet er auch nicht in seinem Betragen gegen andre. Er ist zwar großmüthig, weil er sich Andern gegenüber seines Individuums weniger erinnert, aber er ist öfters unbillig, weil er das Individuum eben so leicht in andern übersieht. Der Realist hingegen ist weniger großmüthig, aber er ist billiger, da er alle Dinge mehr in *ihrer Begrenzung* beurtheilt. Das Gemeine, ja selbst das Niedrige im Denken und Handeln kann er verzeyhen, nur das Willkührliche, das Eccentrische nicht; der Idealist hingegen ist ein geschworner Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird sich selbst mit dem Extravaganten und Ungeheuren versöhnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt. Jener beweißt sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; dieser denkt von der Mensch-

1: Zustande B b. — 18: selbst; B. — 21: beweist, B b. — 22: gegenüber, A b. — 27: verzeihen, B. — 28: Willkürliche, B. — Excentrische K W M. — 30: Ungeheuern B. — 31: beweist B b.

heit so groß, daß ' er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu 115
verachten.

Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menschlichen Geist mit seiner selbstständigen Größe und Freyheit bekannt gemacht haben; alles Absolute in der Menschheit ist ihm nur eine schöne Schimäre und der Glaube daran nicht viel besser als Schwärmerey, weil er den Menschen niemals in seinem reinen Vermögen, immer nur in einem bestimmten und eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealist für sich allein würde eben so wenig die sinnlichen Kräfte cultiviert und den Menschen als Naturwesen ausgebildet haben, welches doch ein gleich wesentlicher Theil seiner Bestimmung, und die Bedingung aller moralischen Veredlung ist. Das Streben des Idealisten geht viel zu sehr über das sinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er säen und pflanzen; und vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken ist. Die Welt wie der Realist sie um sich herum bilden möchte, und wirklich bildet, ist ein wohlangelegter Garten, worinn alles nützt, alles seine Stelle verdient, und was nicht Früchte trägt verbannt ist; die Welt unter den Händen des Idealisten ist eine weniger benutzte aber in einem größeren Charakter ausgeführte Natur. Jenem fällt es nicht ein, daß der Mensch
noch zu etwas anderm da seyn ' könne, als wohl und zufrieden zu 116
leben; und daß er nur deßwegen Wurzeln schlagen soll, um seinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieser denkt nicht daran, daß er vor allen Dingen wohl leben muß, um gleichförmig gut und edel zu denken, und daß es auch um den Stamm gethan 'ist, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem System etwas ausgelassen ist, wornach doch ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniß in der Natur sich vorfindet, so ist die Natur nur durch eine Inconsequenz gegen das System zu befriedigen. Einer solchen Inconsequenz machen auch hier beyde

9: und, A b. — 11: cultivirt B b. — 18: Welt, B b. — 20: worin B. — 22: benutzte, B. — 24: andern A.

Theile sich schuldig, und sie beweißt, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben seyn könnte, zugleich die Einseitigkeit beyder Systeme und den reichen Gehalt der menschlichen Natur. Von dem Idealisten brauch ich es nicht erst insbesondere darzuthun, daß er nothwendig aus seinem System treten muß, sobald er eine bestimmte Wirkung bezweckt; denn alles bestimmte Daseyn steht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empirischen Gesetzen. In Rücksicht auf den Realisten hingegen könnte es zweifelhafter scheinen, ob er nicht auch schon innerhalb seines Systems allen nothwendigen Foderungen der Menschheit Genüge leisten kann. Wenn man den Realisten fragt: warum thust du was recht ist und leidest was nothwendig ist? so wird er im Geist seines Systems darauf antworten: weil es die Natur so mit sich 117
bringt, weil es so seyn muß. Aber damit ist die Frage noch keineswegs beantwortet, denn es ist nicht davon die Rede, was die Natur mit sich bringt, sondern was der Mensch will, denn er kann ja auch nicht wollen, was seyn muß. Man wird ihn also wieder fragen können: warum willst du denn, was seyn muß? Warum unterwirft sich dein freyer Wille dieser Naturnothwendigkeit, da er sich ihr eben so gut, (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede ist) entgegensetzen könnte, und sich in Millionen deiner Brüder derselben wirklich entgegensetzt? Du kannst nicht sagen, weil alle andern Naturwesen sich derselben unterwerfen, denn du allein hast einen Willen, ja du fühlst, daß deine Unterwerfung eine freywillige seyn soll. Du unterwirfst dich also, wenn es freywillig geschieht, nicht der Naturnothwendigkeit selbst, sondern der Idee derselben; denn jene zwingt dich bloß blind, wie sie den Wurm zwingt, deinem Willen aber kann sie nichts anhaben, da du, selbst von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannst. Woher bringst du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen aber keine Natur (als Ganzes) und nur einzelne Wirklichkeiten aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehst also über die Natur hinaus, und bestimmst dich

1: beweist, B b. — 4: darzuthun, A. — 8: zweifelhaft erscheinen, W. — 15: will; B b. — 16—17: Man kann ihn also wieder fragen: B b K W M. — 17: warum] Warum B b. — 22: andere K. — 29: Naturnothwendigkeit; A. — 30: Naturwirkungen, B.

idealisch, so oft du entweder moralisch handeln oder nur nicht blind leiden willst. Es ist also offenbar, daß der Realist würdiger handelt, als er seiner Theorie nach zugiebt, so wie der Idealist erhabener denkt, als er handelt. Ohne es sich selbst zu gestehen, beweißt jener durch die ganze Haltung seines Lebens die ′ Selbstständig- 118 keit, dieser durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menschlichen Natur.

Einem aufmerksamen und parthehlosen Leser werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige eingestehen kann, der das Resultat nicht annimmt) nicht erst zu beweisen brauchen, daß das Ideal menschlicher Natur unter beyde vertheilt, von keinem aber völlig erreicht ist. Erfahrung und Vernunft haben beyde ihre eigene Gerechtsame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äussern Zustand des Menschen schlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewissen Bedingungen ist, was unter bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muß. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig seyn muß. Maßen wir uns nun an, mit unserer bloßen Vernunft über das äußre Daseyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, so treiben wir bloß ein leeres Spiel und das Resultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daseyn steht unter Bedingungen und die Vernunft bestimmt unbedingt. Lassen wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entscheiden, was schon der bloße Begriff unsers eigenen Seyns mit sich bringt, so machen wir uns selber zu einem leeren Spiele des Zufalls und unsre Persönlichkeit wird auf nichts hinauslaufen. In dem ersten Fall ist es also um den **Werth** (den zeitlichen Gehalt) unsers Lebens, in ′ dem zweyten um die **Würde** (den moralischen Gehalt) unsers Lebens 119 gethan.

Zwar haben wir in der bißherigen Schilderung dem Realisten

[1]: idealistisch, B b K W M. — [3]: Idealist B b K W M] Realist A. — [4–5]: beweist B b. — [8]: parteylosen B. — [12]: vertheilt; A. — [13]: eigenen B b K W M. — [15]: äußern B. — [20]: Maßen B b. — [21]: äußere B. — [28]: Nichts B b. — [32]: bisherigen B.

einen moralischen Werth und dem Idealisten einen Erfahrungsgehalt zugestanden, aber bloß insofern beyde nicht ganz consequent verfahren und die Natur in ihnen mächtiger wirkt als das System. Obgleich aber beyde gegen das Ideal vollkommener Menschheit verlieren, so ist zwischen beyden doch der wichtige Unterschied, daß der Realist zwar dem Vernunftbegriff der Menschheit in keinem einzelnen Falle Genüge leistet, dafür aber dem Verstandesbegriff derselben auch niemals widerspricht, der Idealist hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchsten Begriff der Menschheit näher kommt, dagegen aber nicht selten sogar unter dem niedrigsten Begriffe derselben bleibet. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze *gleichförmig* menschlich gut als daß das Einzelne *zufällig* göttlich sey — und wenn also der Idealist ein geschikteres Subjekt ist, uns von dem was der Menschheit möglich ist, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzuflößen, so kann nur der Realist sie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener ist zwar ein edleres aber ein ungleich weniger vollkommenes Wesen; dieser erscheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist dagegen desto vollkommener; denn das Edle liegt schon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in 120 der wirklichen That.

Was von beyden Charakteren in ihrer beßten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren beyderseitigen *Karrikaturen*. Der wahre Realism ist wohlthätiger in seinen Wirkungen und nur weniger edel in seiner Quelle; der falsche ist in seiner Quelle verächtlich und in seinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der wahre Realist nehmlich unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen *Nöthigungen*. Mit Freyheit umfaßt und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das individuelle dem allgemeinen unterordnen;

2: in sofern B b. — 3—4: Obgleich aber beyde dem Ideal vollkommener Menschheit nicht ganz entsprechen, so B b K W M. — 13: geschicktere B b. — 14: uns] und B. — von dem, B b. — 23: besten B. — 25: wohlthätig B b K W. — 30: Nothwendigkeit nicht A. — 32: Individuelle B. — Allgemeinen B.

daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, welchen beyde dazu einschlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft sich der Natur als einer Macht, und mit wahlloser blinder Ergebung. Auf das Einzelne sind seine Urtheile, seine Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift nur was er betastet; er schätzt nur, was ihn sinnlich verbessert. Er ist daher auch weiter nichts, als was die äusern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen, seine Selbstheit ist unterdrückt, und als Mensch hat er absolut keinen Werth und keine Würde. Aber als Sache ist er noch immer etwas, er kann noch immer zu etwas gut seyn. Eben die Natur, der er sich blindlings über'liefert, läßt ihn nicht ganz sinken; ihre ewigen 121 Grenzen schützen ihn, ihre unerschöpflichen Hülfsmittel retten ihn, sobald er seine Freyheit nur ohne allen Vorbehalt aufgiebt. Obgleich er in diesem Zustand von keinen Gesetzen weiß, so walten diese doch unerkannt über ihm, und wie sehr auch seine einzelnen Bestrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, so wird sich dieses doch unfehlbar dagegen zu behaupten wissen. Es giebt Menschen genug, ja wohl ganze Völker, die in diesem verächtlichen Zustande leben, die bloß durch die Gnade des Naturgesetzes, ohne alle Selbstheit bestehen, und daher auch nur zu etwas gut sind, aber daß sie auch nur leben und bestehen beweißt, daß dieser Zustand nicht ganz gehaltlos ist.

Wenn dagegen schon der wahre Idealism in seinen Wirkungen unsicher und öfters gefährlich ist, so ist der falsche in den seinigen schrecklich. Der wahre Idealist verläßt nur deßwegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das unwandelbare und unbedingt nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch streben heißt; der Phantast verläßt die Natur aus bloßer Willkühr, um dem Eigensinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von physischen Nöthigungen, in die Lossprechung von moralischen setzt er seine Freyheit. Der Phantast verläugnet also nicht bloß den menschlichen — er verläugnet allen Charakter, er ist völlig ohne Gesetz, er ist

6: nur, Bb. — 8: äußern Bb. — 22: beweist, Bb.

also gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantasterey keine Ausschwei[2]fung der Natur sondern der 122 Freyheit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage entspringt, die ins unendliche perfektibel ist, so führt sie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenlose Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerstörung sich endigen.

[2]: Natur, B.

XXI.

Schema über den Dilettantismus.

Hauptgesetz: Dilettantismus ist unschuldiger, ja er wirkt bildend in solchen Künsten, wo

Fach.	Nutzen fürs Subject.	Schaden fürs Subject.	Nutzen fürs Ganze.	Schaden fürs Ganze.	Alte Zeit in Deutschland.	Neue Zeit in Deutschland.	Ausland.
Poesie. Lyrisch. Pragmatisch.	Aesthetische Ausbildung.	Flachheit.	Geselligkeit. Idealität.	Mittelmäßigkeit.	Pedantismus.	Schöngeisterei.	Französische Ausbildung in eigener Sprache (?). Latein der Engländer (?).
Zeichnen, Malen und Sculptur.	Ausbildung des Sehorgans, die complicirten Formen zu bemerken.		Strengere Forderung an Richtigkeit der Formen.	Falsche Kennerschaft.		Zeichnen nach der Natur.	Frankreich. Migniatur. England Landschaften und Skizzen.
Musik. Hervorbringung. Ausübung.	Zeitvertreib mit einem gewissen Ernst aus mechanischer Application. Ausbildung des Sinns.	Gedankenleerheit. Sinnlichkeit.	Gesellschaftlichkeit und augenblickliche Verbindung ohne Interesse.	Schlechte Nachbarschaft. Leerheit.	Größerer Einfluß aufs leidenschaftliche Leben durch tragbare Saiteninstrumente. Medium der Galanterie.	Klimpern.	Besonderer Fall in Italien, wo die größere Vocalität der Nation der Pfuscherei mehr widerstrebt. Gilt auch von bildenden Künsten.
Tanz.	Ausbildung des Körpers.	Falsche Bildung des Körpers.	Allgemeine Gesellschaftlichkeit mit Lebhaftigkeit.	Unmäßigkeit und wildes Vergnügen.	Charakter und symbolische Bedeutung.	Bauerntanz.	Französische Tänze gesellig u. anständig. Refrains. Englische freier, ohne Refrains sans façon. In Italien herrscht noch das Charakteristische und ist mehr Beziehung auf Kunst. Polnischer Tanz eine anständige Promenade in vornehmer Gesellschaft. Fandango und formalischer Tanz, mechanisch, künstlich und sinnlich.
Architektur.	Richtung nach mathematischen Formen, die ins Aesthetische übergehen.	Nichtübergang zum Schönen und vollständ. Gesetzlichen, welches doch bei dieser Kunst unerläßlich ist. Nicht so beim Tanz.	Findet nur in rohen Verhältnissen statt.	Nicht nützlich und nicht schön. Perennirende Unform und Verderbniß des Geschmacks.	Keine Liebhaberei. Handwerk.	Reisen nach Italien und Frankreich, und besonders Gartenliebhaberei haben diesen Dilettantismus sehr befördert.	
Gartenkunst.	Ideales im Realen. Spazierengehen.	Phantastische und sentimentalische Nullität. Reales wird als ein Phantasiewerk behandelt.	Geselliges Local.	Vorliebnehmen mit dem Schein. Vermischung von Kunst und Natur.	Bloße Rücksicht auf die Pflanzung selbst; Nützlichkeit.	Engl. Geschmack. Chinesischer.	
Theater.	Dem Tanz ähnlich. Anstand. Sprache. Gegenwart.	Karrikatur der eigenen Fehler wegen der Rollenwahl nach der Individualität.	Findet nur in rohen Verhältnissen statt.	Summa.		Ursachen, warum diese Liebhaberei jetzt so überhand nimmt, Gelegenheit dazu.	In Frankreich weniger Pfuscherei beim Dilettantismus wegen ausgebildeter Sprache, Tanz und einer obligateren Theaterkunst.

[Goethe erzählt in seinen Tag- und Jahresheften (Goethe's Werke in Duodez B. 31, S. 84): „Erwarben nun auf diese Weise die Weimar'schen Kunstfreunde sich einiges Zutrauen in der Außenwelt, so war auch Schiller aufgeregt, unablässig die Betrachtung über Natur, Kunst und Sitten gemeinschaftlich anzustellen. Hier fühlten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tabellarischer und symbolischer Behandlung. Wir zeichneten zusammen jene Temperamentsrose wiederholt, auch der nützliche und schädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künste ward tabellarisch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beidhandig noch vorliegen. Ueberhaupt wurden solche methodische Entwürfe durch Schiller's philosophischen Ordnungsgeist, zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung. Man nahm sie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte sie, stellte sie um, und so ist denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden." Wir finden nun das Goethe'sche Schema über Dilettantismus in den Künsten in dem 44. Band seiner Werke (S. 264 ff.), und das Schiller'sche erscheint hier zum erstenmal gedruckt. Goethe's Entwurf ist (vielleicht durch die ausarbeitende Hand, welche in der Folgezeit an ihn gelegt wurde) weit ausgeführter und reicher an Thatsachen und treffenden Bemerkungen, wogegen sich Schiller's tabellarische Uebersicht durch begriffsmäßige Bestimmtheit entschieden auszeichnet (s. Schillers Leben Th. 4. S. 116). Auch in das Schiller'sche Schema trug Goethe Einiges ein. So z. B. sind die Worte: Hervorbringung, Ausübung unter der Rubrik Musik von Goethe's Hand; auf der Rückseite des Foliobogens steht von Goethe geschrieben:

strieb:
Poesie.

2. Lusttrieb:
Musik.
Tanz.

3. Nachahmungstrieb:
Zeichnung.
Malerei.
Skulptur.

4. Bildungstrieb:
Architektur.
Gartenkunst.
Theater.

Poesie,
Zeichnung,
Malerei,
Skulptur,
Architektur,
Gartenkunst,
Musik,
Tanz,
Theater.

Alles Andere ist von Schiller geschrieben. Unten auf derselben Rückseite hat Schiller's Bedienter Rudolph das Datum angemerkt: Jena, den 3. Mai 1799.] H.

XXI. H: Hoffmeister, Nachlese 4, 572—574.

XXII.

An den Herausgeber der Propyläen. 146

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwey letzten Preißaufgaben veranlaßt wurden, und noch lebhaft mit diesen Eindrücken beschäftigt, versuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszusprechen, welche diese interessanten Kunsterscheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliche, daß sie keinen müßigen Genuß zulassen, sondern den Geist des Beschauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, ja es bringt erst die Kunst in uns hervor.

Sie hatten es zwar bey diesen Preißaufgaben nur auf den Künstler abgesehen; aber auch dem bloßen Beschauer haben Sie durch dieses Institut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröfnet. Diese neunzehn und wieder diese neun Ausführungen des nehmlichen Gegenstandes gewähren ein ganz eignes Interesse des Verstandes, wovon freylich derjenige keinen Begriff hat, der sich den Eindrücken künstlerischer Werke nur gedankenlos hingiebt. Eine gleich große Anzahl ' wirklicher Meisterstücke, aber von verschiedenem 147 Inhalt, würde uns unstreitig einen höhern Kunstgenuß, aber vielleicht keinen so reichen Begriff von der Kunst verschafft haben, als diese vielseitige Behandlung desselben Thema mir wenigstens gegeben hat.

XXII. A: Propyläen. Eine periodische Schrift herausgegeben von Goethe. Dritten Bandes Zweites Stück. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1800. S. 146—163. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 164—192. — b: Dieselben, anderer Druck. — K: Werke 1813. 8, 2, 249 ff. W: Werke 1844. 10, 403 ff. — M: Werke 1860. 12, 288 ff.

3: ihre B. — 4 u. 11: Preisaufgaben B b. — 4: wurden und A B b. — 13–14: eröffnet. B b. — 15: nämlichen B.

Zuerst ein Wort von den Preißaufgaben selbst. In Sachen der schönen Kunst wird die Möglichkeit nur durch die That bewiesen; aus Begriffen kann man höchstens voraus wissen, daß ein gegebenes Thema der künstlerischen Darstellung nicht widerstreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Süjets gerechtfertigt, denn aus beyden sind wirklich, unter geschickten Händen, sprechende, selbstständige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunst unzertrennlich und eins ist, und beyde, Phantasie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig seyn müssen, so giebt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung, je nachdem sie sich einem dieser beyden ästhetischen Pole vorzugsweise nähern; zu einer von beiden Klassen aber muß jedes künstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat gar keinen Kunstgehalt. Sie haben bey diesen zwey Preißaufgaben dafür gesorgt, daß jeder Künstler in seiner Sphäre beschäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug ausstattete, auf beyden Feldern der Kunst glänzen konnte.

Hectors Abschied qualifizirte sich zu einem naiven und seelenvollen Empfindungsgemählde; der Raub der Pferde des Rhesus, ein Nachtstück, war zu einem küh'nen, kraftvollen Phantasiebilde geeignet. 148
Beyde Aufgaben konnten, in Absicht auf den innern Kunstgehalt, für gleichbedeutend gelten, und mochten für die Ausführung, im Ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künstlers mußte also die Wahl entscheiden, und es ließ sich voraussehen, wohin sich das Uebergewicht neigen würde. Der erste Gegenstand spricht an das Herz und der Deutsche hat seinen schätzbaren Charakter auch bey dieser Gelegenheit nicht verläugnet.

Indem die Gegenstände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentschieden gelassen; hier also war das Feld der Erfindung. Zwey Helden, dem Begriffe gemäß den wir uns von Diomed und Ulysses bilden, zeigen sich in der Finsterniß der Nacht in dem trojanischen Lager, wo thrazische Krieger mit ihrem Könige schlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt,

1 u. 14: Preisaufgaben B b. — 5: beyden B. — 12: beyden B. — 31: gemäß, B.

bemächtiget sich Ulyß der schönen weißen Pferde des Königs. Sie müssen eilen, um nicht überfallen zu werden, und Diomed verläßt ungern den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchsten Bedeutung. Der Künstler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darstellen. Blieb er bey dem ersten Momente stehen, so war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung schlafender Menschen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König wel'cher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson, unser Mit- 149
leid wurde interessirt und das Bild bekam einen pathetischen Charakter, den es durchaus nicht haben sollte. Wählte hingegen der Künstler den Augenblick nach der That, wo beyde Helden auf ihre Entfernung denken, so kam ein ganz anderer Geist in das Gemählde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Masse noch übrig, ohne daß ein Einzelner aus denselben einen Anspruch an unsre Theilnahme machte; wir schauen nicht unmittelbar an, sondern erfahren nur durch einen Schluß, daß sie im Schlaf ermordet worden, und was die Hauptsache ist, Ulyß und Diomed sind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es ist ihre Kühnheit die uns interessirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beschäftiget.

Aber auch so wird dem Bilde noch immer ein wesentlicher Theil der sinnlichen Bedeutsamkeit und der Würde abgehen. Ulyß und Diomed werden immer nur als zwey nächtliche Mörder und Räuber erscheinen, die Handlung wird also, auch wenn sie ihr Empörendes verliert, wenigstens gemein und gleichgültig für uns seyn. Etwas muß geschehen, um die Helden, um ihre That empor zu heben; dieß geschieht durch die Gegenwart und den Antheil einer Göttin. Der Künstler durfte diese nicht weit suchen; auch im Homer erscheint die Pallas und treibt beyde Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttin wird, für den Gedanken, noch dieses gewonnen, daß die nächtliche That einen Zeugen hat, daß durch ihre Geste die

1: weis-|sen B b. — 2: werden und A b. — 10: König, B. — 19: an sondern A. — 20: worden und A. — 22: Kühnheit, B.

Nothwendigkeit der Flucht ' sinnlich klar wird, und für die Ausführung 150 des Bildes entsteht der große Gewinn, daß die nächtliche Scene mit einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

Einen Künstler, der keinen tiefen Gedankengehalt in sein Bild zu legen wußte, konnte, bei der zweiten Aufgabe, schon der Effekt der Massen und Kontraste anlocken und bei der Ausführung befriedigen. Der geschickte Verfertiger des Bildes No. 5., wo in der Mitte des Ganzen zwey milchweiße Pferde sich erheben, Diomed im Hintergrund noch in dem Morden begriffen ist, und beyde Helden als Nebenfiguren gegen die Thiere verschwinden, scheint sich bloß mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild ist sanft und gefällig für's Auge, aber der Gedanke ist gemein und der Künstler hat von seinem Gegenstand nur das nächste prosaische ergriffen. Denn warum zwey Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu thun ist, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stilleleben geleistet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, daß eben dieses Bild bei vielen Zuschauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen ist unfehlbar, es setzt nichts voraus, und läßt sich völlig gedankenlos genießen.

Zwey andere größere Bilder (No. 3 und 4.) desselben Inhalts stellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch schlafend, das Schwerdt ist über ihm gezückt, Ulysses hat sich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung ist kräftiger, die Handlung reicher, als bey dem vorerwähnten Bilde, die Hel'den sind den 151 Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt sich nicht über das Gemeine, das Bild spricht bloß zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geschickte fleißige Ausführung kann den fehlenden Geist nicht ersetzen.

Zwey andere Bilder (No. 6 und 7.) zeigen uns zwar schon die Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob sie gleich eine höhere Intention des Künstlers verräth. Der Moment ist bedeutender, die Ermordung ist geschehen; auf dem einen, wo die Figuren bloß im Umriß gezeichnet sind, hat sich Ulyß auf eins der Pferde

5: bey der zweyten B. — 6: bey B b. — 7: Nn. B. — 13: von seinen A. — 17: Stillleben K W. — 18: bey B. — 25: bei b.

geschwungen, der Augenblick des Forteilens ist ausgedrückt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene ist zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höheren Geist sind zwey andere Bilder desselben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Die Göttin erscheint (No. 2.) über den erschlagenen Leichen und das Licht das sie umfließt, beleuchtet die nächtliche Scene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuß auf einem Leichnam und bedenkt sich das Schwert in die Scheide zu stecken. Bedeutend erhebt die Göttin den Zeigefinger der rechten Hand um ihn zu warnen und mit der ausgestreckten Linken zeigt sie ihm den Weg. Ulysses den Bogen in der Hand hält die sich bäumenden Pferde am Zügel und strebt schon in einer raschen Bewegung fort, nach dem säumenden Gefährten zurückschauend. Beyde Helden sind nakt, nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyß und ein Löwenfell hängt über den Rücken des Diomedes. Jener, dessen kräftig 152
gezeichnete Figur am meisten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche gegen die sinnende Ruhe des Diomedes einen vielleicht nur zu starken Abstich macht.

Mit diesem Bilde sind wir in die geistige Welt der Kunst eingetreten. Das gemeine Wirkliche ist uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende ist aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns der andere (No. 1.), mit dem sich diese Gallerie der Rhesusbilder würdig abschließt.

Der vorige Künstler hatte uns das trojanische Lager gezeigt und uns mit einem engen Raum umschränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechischen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu setzen, aus dem wir dadurch gleichsam herausgetrieben werden. Er öfnet mit einem kühnen Griff seinen Schauplatz und wir übersehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns sogleich durch ganz ver-

7: Licht, B. — 9: Schwerdt B b. — 10: Hand, B b. — 11: warnen, B b. — 16: über dem B b K W M. — 20: diesen b. — 23: das andere W M. (Die Aenderung ist grammatisch zwar richtig, aber Schiller schrieb ohne Zweifel der andere, indem er schon an den Künstler des nächsten Satzes dachte.) — (No. 1.) mit B. — 30: öffnet B b. — 32: ganz] fehlt B b K Q W.

schiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerst dem lebhaftesten Lichte folgt, fällt auf eine mahlerische, schön pyramidenförmig geordnete Masse von vier milchweißen Pferden, welche Ulysses eben fort treiben will. Er wendet dem Zuschauer den Rücken, nur der Kopf ist ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, so wie die Mähnen und Decken der Pferde sind in einer fliegenden Bewegung; dieser hell-glänzenden und ′ rasch bewegten Gruppe setzt sich die ruhige dunkle 153
Masse leblos liegender Körper im Vordergrund und die stillliegende Ferne des Hintergrundes schön entgegen.

Sobald der erste gewaltsame Sinnenreiz nachläßt, so wendet sich der Verstand zu dem Bedeutungsvollen; dieß findet er hier sehr geistreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, steht an dem Wagen des Rhesus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er sich denselben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erschlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in schön verkürzter Lage hingestreckt. So rasch sich Ulyß und die Pferde bewegen, so ruhig steht Diomedes, nur das Gesicht ist unzufrieden nach der Erscheinung zur Linken hingerichtet.

Hier schwebt in einer Wolkenumgebung, schlank und schön gebildet, Minerva herab und bedeutet mit ausgestreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke in der sie erscheint, wälzt sich mahlerisch wie ein daherströmender Nebel um den Wagen des Rhesus herum und faßt auf diese Art die ganze Mordscene mit einem geheimnißvollen Vorhange ein, der sich nur auf der rechten Seite öfnet, um den Blick nach dem griechischen Schifflager zu erweitern. Alle Parthien des Bildes schmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bey diesem Bilde den heitern Einfluß einer phantasiereichen Kunst, nach Kunstideen ist Alles gewählt und geordnet, nichts einzelnes ist der gemeinen ′ Wirklichkeit abgeborgt, alles repräsentirt 154
nur und hat nur Daseyn für den Gedanken und durch denselben.

Es ließ sich für diese beyden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

3: forttreiben B b. — 11: Bedeutungsvollen: B b. — 22: Wolke, B. — 25: öffnet, B b.

Der Raub der Pferde des Rhesus ist, als bloßes Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier mußte also die Phantasie ihre Macht beweisen und der Gedanke statt des wirklichen Gegenstandes eintreten. Wurde dieses Bild bloß mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, so mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben diese natürliche Wahrheit ist das Gespenst der Zeit und dem Deutschen insbesondere wird es schwer, sich mit freyer Dichtungskraft über das gemein Wirkliche zu erheben. Diesem Stoffe also, der sein Gefühl nicht ansprach, konnte ein Künstler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen und eben dieß scheint die meisten von diesem Süjet zurückgeschreckt zu haben.

Der Abschied des Hectors ist schon als Stoff und ohne allen Zusatz der Kunst ein rührender Gegenstand, und konnte mit einem mäßigen Aufwand von Phantasie, selbst durch naive Wahrheit ein sprechendes Bild abgeben. Aber hier war der sentimentalische Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunst auch auf diesem Felde wie auf dem poetischen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hector und eine zerfließende Andromache waren zu fürchten und sie sind auch nicht ausgeblie'ben. Ich bezeichne die Werke nicht, da sie sich leicht von 155
selbst heraus finden.

Es war in diesem einfach scheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniß auszudrücken; Hector sollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieser Verhältnisse sein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verstoßen. Eines mußte nothwendig zur Hauptsache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war, und die Kunst bestand darin, die prägnanteste zu wählen.

Einige der concurrirenden Künstler haben sich begnügt, bloß den Abschied des Gatten von der Gattin vorzustellen, und sind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterin oder der Mutter ist nur ein Zeuge der Handlung. Hector selbst

1: Faktum B. — 10: abgewinnen, B. — 13: des Hektor M. — 27: verstos-|sen. B b. — 29: war und A b.

ist so jugendlich und weichlich gehalten, daß man bloß den Abschied zweyer Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Dieß ist unstreitig der unglücklichste Einfall, der sich am weitesten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Held, der der Schirm seiner Vaterstadt seyn soll, ist hier nun gar nicht zu denken. Es ist auf eine Rührung angelegt, die diesem Stoffe ganz und gar fremd ist.

Andre schlugen den entgegengesetzten Weg ein; indem sie den Vater ausschließend mit dem Kinde beschäftigen, lassen sie die Mutter und Gattin eine untergeordnete Rolle spielen. Diese entfernten sich weniger von dem Geist der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Characters sich mit dem männlichen Ernst des ′ Helden sehr 156
wohl verträgt. Und da die Mutter sich durch sich selbst schon in die Handlung einmischen kann, so konnte sie nicht bedeutungslos erscheinen.

Auf einem der vorzüglichsten Stücke in der Sammlung (No. 24.), einem Oehlgemählde, scheint der Künstler beabsichtigt zu haben, Mutter und Kind in Einer Umarmung zusammen zu fassen. Hector breitet seine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterin vor ihm zurückflieht, während daß sich Andromache zwischen diesen, nach dem Kinde ausgestreckten Armen, an seinen Leib schmiegt; aber er selbst zeigt sich keineswegs mit ihr beschäftigt, seine ganze Bewegung bezieht sich auf das Kind, sie scheint überflüssig und eher ein Hinderniß zu seyn.

Nun war die zweyte Frage, für das Pathetische der Situation den wahrsten und zugleich würdigsten Ausdruck zu finden — denn es sollte der Abschied eines Helden seyn, der Gattin und Kind zurückläßt um in eine Todesgefahr zu gehen; man sollte einen letzten ewigen Abschied ahnden. Auf der andern Seite sollte sich der Held über den Schmerz erhaben zeigen, Andromache sollte sich auch in dieser schmerzlichen Situation seiner werth beweisen, unser Herz sollte nicht zerrissen, sondern durch die Rührung selbst gestärkt und erhoben werden.

Einer der concurrirenden Künstler (No. 13.), dem die Natur

4: Helden, M. (Vgl. I, 344. 347. 383 und oben S. 355, 26.) — 8: ausschlies-|send B b. — 9: entfernen B W. — 11: Charakters B. — 16: Oelgemählde, B. — 26–27: zurückläßt, B b. — 28: ahnen. K M.

einen heitern Sinn und ein schönes naives Gefühl verliehen, aber
die Stärke und Tiefe der Empfindungen scheint versagt zu haben, hat
sich auf die einfachste Weise aus der Verlegenheit gezogen, indem er
' die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienscene verwandelt, worin 157
von dem tragischen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu
spüren ist. Hector unterhält sich mit dem Kinde, das auf dem linken
Arm der Wärterin ist und sich vor dem Vater zu scheuen scheint. Die
Amme deutet mit einer sprechenden Bewegung auf den Vater, als ob
sie das Kind mit demselben bekannt machen wollte. An Hectors
rechte Seite schmiegt sich Andromache; er hat ihr den einen Arm
liebevoll hingegeben, indem er den andern dem Kinde schmeichelnd
entgegenstreckt. Jede der drey Figuren belebt ein naiver, äußerst
glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln spielt um den
Mund des Vaters, und Andromache's seelenvoller Blick schwimmt
zwischen Heiterkeit und Thränen. Alles accordirt zu einer schönen
lieblichen Gruppe und spricht das Gemüth schnell und entscheidend an.
Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunstfoderungen nach,
weil man einer schönen Natur begegnet, und wird unwillig über den
gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze
mahlerische Anlage fehlerhaft und außerdem das Bild mit Unschicklichkeiten überladen findet. Denn der Künstler schien das Heroische, das
er in die Handlung selbst nicht zu legen wußte, in der Umgebung
nachhohlen zu wollen und erfüllt deswegen den Rand der Mauern
und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Million
Spießtragender Trojaner, welche auf diese Familiengruppe herabschauen.

So wie man auf diesem Bilde das Pathetische ganz vermißt, so
ist demselben auf zwey andern, sonst sehr ' tüchtig gearbeiteten Bildern 158
zu viel Raum gegeben und von dem heroischen Character des Helden
zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewisses peinliches
Gefühl und man mag nicht gern dabey verweilen. Auf dem einen
misfällt noch besonders die abgewandte Stellung des Hectors und der
Ausdruck hilflosen Schmerzens in seiner Gebärde. Dem andern

1: verliehen; B b. — 12: entgegen streckt. B. — 17: Kunstforderungen K W M. — 18: begegnet und A B b. — 23: nachholen B b. — wollen, B b. — erfüllte K W M. — 29: Charakter B. — 32: mißfällt B. — des Hektor M. — 33: hülflosen B.

(No. 19.) scheint eine gewisse kranke Blässe zu schaden, welche dadurch entsteht, daß die Zeichnung zum Theil colorirt ist und auf einen Farbeneffekt Anspruch macht, aber gerade da, wo die energische Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden ist.

Mehrere und zwar die geschicktesten Meister lassen ihren Helden sich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Diese Handlung ist schicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und selbst im Affekt beruhigten Ausdruck und die Handlung erhält dadurch einen feyerlichen Character. Das Kind auf den Armen des Vaters, besonders wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwey vorzüglichsten (No. 25 und 26.) Bildern in dieser Reihe der Fall ist, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülflosen Stadt, beyde scheint Hector in die Hand der Götter zu geben.

Es finden sich zwey, nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (No. 20 und 21.), wo der Künstler im Geist der alten Bildhauerwerke des Pathetischen nicht bedurfte, um bedeutend zu seyn. Ernst und ruhig steigt der gewaffnete Hector die Stufen seines Hauses herab, sein Körper ist schon den Kriegern zugewendet, die mit dem 159 Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Gesicht kehrt sich nach der Andromache, die sich mit leidender Miene an ihn anschmiegt und ihn nicht lassen will. Ihr zur Seite steht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weisen Bedeutsamkeit der Alten hat uns hier der Künstler die Situation mehr durch symbolische Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles stellt mehr vor als es ist; es gilt zwar für sich selbst und weis't doch auf etwas andres hin, es ist nur der sinnvolle Buchstabe, in welchem der Geist verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauses, welches von dem Hausvater jetzt verlassen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroß rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernste doch nicht traurige Herabsteigen des Helden steht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht

1: (No. 19) B. — 7: und] uns B. — 10: Charakter. B. — 12: ist; A. — 21: warten | Nur B.

auf sich selbst; die zärtliche Bekümmerniß der Gattin ist dem Ganzen
gemäß. Nur sie selbst ist zu klein und zu dürftig gegen die colossa-
lische Figur des Helden und stört den antiken Sinn des Ganzen durch
ihre moderne schwächliche Erscheinung.

Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur, hat
sich das Genie der verschiedenen Künstler characterisirt. Einige, die
zu der Höhe des Gegenstandes nicht hinauf langen konnten, haben
mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht und diese ist dann
die gelungenste Figur des Bildes geworden. Hier in corpore vili
konnte ′ der Künstler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindesten 160
Nachtheile folgen, obgleich der gute Geschmack auch hier eine edlere
Behandlung zur Pflicht machte. Von der stupiden Gleichgültigkeit an
bis zur koketten Leichtfertigkeit ist sie auf diesen Bildern durchgeführt
worden. Diesen letztern Charakter trägt sie auf einer bunt getuschten
Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwey unschicklich ange-
brachten Säulen, die das Thor versperren, bezeichnet haben will. Das
Bild ist auf das gefälligste, nach Art eines bunten englischen Kupfer-
stichs, behandelt, die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme
aber besonders geistreich gedacht. Nur einen Hector wußte der Künstler
sich nicht zu denken und sich überhaupt nicht zu der Höhe seines Gegen-
standes zu erheben.

Dagegen ist auf den zwey vorhin erwähnten Bildern, in welchen
Hektor seinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich
bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde
des Ganzen veredelt. Auf dem einen (No. 23.) steht sie in einer sehr
geistreich gedachten Stellung abgewendet und es ist dem Künstler ge-
lungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, desto tiefer zu
rühren. Auf dem andern Bilde (No. 26.), dessen ich nachher noch
umständlicher gedenken werde, hat ihr der Künstler eine noch größere,
wenn nicht zu große Bedeutung gegeben.

Bey dieser Abschiedsscene Hektors war das Lokale keinesweges un-
wichtig und die Handlung konnte nur vermittelst desselben ihre volle
Erklärung erhalten. Wenn sich der Künstler nicht der Freyheit der
Symbole bediente, ′ so mußte er die Scene unter oder an das tro- 161

6: charakterisirt. B. — 7: Gegenstandrs A. — 14: Character b. — 31: Hectors B. — Locale B.

janische Thor verlegen und je sprechender er die Umgebung machte, desto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es ist daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt ist. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten so gemäß ist; obgleich das andre Extrem, wo der Künstler einen opernmäßigen Hofstaat um seine Personen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Ursache, sich über den Fleiß, über die Kunstfertigkeit, über das Sentiment, über den Geist und Geschmack zu erfreuen, die bey diesen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erscheinung gekommen sind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bey welcher die Kunst anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch sie sich frey und selbstständig erklärt, und zu der geistreichen vollendenden Anmuth, wodurch sie sich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet, sind Proben gegeben worden. Mehrere dieser Bilder sind wahrhaft schön gedachte Ganze, andre empfehlen sich durch irgend eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Absicht auf gewisse Theile der mahlerischen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, so wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (No. 26.) der braunen Zeichnung, wie sie das Publikum nannte, ehe man den Namen des Künstlers, Hrn. Nahls, ' erfuhr, zurückkehren, 162
welche auch den Blick zuerst angezogen hat.

Hector hebt den Astyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine schöne Gestalt im Geist der Antiken gezeichnet, lehnt sich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte scheint sie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzens entstellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hectors in weiterem Abstand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geschieden, kniet die Wärterin, das heitre Gebet des Helden mit einem schmerzvollen Flehen aus tiefer geängsteter Brust begleitend. Auf sie, als die niedrigere Natur, hat der weise Künstler die ganze

1: verlegen, B b. — 14: erklärt und A B b. — vollendenden] (Einige späte Drucke lesen ganz unnöthig: vollendeten.) — 22: wie das Publikum sie nannte, B b K W M. — 29: im weitern M. — 30: liegt von A b.

Schaale der Leidenschaft ausgegossen, die er für diese Scene bereit hielt; aber in ihrem Affekt ist nichts unwürdiges, es ist nur das Heftige der Inbrunst, was ihn bezeichnet. Die Handlung geschieht unter dem Thor, dessen edle Architektur würdig zum Ganzen stimmt. Hinter der Amme öfnet sich dasselbe in einem schönen freyen Bogen; man sieht den Wagen Hectors, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger ist näher getreten und setzt die Hauptscene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dieß ist der poetische Gedanke des Bildes; aber der edle Styl, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man fühlt sich thätig, klar und entschieden; die ' schönste 163
Wirkung die die plastische Kunst bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantasie belebt, der Geist aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verstand beschäftigt und befriedigt.

[5]: öffnet Bb. — [13]: Wirkung, B.

XIII.

Dramatische Preißaufgabe.

Durch den glücklichen Erfolg der bisherigen Preisaufgaben, in Absicht auf bildende Kunst, hat man sich bewogen gefunden, etwas ähnliches auch auf dem Felde der Poesie, und zwar der dramatischen, zu versuchen, welche gegenwärtig im Besitz ist am meisten unter allen poetischen Gattungen auf den Volksgeschmack zu wirken.

Man giebt hierbey dem Lustspiel den Vorzug vor dem Trauerspiel, weil an Jenem überhaupt noch ein größerer Mangel ist und das Neue darin am meisten gefodert wird. Denn ob wir gleich an guten Tragödien vielleicht noch ärmer sind, so kann unsre Bühne sich hier weit mehr als dort durch das Ausland, ja selbst durch das Alterthum bereichern und das Vortreffliche in dieser Gattung veraltet nie, da die Leidenschaften auf der unbeweglichen Base der mensch-
lichen Natur gegründet und folglich weit beständiger sind als die 170
Sitten, die jedes Land und jeder Zeitmoment verändert.

Man klagt mit Recht, daß die reine Comödie, das lustige Lustspiel, bey uns Deutschen durch das sentimentalische zu sehr verdrängt worden und es ist allerdings ein herrschender Fehler auf unserer komischen Bühne, daß das Interesse noch viel zu sehr aus der Empfindung und aus sittlichen Rührungen geschöpft wird. Das Sittliche aber so wie das Pathetische macht immer ernsthaft und jene geistreiche Heiterkeit und Freiheit des Gemüths, welche in uns hervorzubringen das schöne Ziel der Comödie ist, läßt sich nur durch eine absolute moralische Gleichgültigkeit erreichen; es sey nun, daß der Gegenstand selbst schon diese Eigenschaft habe, oder daß der Dichter die Kunst

XXIII. Propyläen. Dritten Bandes Zweites Stück. Tübingen. 1800. S. 169 bis 171.

besitze, die moralische Tendenz seines Stoffs durch die Behandlung zu überwinden.

Man unterscheidet aber auch in der reincomischen Gattung noch Characterstücke und Intriguenstücke; und es ist eine alte, nicht ungegründete Bemerkung, daß der deutsche Genius in jener ersten Klasse nie sehr glänzend erscheinen wird. Characterstücke stellen uns entweder Gattungen (die Molierische Comödie) oder Individuen (die englische Comödie) dar. Für die letztere ist der deutsche Character zu arm, und für die erste, kältere Gattung ist der Zeitmoment vorüber. Die Charactercomödie erfordert im Ganzen eine größere Fülle des Genies von Seiten des Dichters und von Seiten des Schauspielers ein tieferes Stu'dium, als man in unsern Tagen 171
glaubt voraussetzen zu dürfen.

Es bleibet also nur das Feld der Intriguenstücke offen, das Feld ist reich und nicht so leicht als das der Characterstücke zu erschöpfen.

In dem Intriguenstücke sind die Charactere bloß für die Begebenheiten, in dem Characterstücke sind die Begebenheiten für die Charactere erfunden. Das Genie wird das Vorzügliche beyder Gattungen au eine glückliche Art zu vereinigen wissen.

Ein Preiß von Dreißig Dukaten wird hiermit auf das beste Intriguenstück gesetzt.

Die Manuscripte werden vor der Mitte Septembers erwartet.

Diejenigen Stücke, welche sich zu einer Vorstellung qualificiren, werden aufgeführt.

Sämmtliche Arbeiten werden in den Propyläen recensirt, dabey wird von den Eigenschaften des Intriguenstücks überhaupt die Rede seyn.

Das Eigenthum so wie die freye Disposition bleibt den Verfassern.

Am 9. Nov. 1800 bittet Goethe: „Möchten Sie wohl an die Preisaufgabe des Intriguenstücks denken, da der letzte Bogen der Propyläen endlich gefördert werden soll." (Briefwechsel mit Schiller Nr. 776. 2^2,317.) Der Erfolg dieses von Schiller verfaßten Ausschreibens war durchaus unbefriedigend und ein Preis wurde nicht ertheilt. Beurtheilung eingelaufner Stücke (eins von Rochlitz war angekündigt; a. a. O. Nr. 821) wurde nicht veröffentlicht. Die Propyläen wurden nicht fortgesetzt.

XXIV.

Aus Schillers Nachlaß.

1. Methode.

Naturrecht, Politik, Moral, Aesthetik, wie gut sie sich auch im System ausnehmen, gestatten so wenig Anwendung auf Welt, Leben und Kunstschöpfung. Kommt es nicht daher, [daß] weil der Philosoph immer von Gesetzen und rationalen Principien, die Natur aber immer von blinden Gewalten und von der That ausgeht?

Der Philosoph kommt freilich am besten zu seinem Zweck wenn er den Menschen gleich als vernünftig voraussezt; aber der Mensch ist nicht vernünftig, er wird es erst spät und wenn die Welt schon eingerichtet ist. Der Mensch ist mächtig, gewaltsam, er ist listig und kann geistreich seyn lang eh er vernünftig wird. Aus dieser seiner Natur und nicht aus seiner vernünftigen müßte das Naturrecht und die Politik deduciert werden, wenn durch sie das Leben erklärt werden, und wenn sie einen wirksamen Einfluß aufs Leben haben sollten.

---

2. Bildungsstuffen.

Ich habe oft bemerkt, daß die Halbkenner und unreifen Köpfe viel schwerer zu befriedigen sind als die Meister und die Kenner, bei welchen sich immer eine gewisse Großmuth und Liberalität des Urtheils findet. Im Schauspielhause z. B. geben sich die leztern dem Künstler und seinem Werk bereitwillig hin, da die erstern sich zur Wehre setzen und auf alle Art widerstreben. Bei Kunstausstellungen freut sich der rechte Meister über die kleinste Spur des Guten, er sucht sie auf, da der Klügling nur das fehlerhafte sucht und findet. So ists in der

ganzen Welt. Wer reich ist und innere Fülle besizt kann auch andern geben, ohne daß er sich dadurch arm macht. Wer [sich] aber selbst arm [fühlt] ist, der fühlt sich einen Augenblick reich, wenn er andern nimmt.

[Der Künstler wird daher] So findet man den Menschen im Durchschnitt auf diesen drei Stuffen der Bildung. Auf der ersten wo seine Cultur noch nicht angefangen, ist er bloß sinnlich rührbar, ohne Reflexion, die Neuheit erweckt ihn, die Abwechßlung ergözt ihn, ihn reizt das Glänzende, aber auch an dem baroken, grotesken, seltsamen, abentheuerlichen findet er Vergnügen. Er ist ganz ohne Wahl und alles erfreut ihn, was ihn beschäftigt. Gutes und Schlechtes wird in diesem Zustand mit gleicher Zufriedenheit von ihm aufgenommen, er ist dankbar für jede Gabe, das feierliche und das läppische findet bei ihm gleichen Eingang. Gott Vater und Hans- 2
wurst kann man ihm beide gegen einander stellen. Glücklich ist der Schauspieldirector der ein solches Publicum antrift. Er ist willkommen mit allem was er bringt. Der Prediger auf der Kanzel kann sich kein besseres wünschen. In diesem Zustande befinden sich im Ganzen noch viele Städte Deutschlands, selbst von den größten, gegenüber der Kunst und den Schriftstellern. Deßwegen haben wir in Deutschland so viele große Genies, so viele vortrefliche Männer und Werke. Es geht den Deutschen mit berühmten Nahmen, wie dem alten heidnischen Römer mit den Gottheiten. Er nimmt alle bereitwillig auf, den Jupiter der Griechen und den Anubis der Egypter, in dem weiten Pantheon der Vielgötterei ist Raum für alle.

---

3. Wohlgefallen am Schönen.

Das Wohlgefallen an der reinen Form, am Schönen, ist ein unbegreiflicher Schritt den der Mensch thut; in keiner Geschichte der Menschheit habe ich diesen Uebergang nachgewiesen gefunden.

Man findet bei dem Kind und bei wilden Völkern, zwar eine Neigung zum Schmuck und Putz, etwas das über das Bedürfniß hinausgeht, aber diese Neigung ist ganz nur sinnlich, es ist der Glanz der Farben, welcher anzieht, es ist die Eitelkeit welche sich aus-

zeichnen, es ist der Reichthum welcher groß thun will. Deßwegen hängt sich der Wilde Ringe in Nasen, Ohren und Lippen, tattowirt sich, färbt sich Lippen und Nägel, besteckt sich mit bunten Steinen, Federn, ja mit Knochen und Zähnen. Aber von allem diesen ist kein Uebergang zu einem freien Wohlgefallen an der schönen Gestalt.

Schwerlich würde der Mensch je das Schöne gesucht haben, wenn er es nicht schon als fertig vorgefunden hätte, ohne es zu suchen. Die Natur fängt immer mit der That an. In Ländern, wo die Natur schöne Gestalten erzeugt, entstand auch die Foderung des Schönen; das Ideal, welches man in sich trägt, bildet sich nach den Eindrücken, die man empfangen. Und in solchen Ländern, wo es die Natur zu schönen Gestalten bringt, schafft sie auch edlere Organisationen. Hier wo der Mensch schöner gebaut ist, ist er auch zärter fühlend, empfänglicher, geistreicher. Hier also findet sich das Subjekt zum Objekt und umgekehrt. Es ist eine Form da, den Sinn zu wecken und zu stimmen. Es ist ein Sinn da, die schöne Form zu ergreifen.

Von den Korbartigen Hütten und den schmutzigen Zelten von Thierhäuten, unter welchen sich der Wilde so erbärmlich behilft — zu der griechischen Säulenordnung, zu den Tempeln und Portikus, was für ein Schritt!

Die Reinlichkeit

---

4. Tragödie und Comödie.

Das Gemüth in Freiheit zu setzen, erzielen beide, die Comödie leistet es aber durch die moralische Indifferenz, die Tragödie durch die Autonomie.

In der Comödie muß alles von dem moralischen Forum auf das physische gespielt werden, denn das moralische erlaubt keine Indifferenz. Behandelt die Comödie etwas, was unser moralisches Gefühl interessiert, so liegt ihr ob, es zu neutralisieren, d. i. es in die Klasse natürlicher Dinge zu versetzen, welche nach der Causalitæt nothwendig erfolgen.

4. (Vgl. oben S. 460, Z. 19 ff.)

Undank z. B. ist an sich etwas, was unser moralisches Gefühl affiziert. Undank kann tragisch behandelt werden, so im Lear der Undank der Töchter gegen den Vater, und da ist es eine moralische Rührung. Wir werden dadurch moralisch verlezt, das kann und soll uns nicht erspart werden, denn die Tragödie fodert daſſ wir leiden, durch den Schmerz führt sie uns zur Freiheit.

Undank kann aber auch in der Comödie behandelt werden, aber dann muß [sie] er als eine natürliche Sache erscheinen; und wenn wir in der Tragödie mit demjenigen Mitleiden haben, der Undank erleidet, so muſſ uns die Comödie den lächerlich machen, welcher Dank erwartet.

Man hat den Moliere getadelt, daß er in dem Tartuffe den Heuchler zum Gegenstand einer Comödie gemacht; ein Charakter der immer Abscheu errege und folglich für die Heiterkeit des Lustspiels nicht geeignet sey. Wenn Moliere wirklich durch Darstellung seines Heuchlers unsre Indignation, unsern Abscheu erregt, so hat er freilich unrecht und in diesem Fall hätte ihn der Genius der Comödie verlassen. Auch den Heuchler kann die Comödie behandeln, aber dann muß es so geschehen, daß nicht er abscheulich, sondern die welche er betrügt lächerlich werden.

Welche von beiden, die Comödie oder die Tragödie, höher stehe ist öfters gefragt worden. Man müßte untersuchen, welche das Höhere erzielt, aber dann wird man finden daß beide [auf] aus so verschiedenen Punkten ausgehen und nach so verschiedenen Punkten wirken, daß sie sich nicht vergleichen lassen. Im Ganzen kann man sagen: die Comödie sezt uns in einen höhern Zustand, die Tragödie in eine höhere Thätigkeit. Unser Zustand in der Comödie ist ruhig, klar, frei, heiter, wir fühlen uns weder thätig noch leidend, wir schauen an und alles bleibt außer uns; dieß ist der Zustand der Götter, die sich um nichts menschliches bekümmern, die über allem frei schweben, die kein Schicksal berührt, die kein Gesetz zwingt.

Aber wir, sind Menschen, wir stehen unter dem Schicksal, wir sind unter dem Zwang von Gesetzen. Es muß also eine höhere rüstigere Kraft in uns aufgeweckt und geübt werden, damit wir uns wieder herstellen können, wenn jenes glückliche Gleichgewicht, worinn die Comödie uns fand, aufgehoben ist. Dort brauchten wir diese Kraft

nicht, weil wir mit nichts zu kämpfen hatten, aber hier müssen wir siegen und bedürfen also der Kraft. Die Tragödie macht uns nicht zu Göttern, weil Götter nicht leiden können, sie macht uns zu Heroen d. i. zu göttlichen Menschen oder wenn man will zu leidenden Göttern zu Titanen. Prometheus, der Held einer der schönsten Tragödien, ist gewissermaßen ein Sinnbild der Tragödie selbst.

---

5. Nathan der Weise.

Leßing hat im Saladin gar keinen Sultan geschildert, und doch ist die Intention Saladins mit Nathan, wie er ihm die Frage wegen der drey Religionen vorlegt, ganz sultanisch. Deßwegen erscheint uns dieses Motiv plump ja ganz unpassend, es gehört einem andern Saladin zu als wie wir ihn im Stück sehen. Der Dichter hat nicht verstanden, jene derbe Farbe zu vertreiben, und die Handlungsweise des historischen Saladins mit dem Saladin seines Stücks zu vereinbaren. Daß Saladin bloß aus Eingebung der Sittah handelt ist bloß ein Behelf, der die Sache um nichts besser macht.

---

6. Zwei Blättchen aus den ästhetischen Vorlesungen.

. . . .

sinnlichen letzten Grund der ganzen Sinnenwelt an und denken uns diese in ihrer Totalität als bloße Darstellung [dieser denken] eines intelligibeln Substrats welches selbst nicht erkannt und in keiner Anschauung kann gegeben werden. Ist aber die unendliche Sinnenwelt nur Darstellung dieser Idee des Uebersinnlichen, so ist diese Idee für sich selbst eine Größe, die dem unendlichen gleich ist, und ein Gegenstand, der diese Idee in uns rege macht, wird die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führen. Das Unendliche ist aber absolut, nicht komparativ, groß. Mit ihm verglichen ist jede andere Größe klein. Ein solcher Gegenstand wird also das AbsolutGroße in unser Gemüth rufen, er wird erhaben seyn.

. . . .

. . . .
kraft bei Großen Vorstellungen ist schon das vorigemal ausgeführt worden.

In der Auffassung und Aneinanderreihung der einzelnen Glieder eines Quantums schreitet die Einbildungskraft von selbst, ohne dazu eine besondre Vernunftvorschrift nöthig zu haben, und ohne durch eine subjektive Grenze gehindert zu werden ins Unendliche fort. Der Verstand leitet sie durch Zahlbegriffe, mit deren Hilfe sie jedes auch noch so kleine Maaß jeder noch so ungeheuren Größe adæquat mächen kann. Das Maaß wird von ihrer selbst hergegeben, und die Zahlbegriffe die der Verstand gibt, bestimmen wievielmal dises Maaß in dem Quantum, welches gemessen werden soll, enthalten ist.

. . . .

Anhang. Zweifelhaftes.

1. Kants philosophische Religionslehre.

Philosophie. Ohne Druckort: Ueber Imm. Kants philosophische Religionslehre. In einem Briefe an einen Freund. 1793. 32 S. 8.

Dieser Brief, welcher einen kurzen Auszug oder eigentlicher nur die Hauptideen aus jedem Abschnitt des genannten Werkes mit einigen eingeflochtenen Bemerkungen, Zweifeln und Einwürfen enthält, war, (wie der Vf. sagt), bloß zum Privatgebrauch eines Freundes bestimmt, der das Werk wegen vieler Geschäfte nicht lesen konnte, und daher nur die Hauptideen durch einen Auszug zu erfahren wünschte. Der Hauptinhalt des kantischen Werks ist zwar sehr gedrängt, aber doch treu und faßlich dargestellt. Desto mehr muß man sich wundern, daß die Bemerkungen nicht allezeit treffend sind, und gewisse Sätze nur deswegen bezweifeln oder bestreiten, weil sie der Vf. nicht verstand. Gegen den Begriff vom radikalen Bösen wird erinnert: durch die Annahme einer bösen Maxime werde das Böse nicht erklärt, weil daraus noch nicht erhelle, warum der freye Wille die Uebertretung des Gesetzes und nicht vielmehr die Befolgung desselben in seine Maxime aufnehme; das Böse sey schon erklärt, wenn man sage: Vernunft und Sinnlichkeit erfordern oft entgegengesetzte Sachen, wird jene dieser untergeordnet, so ist es eine böse Handlung.

Wenn aber diese Handlung moralisch seyn soll: so muß sie durch Freyheit geschehen, und setzt also eine Maxime voraus.

Eben so unerheblich sind die Einwürfe gegen den Satz: das radikale Böse kann nicht in der Sinnlichkeit gedacht werden, denn es wäre

A: Allgemeine Literatur-Zeitung. Mittwochs, den 6. August 1794. Nr. 256. Sp. 335—336. — Vgl. Briefwechsel mit Körner 3, 75 f. Tomaschek S. 240 f. 260, Note 45.

sonst nicht verschuldet. Der Vf. fragt unter andern: ob der Grund des Bösen eben verschuldet seyn müsse. Und doch ist leicht einzusehen, daß, wenn der Grund des Bösen nicht verschuldet ist, es auch das aus jener Quelle entspringende Böse nicht seyn kann, woraus dann ferner folgte, daß es gar kein moralisches Böse gebe.

Wenn der Vf. die Verpflichtung aus dem ethischen Naturstande in ein ethisches gemeines Wesen überzugehen, bezweifelt, und zwar aus dem Grunde, weil in beiden Zuständen eben dieselbe Vernunft eben dasselbe Gesetz vorschreibe, und eben dieselbe Freyheit angenommen werden müsse, und daher die Verpflichtung und die Hindernisse zu einem guten Lebenswandel in beiden gleich stark seyen: so hat er nicht daran gedacht, daß die Hindernisse, durch welche die Menschen unter einander die Erfüllung ihrer Pflichten erschweren, nach und nach aufhören müssen, wenn sie sich verbinden mit vereinten Kräften das Reich Gottes herbeyzuführen, oder mit andern Worten, die moralische Gesinnung in jedem andern zu beleben, zu stärken, und auszubreiten.

Uebrigens ist der Vf. in den meisten Punkten mit Kant einverstanden und überzeugt, daß nicht nur die Religion, sondern auch der christliche Glaube durch Kants Werk viel gewonnen habe und in Zukunft noch mehr gewinnen werde. Durch dieses Geständniß unterscheidet er sich von denjenigen gelehrten Katholiken, welche nach S. 5. den Umsturz der Religion und Jakobinische Grundsätze aus der Kantischen Philosophie wittern; nur drückt er sich auf eben derselben Seite etwas zweydeutig darüber aus. Dieses macht seinem Herzen und Verstande um so mehr Ehre, da er auch ein Katholik ist, ob er gleich einige Partheylichkeit für seinen Glauben merken läßt, da wo er Kanten einer Partheylichkeit gegen denselben beschuldiget. Er glaubt nemlich: es liege mehr in Privatverhältnissen als in der Natur der Sache, daß die meisten Resultate jenes Werks günstiger für den Protestantismus als Katholicismus ausfallen.

Das Publicum würde nicht viel verloren haben, wenn dieser Brief ungedruckt geblieben wäre.

22: demjenigen A.

---

2. Patriotismus und Kosmopolitismus.*

Den ersten Keim des empirischen Begriffs von Vaterlandsliebe, — eines Worts, das vielleicht nie so sehr gemißbraucht worden ist, als zu unsern Zeiten, dessen eigenthümlicher Sinn also völlig bestimmt zu werden verdient, — findet Rec. in der Anhänglichkeit an den Grund und Boden, auf welchem der Mensch geboren wurde, sich nährte und erwuchs. Von diesem dehnte er sich auf die gesellschaftliche Verbindung mit den auf demselben Boden lebenden Menschen, und von diesen auf die bürgerliche oder Staatsverfassung, zu welcher dieser Boden mit seinen Bewohnern gehört, aus. Nach dieser letztern Ausdehnung des Begriffs beruht der Patriotismus auf der Anhänglichkeit an die Gegenden und deren Bewohner, die unter einer und derselben Staatsverfassung stehen. Daß es nicht unter einem und demselben **Regenten** heißen könne, erhellet daraus, daß mehrere Länder eines und desselben Regenten von verschiedener Verfassung seyn können, deren jede nur den Bewohnern ihres Landes, denen der übrigen aber nicht gefällt. Der Patriotismus dieser letztern Art kann keinen festen und dauerhaften Grund haben, so lange jene Anhänglichkeit ein Werk der bloßen Gewohnheit ist, mit denselben Menschen an demselben Orte oder in demselben Lande zu leben, und mit ihnen auf irgend eine beliebige Weise regiert zu werden; denn man kann sich gar leicht an andere Menschen, an andere Oerter und Gegenden und an andere Regierungsweisen gewöhnen, man kann überzeugt werden, daß das bürgerliche System, in welchem wir leben, ungleich unvollkommner und mangelhafter sey, als andere, die wir kennen; jede Veränderung unserer Gesinnungen gegen unsere Mitbürger, jeder Gedanke an schönere und fruchtbarere Gegenden, bessere Regierungen und Staatsverfassungen, würde also auch unsere Anhänglichkeit an unser Vaterland erschüttern. Oder, wäre jemand für sein Vaterland und die Verfassung desselben, ungeachtet ihrer Gebrechlichkeit, die er entweder nicht bemerkte oder nicht

* Eingang einer Recension in der Allgem. Literaturzeitung 1794, 11. August Nr. 262, Sp. 377—378, über das Buch: Von der Liebe des Vaterlandes. Ein philosophisch-historischer Versuch. Wien, b. Stahel, 1793. 2 Bde. 8. Der übrige Theil der Recension enthält die Inhaltsangabe mit einigen Gegenbemerkungen. — [6]: an dem A.

achtete, eingenommen, so würde sein Patriotismus nur blind seyn, und dieser ersterben, sobald ihm die Augen aufgingen. Die Anhänglichkeit an unser Vaterland kann also nur dann von Beständigkeit seyn, wenn sie eine Wirkung der Ueberzeugung ist, daß durch die politische Verfassung, unter welcher wir leben, nicht allein der Zweck des Staats, nemlich die Sicherung der natürlichen und unverlierbaren, so wie der im Staate wohl er'worbenen Rechte, durch äußere Zwangsgesetze, 378
sondern auch der Endzweck aller Staatsverfassung, nemlich die Erziehung der Menschen zu einem Zustande, in welchem sie, unabhängig von äußern Zwangsgesetzen, in einem bloß gesellschaftlichen Verhältnisse, ihren eigennützigen Trieb durch das Gesetz ihrer eigenen Vernunft einschränken und regieren, am zuverlässigsten befördert und erreicht wird. Und einen solchen letzten Zweck aller Staatsverfassung müssen wir setzen, so lange er noch möglich ist, und der Staat noch als bloßes Mittel zu einem höhern Zweck gedacht werden kann. Der Patriotismus besteht nach allem diesem in der aus der Ueberzeugung von der Güte und Zweckmäßigkeit unserer Staatsverfassung entspringenden thätigen Anhänglichkeit an dieselbe. Je gegründeter jene Ueberzeugung ist, desto wahrer und ächter wird auch der Patriotismus seyn; aber mit der Erreichung jenes Endzwecks aller Staatsverfassung wird er auch aufhören, und der Kosmopolitismus, als eine in demselben Verhältnisse höhere Tugend, in welchem der durch den Staat zu bewirkende Zustand (das goldne Zeitalter der Dichter) vorzüglicher ist, als jener, an dessen Stelle treten.

Zu S. 63–64 (Kallias) liefern die von A. Conze in den Preußischen Jahrbüchern (1870. Bd. 26) mitgetheilten Briefe Schillers an den hanövrischen Maler Ramberg einige Nachträge. Am 7. März 1793 schrieb Schiller aus Jena: „Ich weiß nicht, ob er (Göschen) Ihnen schon gesagt haben wird, daß wir wünschen, für eine Schrift von mir, die in diesem Sommer fertig werden wird, eine Zeichnung von Ihnen zu erhalten. Die Schrift hat, ihrem Inhalt nach, den nächsten Anspruch auf Ihre Mitwirkung, denn sie ist nichts anders als ein Dialog über die Schönheit. Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, mich auch in den Streit zu mengen, den die Philosophie über den Begriff der Schönheit erhoben, und die Kantische Theorie, die in seiner Critik der ästhetischen Urtheilskraft aufgestellt ist, war die nächste Veranlassung für mich, diesen Begriff zu entwickeln.

Weil die Philosophie über das Schöne gewissermaßen ein Vereinigungspunkt für Philosophen, Künstler und Dichter ist, und die Schönheit es nicht verzeyhen würde, wenn man auf einem fremden Territorium ihre Sache führte, so habe ich gesucht, meinen theoretischen Untersuchungen auch eine kunstmäßige Einkleidung zu geben, und die Form eines Gesprächs zwischen verschiedenen Künstlern, Dichtern und Philosophen dazu erwählt. Wenn Sie sich nun entschließen wollten, diese kleine Schrift mit einem Produkt Ihres Geistes zu zieren, so würden die Richter, vor denen ich meine Idee der Schönheit zu vertheidigen habe, desto schneller auf meiner Seite seyn. — Ich kann und will Ihrem Genius nichts vorschreiben, und möchte mir selbst auch das Vergnügen der Ueberraschung nicht verderben, das Ihre freye Erfindung mir gewähren wird. Sie wissen, daß die Schrift von der Schönheit handelt, und das ist für Ihre reiche Phantasie genug. Vielleicht finden Sie in meinem Gedicht: die Künstler, welches im Teutschen Merkur 1789 enthalten ist, einige Ideen, welche mahlerisch wären, aber ich gewinne immer am meisten, wenn Sie sie aus Sich selbst nehmen. Sie dürfen Sich durch keine Rücksicht auf den Inhalt meiner Schrift einschränken lassen. Ihre Wahl ist völlig frey, und alles ist passend, was an die Macht der Schönheit erinnert." — Ramberg scheint auf den Wunsch eingegangen zu sein, da Schiller am 7. Apr. 1793 seinem Freunde Körner meldet: „Zu meinem Kallias macht Ramberg eine Zeichnung, die gestochen wird und dann mir bleibt. Ich habe ihm völlig freye Hand gelassen, und bin nun voller Erwartung, was er erfunden haben mag." — Die Sache verzögerte sich jedoch. Am 4. Febr. 1795 schreibt Schiller aus Jena an Ramberg: „Daß ich Ihre Vorschläge zu einer Vignette (die Allegorie der Schönheit betreffend) noch nicht beantwortet habe, rührt bloß davon her, daß diese Schrift, zu der jene Vignette bestimmt war, vor jetzt noch unterblieben ist. Kommt sie zu Stande, so werden Sie mir erlauben, mich Ihres gütigen Versprechens zu erinnern, und Sie um eine Zeichnung dafür zu bitten." Der Dialog Kallias ist leider nicht geschrieben.

Berichtigungen.

S. 14 füge in den Lesarten hinzu: [24–25]: die Thiere, b.
S. 27 lies in den Lesarten: [10]: Ahnung K M.
S. 27 füge in den Lesarten hinzu: [11]: in deutliches B b K.
S. 71 „ „ „ „ „ [10]: ihr ihr zum a.
S. 76 lies in den Lesarten: [24]: den Menschen a.
S. 79 lies im Texte Z. 28: „Erneurung" und füge in den Lesarten hinzu: [28]: Erneuerung B b.
S. 99 lies in den Lesarten: [5]: dem Rigoristen B.
S. 104 füge in den Lesarten hinzu: [27]: beyden B.
S. 112 lies im Text Z. 29: beiden.
S. 112 füge in den Lesarten hinzu: [32]: wird] ist B b K W M.
S. 112 lies in den Lesarten: [33]: gehandelt worden. B b K W M.
S. 118, letzte Zeile, lies: τοις παθεσι).
S. 122 füge in den Lesarten hinzu: [1]: Wohlgefallen] Wohlwollen a.
S. 153 „ „ „ „ „ [5]: für Schmerz b.
S. 154 lies in den Lesarten: [29] ff.: (Die Anmerkung fehlt in B b K W M.)
S. 156 „ „ „ „ [9]: auf Gesetze] an Gesetze b K.
S. 166 füge in den Lesarten hinzu: [9]: pathetischer b.
S. 180 „ „ „ „ „ [27]: Aber das Gute B b.
S. 191 „ „ „ „ „ [6]: wird er B b K.
S. 206 „ „ „ „ „ [21]: wurde b.
S. 215 lies in den Lesarten: [2]: Sprichwort, B.
S. 244 füge in den Lesarten hinzu: [10]: deutlicherm b.
S. 261 „ „ „ „ „ [10]: hinweist, B b.
S. 261 lies in den Lesarten: [10]: unter allen was B b.
S. 389 „ „ „ „ [33]: heißen, B b (und so stets mit ß.)
S. 399 füge in den Lesarten hinzu: [23]: ihm verstehen B.
S. 421 lies im Text Z. 22: das widrige, statt: das Widrige, und füge in den Lesarten hinzu: [22]: das widrige, W M] das Widrige, A K.
S. 428 füge in den Lesarten hinzu: [15]: engen B.
S. 429 „ „ „ „ „ [20]: Ueberlegung B b.
S. 446 „ „ „ „ „ [13]: also] fehlt B b K. — [21]: Die Dichter B b.
S. 466 „ „ „ „ „ [9]: Gegenstand B.
S. 484 lies Z. 2 v. u.: (Vgl. zu S. 353, Z. 15.)
S. 496 lies in den Lesarten: [7]: Pla-|tzes b, Plaz-|zes B.
S. 502 „ „ „ „ [25]: scrupulöse, W M.
S. 519 „ „ „ „ [4]: darzuthun, A.
